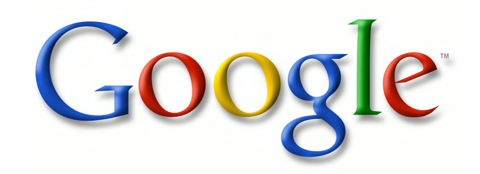
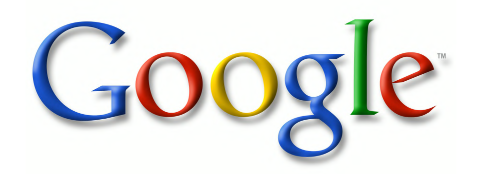



Google

Goethe und Schiller.

Goethe und Schiller.

Von

Karl Goedeke.

Zweite, durchgesehene Auflage.



Hanover.
Verlag von Louis Ehlermann.
1859.

E. Geibel und P. Heyse

in München

gewidmet.

Vorwort.

Aus der künstlerischen und politischen Gährung ihrer Zeit erhoben sich Goethe und Schiller zu bleibender Wirkung. An Alter um zehn Jahre verschieden, giengen ihre Bildungswege nicht gleichzeitig neben einander und die persönlichen Schicksale gaben ihnen in den Jahren der Jugend so verschiedenartige Formen des geistigen Lebens, daß sie, als ihre Bahnen sich näherten, anfänglich fast feindselig einander gegenübertraten. Goethe war leicht und siegreich durch den großen Weltverkehr gegangen; Schiller hatte jeden Schritt erzwingen und erobern müßen. Als Goethe seine Jahre des „Wütens“ längst überwunden und fast alles Große, was ihm gegönnt war, in sich abgeschloßen hatte, trat Schiller zuerst auf die Bühne. Goethe hatte auf der italienischen Reise bereits das schöne Maaß gewonnen und hofte, sein Volk dafür empfänglich zu finden, als Schillers stürmische Inbrunst einer neuen und einer in Goethes Sinne gefährlichen, weil strenger politischen Gährung, den mächtigen Ausdruck gab. Goethe war bestimmt und bestrebt, die Dinge wie sie waren dichterisch zu schauen und zu schaffen, ihm war die Dichtung nur ein Mittel, der Natur beizukommen, die er auf vielen andern Wegen zu erfaßen bemüht war. Schiller legte in die Stoffe seine Empfindungen und Gedanken und ergriff die Formen des Dichtens und Denkens

weniger ihrer selbst wegen, als um der Wirkung willen, die der poetische, historische oder philosophische Gehalt durch die Form auf die Nation üben konnte. Goethe und Schiller waren bestimmt, einander zu verdrängen oder gemeinsam mit einander zu wirken. Glückliche Fügung ließ den letztern Fall eintreten. Sie verbanden sich zu vereintem Streben, und schufen, ohne sich selbst ungetreu werden zu können, in gegenseitig geförderter Bildung neue Werke, die der reinste Ausdruck ihrer Naturen und das Entzücken ihres Volkes geworden sind.

Die biographischen Skizzen beider, die hier auf vielfach ausgesprochne Wünsche aus dem Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung in besonderem Abdrucke erscheinen, sind durchgesehen und hie und da verbeßert, doch nicht wesentlich verändert, wozu bei Kürze der Zeit und der anhaltenden Beschäftigung mit dem dritten Bande des Grundrißes keine Gelegenheit und bei dem Zwecke der Arbeit auch kaum ein innerer oder äußerer Grund gegeben war. Aus Schillers Biographie ist die Zusammenstellung seiner Aeußerungen über seine Kunsttheorie, die den Zusammenhang der Darstellung zu stark zu unterbrechen schien, weggelaßen. Was sich auf Grundlage derselben über Schillers dichterische Schöpfungen und über die Wechselwirkungen zwischen diesen und ihrer wie unserer Zeit hätte sagen laßen, behalte ich einer umfaßenden Darstellung der deutschen Literaturgeschichte vor.

Mögen die Freunde, deren Namen ich dem Buche als Erinnerung schöner Sommertage in München vorgesetzt habe, auch meiner freundlich dabei gedenken.

Celle, Ostern 1859.

K. Goedeke.

Johann Wolfgang von Goethe.

1



Goethe war der einzige Sohn und das älteste Kind bürgerlicher Eltern in Frankfurt. Sein Vater, Johann Kaspar Goethe (der Sohn eines aus der Grafschaft Mansfeld stammenden, im J. 1687 zu Frankfurt Bürger gewordnen Schneiders, der als Gasthalter zum Weidenhof im Febr. 1730 starb, und der Cornelia Schellhorn, geb. Walther), war am 31. Juli 1710 geboren und wurde im J. 1742 zum kaiserlichen Rat ernannt. Er verheiratete sich am 20. Aug. 1748 mit Katharina Elisabeth Textor, der Tochter des kaiserlichen Rats und Frankfurter Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor. Am 28. Aug. 1749 wurde ihnen ein Sohn geboren, der am folgenden Tage in der Taufe den Namen Johann Wolfgang erhielt; im December 1750 folgte eine Tochter Cornelia, die am 1. Nov. 1773 mit Johann Georg Schlosser getraut wurde und am 8. Juni 1777 zu Emmendingen starb. — Goethes Jugend verfloß im väterlichen Hause zu Frankfurt am Hirschgraben; er besuchte keine Schule und wurde durch Privatunterricht und den wenig beschäftigten Vater mehr angeregt als ausgebildet. Von früh an gewöhnte er sich, auf eigne Hand in der Welt sich umzuschauen, mehr der aufgeweckten Mutter, als dem strengen und förmlichen Vater nachartend. Der Wohlstand der Eltern hob den Sohn in bewegtere, freiere Lebens-

kreise; Mangel und Ueberfluß blieben ihm gleich anfangs unbekannt; Kunst und Dichtung waren im elterlichen Hause nicht fremd; der Vater hatte eine Vorliebe für die reimenden Dichter und war ein abgesagter Feind der neuen reimlosen Erzeugnisse, so daß der Klopstock'sche Messias nur auf Schleichwegen zu Goethe und seiner Schwester gelangen konnte, die ihn, wie unverstanden er auch bleiben mochte, in kindischer Gier verschlangen und auswendig lernten. Durch die Truppenbewegungen des siebenjährigen Krieges wurden französische Regimenter nach Frankfurt geführt, mit denen das leichte, luftige Gefolge der Schauspieler einzog. Der Graf Thorane, der als Einquartierung in das Goethe'sche Haus kam, hatte entschiedenen Einfluß auf die Entwicklung des jungen Goethe, größeren noch übte der Verkehr mit den französischen Schauspielern, deren Treiben auf dem Theater und außerhalb dem Knaben unverborgen blieb und deren gezogne Declamation ihn zum nachahmenden Vortrage Racine'scher Stücke aufregte, ohne daß er von dem Declamierten ein Wort verstanden hätte. Erst nach und nach lernte er die erklärenden Worte zu der Art von Pantomime verstehen, welche er sich selbst vorstellte, wie es die Schauspieler auf der Bühne ihm vorgethan. Sein Nachahmungstrieb wurde so lebhaft aufgeregt, daß er selbst ein französisches Nachspiel verfaßte und noch lange Jahre in der französischen Manier befangen blieb. Bruchstücke und erste Versuche aus dieser Richtung sind erhalten. — Neben diesen fremdländischen Einwirkungen machten sich andre geltend, wie sie sich im traulichen Verkehr mit bedeutenden Männern Frankfurts ergaben. Der Knabe wurde durch Uffenbach, den Opernfreund, den Gottsched fruchtlos zu bekehren versucht hatte, den Kunstsammler Haekel und den Juristen Ort angezogen; näherer Verkehr entwickelte sich mit dem sanguinischen Olenschlager, der sich als Erklärer der goldnen Bulle einen Namen gemacht, mit dem durch Familienschicksal zum Menschenfeind gewordnen Herrn von Reineck

und mit dem Hofrat Huisgen, der die Welt wunderlich und schlecht fand und selbst in Gott Fehler zu entdecken meinte.

Ein Jahr nach der Krönung Josephs II., deren feierliches Gepränge Goethe mit anschaute und Jahrelang nach dem Untergange des deutschen Reichs mit lebendiger Frische, wie im ersten Eindruck, zu schildern vermochte, bezog er, unzulänglich vorbereitet, die Universität Leipzig. Er traf dort gegen Michaelis 1765 ein. Dem Wunsche des Vaters gemäß sollte er die Rechte studieren; sein eigner Vorsatz, den er dem Professor Böhme eröffnete, war auf das Studium der schönen Wißenschaften gerichtet. Böhme mahnte entschieden ab und vermochte den sechzehnjährigen Studenten, die juristischen und philosophisch vorbereitenden Collegia fleißig und pünktlich zu besuchen. Auch Gellert, zu dem er Vertrauen hatte, mahnte von der Poesie ab und empfal die Prosa neben einem gewißenhaften Fachstudium. Anfangs giengen die Dinge ganz gut, an Willen fehlte es nicht, desto mehr an feßelndem Reiz der Vorträge, deren flache pedantische Trockenheit weder Neues zu bieten schien, noch das Alte, längst Bekannte in fruchtbarer Nachwirkung zu gestalten fähig war. Der lebensfreudige Jüngling wandte den Hörsälen den Rücken und übertrug sein Frankfurter Leben in das Leipziger, dem eignen Wege vertrauend und willens, auf eigne Gefahr zu irren oder fördernde Pfade zu treffen. Die Frau des Professors Böhme, der er sich anschloß und seine poetischen Neigungen bekannte, ließ nicht gelten, was er hochschätzte, und klärte ihn über die Richtungen der neueren Zeit auf. Er lernte eine Verachtung des Modernen und besonders des Deutschen, aber auch alles dessen, was er gethan. Entmutigt verwarf er das Schreibsal, das er von Haus mitgebracht, und suchte im lustigen Studentenleben, in Gesellschaften, Concert, Komödie, bei Gastereien, Abendeßen und Spazierfahrten, wobei die Louisd'or nur so wegflogen, Zerstreuung und Ersatz. Auf Clodius, der seine mit Mythologie aufgestutzten

Gedichte übel kritisirt hatte, warf er eine Satire hin, in der er, alle Mythologie beiseit laßend, sich des als Ersatz gewählten classischen Pomps, wie er bei Clodius üblich war, im mutwilligen Uebermaß bediente. Auch dieser Mutwille hielt nicht lange an. — Beim Weinhändler Schönkopf hatte er den Mittagstisch genommen. Käthchen, die Tochter des Wirts, zog ihn an und zwischen der Neigung zu ihr, zu einigen andern Mädchen, die weniger schlimm waren als ihr Gerücht, und zwischen dem Verkehr mit seinen Freunden, Behrisch, Horn, dem jungen Breitkopf, dem ältern Oeser und Andern war sein Leben zerstreuungsvoll geteilt. Er dichtete im Geschmack der damals aufstrebenden Erotiker kleine Lieder, deren Charakter er als sittliche Sinnlichkeit, wie sein Leben überhaupt, bezeichnet und die, nach seiner Versicherung alle aus Anläßen hervorgegangen, unschuldige Jugend in oft ruhmredig altklugen Worten aussprechen. Behrisch, dessen Charakter in scharfer Opposition gegen das Leipziger Wesen stand, ließ ihn gewähren und machte ihm nur die Bedingung, nichts drucken zu laßen, wofür er ihn zur Belohnung durch zierliche mit Rabenfeder und Tusche gemachte Abschriften erfreute. Durch Breitkopf kamen die Lieder in der Folge jedoch mit dessen Composition unter die Leute, ohne beachtet zu werden. Erst als Goethe sich schon einen weitklingenden Namen gemacht, lenkte sich die Aufmerksamkeit aufhaschender Sammler darauf zurück. Goethe, der alles, was er in Worten auffaßte, nach innerer Erfahrung aussprach, förderte seine Selbstbildung durch Verwandlung des Erlebten in ein Bild. Seine beiden kleinen Lustspiele: Die Laune des Verliebten und Die Mitschuldigen, dürfen als solche Abbilder gemachter Erfahrungen gelten, und eröffnen, während sie einerseits als Erzeugnisse des Zeitgeschmacks im leichten dramatischen Stile geschichtliche Bedeutung haben, und andrerseits die frühe Reife des Menschen bezeugen, Blicke in jene Lebensschichten, in denen er verkehrte

oder neben seinem Verkehr tief, vielleicht schon zu tief hineinschaute. Der Druck der Estimation, den äußerer Schein und innere Verbrechen üben, war ihm bis zur Darstellung fühlbar geworden und mehre in diesem Sinne angefangene Dinge beschäftigten ihn. Bei gereifterer Einsicht suchte er sich auch von diesen Abbildern einer Durchgangszeit zu befreien, indem er die Dichtungen verbrannte, so daß nur wenige Blättchen durchschlüpften, denen in neuerer Zeit die Freunde Goethes, die an der Entwickelung dieses einen Menschen die Entwicklung der begabten Menschennatur überhaupt studieren und deshalb mit einer alles ausgleichenden Pietät dem Leben des Dichters bis ins Verborgenste nachspüren, erhaltende Pflege gewidmet haben. Trotz dem leichten Flattersinn, der den Leipziger Studenten ins Lebensgetriebe führte, ist ein allseitiger Künstlertrieb unverkennbar. Seine poetischen Erstlinge unterscheiden sich von den herrschenden der Zeit dadurch, daß sie nicht auf äußere Wirkung angelegt wurden und nicht willkürliche Handlungen, sondern gestaltete Rechenschaftsablagen über eigne Lebensmomente waren. Wie die genialen Naturen, die, nicht um vorhandnen Regeln zu genügen und conventionelle Formen auszufüllen, vielmehr um dem innern Leben die Form zu geben, ihre Dichtungen schufen, schuf Goethe, unbekümmert um Zeitgeschmack und Leute, seine Lieder und Schauspiele, die deshalb noch nicht über den Geschmack und die Formen der Zeitgenoßen hinausgehn musten. Aber mit der Dichtung allein war seine Künstlernatur nicht befriedigt, er wollte das Leben, mehr das bunte als das schöne, auch von andern Seiten faßen lernen und wurde, wie er durch Breitkopf der Musik näher geführt war, durch Oeser zum Zeichnen angeregt; selbst in der schwierigen Kunst des Kupferstichs suchte er sich heimisch zu machen und würde ohne die bösen Ausdünstungen, welche die ätzenden Säuren auf den Kupferplatten erzeugten, wohl nicht sobald von diesen Versuchen abgestanden sein. Der Holz-

schnitt, damals noch oder wieder in der ersten Kindheit, reizte ihn, doch ist von dieser Kunst, die wenig über Contourzeichnung hinausgieng, wahrscheinlich ihrer Unfruchtbarkeit wegen, später nicht wieder die Rede. — Die aus der Nähe wirkenden Mächte verschloßen ihm weder Auge noch Ohr für die aus der Ferne andringenden Gewalten. Lessings Dramaturgie, die in der Epoche, sich von der Autorität loszusagen, diese Zeitrichtung auf dem literarischen Gebiete mit der größten Entschiedenheit und dem glücklichsten Erfolge gegen die Autorität der Franzosen, namentlich Voltaires, verfolgte, machte auf die strebende Jugend und in ihr auf Goethe den nachhaltigsten Eindruck. Die Dresdner Kunstschätze übten ihren anziehenden Reiz. Goethe reiste hinüber (damals war es von Leipzig nach Dresden noch eine Reise) und sah hier zuerst Bildwerke des Altertums und Meisterschöpfungen der Malerkunst. Der Mann, dessen idealer Sinn in Dresden wenige Jahre früher den ersten festen Grund gefunden und an den man denken muste, wenn man an Dinge der Kunst dachte, Winkelmann, war ein großer Name für den jungen Goethe. Eben wurde im Vaterlande angekündigt, daß er, wenn auch nicht dauernd, zurückkehren werde, und Sachsen hoffte ihn zu sehen; Goethe war gespannt auf den Begründer der neuen idealen Auffaßung der Kunst — da traf die schreckliche Kunde von der Ermordung des Unglücklichen ein. Fast den geraden Gegensatz zu Winkelmann bildete Wieland, dessen angelernter patriarchalischer Geschmack in Deutschland wenig Anklang gefunden, dessen eigentümlichere Richtung aber, wie sie sich in den komischen Erzählungen, halb französisch, halb griechisch, darstellte, um so größere Aufmerksamkeit erregt hatte. Seine Musarion, die kürzlich erschienen war, übte auf die Jugend eine unbeschreibliche Einwirkung. Scham und Scheu waren von diesem tändelnden Geschwätz überwunden, Frauen und Mädchen, vielleicht dieselben, die bei Klopstocks Oden selige Thränen ge-

weint, ließen sich von dem verführerischen Buhlergelispel des Buches hinreißen; junge Dichter und alte Literatoren, denen die Unterscheidung zwischen unschuldiger Sinnlichkeit und ausgelernter Leichtfertigkeit abhanden gekommen, schwelgten im Genuß dieses neuen Evangeliums der epikureischen Horde, und — so allgemein war die Einwirkung! — während einerseits die raffinierte Verworfenheit der Erotiker hier ihren Ausgangspunkt nahm, giengen reinere Naturen, von den eingestreuten Philosophemen angeregt, von dem Buche wie zu neuem edlen Schaffen gestärkt hinweg. Die Scheffner, Goltz, Heinse und die zahl- und namenlosen Verfaßer der Lais und Psycharion fußen so gut und übel auf Wieland und seiner Musarion wie Schillers reflectierende Lyrik am Ausgange seiner ersten Periode, nur daß jene stecken blieben, Schiller aber den Entwicklungsprozes nur durchmachte. Goethe scheint von Musarion nie befangen zu sein; es hat sich, was sonst bei ihm als Nachwirkung des mächtigen Eindrucks immer wahrzunehmen ist, keine Spur einer wetteifernden Dichtung unter seinen Sachen aufweisen laßen. Die üble aber damals neue und gefällige Vermischung des Altertums mit allerneuesten Einbildungen über dasselbe, die flachste Welt- und Lebensweisheit der genußsüchtigen Gegenwart in einem Gewande, das dem Leben des Altertums entnommen sein wollte, galt in der Zeit, die aus den französischen Feßeln in die classischen strebte, beinahe durchgehends als Wiederbelebung des Altertums. Der teuschende Kunstgriff, an den die Mischung zeitbeliebter Formen der romantischen Periode mit verzerrten Auffassungen der Schicksalsidee bei Müllner und Genoßen erinnern mag, konnte Goethe nicht blenden. Er fragte, anstatt sich bei dieser neuesten Auffrischung bequem zu beruhigen, die Griechen und Römer, deren Sprachen ihm in Frankfurt vertraut geworden, über ihr Wesen und ihren Wert selbst und fand bald den schreienden Mislaut zwischen der keuschen Einfalt der Griechen, der angenommnen Bildung der Römer und

der französierten Leichtfertigkeit und weichlichen Schwäche dieser Agathone und Musarione, so daß es später nur eines neuen Anstoßes bedurfte, um den Wieland'schen Puppen den Hohlspiegel mit strafender Richterhand vorzuhalten. Vielleicht war dieser Gewinn, den Goethe von Leipzig mitbrachte, der reichste; alles was ihn dort beschäftigt, gehemmt und gefördert hatte, sank bald hinter dem Vorwärtsstrebenden in Vergeßenheit, die reinere Anschauung des classischen Altertums hielt er fest, und ihr verdankte er in der Folge, als er an inneren Erfahrungen bereichert Himmel und Erde und die unvergänglichen Lebensspuren der griechischen Bildung in Italien gesehen hatte, die reinsten Schöpfungen, die seiner Künstlernatur gegönnt waren.

Die letzte Zeit seines Leipziger Aufenthalts wurde durch Krankheit getrübt. Sie trieb ihn im J. 1769 in das väterliche Haus zurück. Die Krankheit war von Dauer und wurde durch den Arzt nicht ergründet, viel weniger gehoben. Mutter und die befreundete Klettenberg widmeten ihm treue Pflege, beide in ihrem Sinn. Durch Fräulein von Klettenberg, die stille, fromme, der Herrnhuterei zuneigende Grüblerin, wurde er in eine dämmerfromme Richtung geführt, in deren Windungen er auf das Studium mystischer, alchemistischer und herrnhutischer Schriften kam; er las Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte und sammelte reichen Stoff, dessen Verwendbarkeit ihm erst eine Zeit nachher einleuchten mochte, als er durch Umwege auf die Volksbücher und auf das feßelndste darunter, den Faust, geführt wurde. Ueber den Studien wurde er gesund. Nach der Wiederherstellung machte er einen Versuch zu radieren, die Krankheit war wieder im Anzuge; die vom Scheidewaßer erzeugten Ausdünstungen, die ihn schon in Leipzig angegriffen, hatte er auch diesmal nicht mit der erforderlichen Vorsicht vermieden. Doch war mit des Uebels Entdeckung das Uebel selbst gehoben und rasche Genesung gab ihn dem bewegteren Leben zurück.

Die juristischen Studien, denen bis dahin zur Unzufriedenheit des Vaters nicht die erwartete Hingebung gewidmet war, sollten eifriger fortgesetzt werden. Goethe bezog deshalb im Frühjahr 1770, um sich zur Promotion vorzubereiten, die Universität Straßburg. Das schöne Land zwischen Wasgau und Rhein wirkte günstig auf Stimmung und Befinden. Unter dem Vorsitz des feinen, bedächtigen Aktuars Salzmann hatte sich in der Krämergaße im Hause der ehrsamen Jungfern Lauth eine mannigfaltige Tischgesellschaft zusammengefunden, meistens Mediciner,*) in deren Verkehr ihm die Jurisprudenz wieder unbehaglich, die Medicin lockend wurde. Er trieb sich im anatomischen Theater, im chemischen Laboratorium, den Hospitälern und dem Accouchement mehr neugierig als lernbegierig um und nahm nur so viel daraus mit, um später über die Wißenschaft und ihre Jünger wie ein Wißender spotten zu können. In den Berichten nach Frankfurt, die den Eltern mitgeteilt werden konnten, gab er beruhigende Winke, die Jurisprudenz fange an, ihm sehr zu gefallen; aber in Wahrheit war es anders. Mit Ausnahme der Mediciner waren die übrigen Tischgenoßen, zu denen der ehrliche Lerse, später Pfeffels Gehülfe, der sich mit guter Art unterzuordnen wußte, und vorübergehend auch Jung Stilling gehörte, deßen sich Goethe gegen die Neckereien der Mutwilligen annahm, nicht daran schuld; aber Zerstreuungen anderer Art kamen dazwischen. Herder, der sich eines Augenübels wegen in Straßburg längere Zeit aufhielt, wurde mit Goethe bekannt und öffnete ihm die Augen über Dinge, die ihm bis dahin verborgen geblieben waren, über die Volkspoesie, die von den Kunstregeln unberührt den eigentlichen dichterischen Grundcharakter der Zeiten und Völker darstellt und in der anscheinenden Regellosigkeit den

*) John Meyer von Lindau, deßen Goethe ungünstig gedenkt, soll als Mann mehr gehalten haben, als der Jüngling versprochen. Er starb als Arzt in London.

liebevoll aufmerkenden Beobachter Gesetze des dichterischen Schaffens erkennen läßt, nach denen die von der Mode beeinträchtigten Kunstregeln zu erfrischen und zu berichtigen sind. Herder hatte eben begonnen, Trümmer der Volkslieder zu sammeln; er zog Goethen ins Interesse, und bedeutende Gespräche knüpften sich an, deren Folge ein enger Anschluß beider in ihren Aeußerungen freilich sehr verschiedenen Naturen war. Durch Herder lernte Goethe den Homer bewußter genießen, Ossian kennen und Shakespeares Riesengestalt ohne Kleinmut oder Abhängigkeit zu nahen. Eins zog das Andere mit sich; die letzten Frankfurter Studien mystischer metaphysischer Schriften wurden fortgesetzt und mitten aus der Bücherwelt hinaus wurde ein jugendlicher Sprung in die Welt der Leidenschaften gethan, deren anmutiger Zauber dem tausendfältig umgetriebnen Manne nach länger als vierzig Jahren noch in lieblicher Frische gegenwärtig geblieben war. Weyland, einer seiner Tischgenoßen, der mit dem Pfarrer Brion in Sesenheim bekannt geworden, führte ihn im October 1770 dort als Studenten der Theologie ein. Der Landprediger hatte zwei liebenswürdige Töchter. Die jüngere, Friederike, schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, bezauberte ihn durch muntre Offenheit und kindliche Lust. Es entwickelte sich ein leidenschaftliches Verhältnis, das, ohne in Erklärungen ausgesprochen zu sein, wie erklärt und ausgesprochen gelten konnte. Lieder voll rührender Seele floßen aus dem beglückten Herzen des Dichters, aber der Dichter wollte oder konnte seinem Glücke keine befriedigende Dauer geben. Oft kam und gieng er in Sesenheim. Der Zweck seines Straßburger Aufenthalts, die Promotion, schien fast darunter zu leiden; die erforderliche Dissertation, auf welche namentlich der Vater drang, geriet übel und Goethe beschränkte sich darauf, als es am 6. August 1771 endlich zur Promotion kam, über positiones juris (die S. Hirzel veröffentlicht hat) zu disputieren, wobei Lerse opponierte. Der junge Doktor

gieng noch einmal nach Sesenheim, ohne das entscheidende Wort auszusprechen, und nie ist es gesprochen worden. Die rührende Gestalt der verlaßnen Jugendliebe, der ersten wahren, die ihn beseligt hatte, trat bescheiden vor neuen und glänzenderen Erscheinungen zurück, aber die Seele des Jünglings wurde unruhig, wenn er an dies Eckchen der Welt dachte.

Ende August kehrte der Doktor Goethe, wie er fortan hieß, ins elterliche Haus zurück. Im Sommer noch machte er einen Ausflug nach Darmstadt, wo er die Schlosser besuchte und Merck kennen lernte. An Merck, dem er in allem, nur nicht an der strengen Festigkeit des Charakters überlegen war, schloß er sich schon jetzt eng an. Es waren genug Berührungspunkte zwischen beiden und genug Grundverschiedenheiten, um den Verkehr stets frisch und fruchtbar zu erhalten. Der ältere Merck trug fast väterliche Sorge für die tüchtige Nutzung des seinem Augapfel zugeteilten Pfundes. Sein Tadel war einsichtig, sein Beifall karg, aber seine Liebe unbedingt und sein Vertrauen auf Goethes geniale Natur felsenfest. Alle seine Genossen hatte Goethe beherrscht; selbst Herder, wie viel er ihm auch verdankte und wie leichthin dieser anfänglich über ihn urteilte, hatte er imponiert; an Merck fand er zuerst eine Persönlichkeit, vor der er sich beugte, und um so williger, je weniger er in ihm einen Nebenbuhler erkannte.

Um sich in den juristischen Formen praktisch auszubilden und für eine Berufsthätigkeit, etwa die Stelle eines Agenten oder Residenten, vorzubereiten, gieng er, dem Wunsche des Vaters nachgebend, im Frühjahr 1772 als Practicant nach Wetzlar, wo er die Welt wieder auf seine Art ansah und mitmachte. Die Visitation des Reichskammergerichts, die schon seit einigen Jahren im Gange war und eine Menge junger Leute dorthin gezogen hatte, muste auch dem Befangensten die Gebrechlichkeit der deutschen Reichsverhältnisse vor Augen stellen.

In Scherz und Ernst wurden diese freßenden Schäden bloß gelegt, die Bestechlichkeit, der aktenmobrige Geschäftsgang, die Willkürlichkeit in der Besetzung der Senate, die mangelhafte Zahl der Richter und Beisitzer, die läßige Schwäche bei Anwendung als dringend und unausweichlich erkannter Heilmittel, der durch hindernde Förmlichkeiten bis zur Ohnmacht gelähmte gute Wille des Reichsoberhaupts, dessen glänzender Name und hinreißende Persönlichkeit wie einst Maximilians und seines hoffnungerregenden Nachfolgers auf dem dunkeln Hintergrunde dieses Elends nur um so heller hervortrat. Neben der großen, zum Teil glanzvollen auf Rang und Stand mit steifer Kälte haltenden Societät hatte sich ein freierer Zirkel junger Leute gebildet, die von Bretschneider aus Gera angeregt und von dem ernsthaften Poßenmacher Goué geordnet eine Rittertafel bildete. Die Mitglieder, die Goué in seinem Masuren dramatisch abschilderte, führten anklingende Namen, Goué war der edle Coucy, Goethe Götz, Jerusalem Masuren, Kielmannsegge Windsex und Andere, wie Gotter, König, Falke, bergen sich unter den Fayels, St. Amands, Bomirskys u. s. w. Die umliegenden Dörfer waren zu Commenden der Rittertafel umgeschaffen und in den Commenden wurden ritterliche Thaten verrichtet, die sich in der Regel auf Eßen und Trinken beschränkten. Aus dem Gemisch von Narrheit und Ernst, beide voll weiter Ausblicke in Volk und Geschichte, gieng die Conception des Götz von Berlichingen hervor, dessen allmähliches Fortschreiten den Wetzlarer Genoßen kein Geheimnis war. Er hat sich vielfach mit der Formgebung dieses episch-dramatischen Stückes beschäftigt: die erste Conception (1771) blieb liegen und wurde erst nach des Dichters Tode bekannt, zugleich mit der dreißig Jahr jüngern Bearbeitung für die weimarsche Bühne. Die in der Literatur unvergleichlich wirksam gewordne Faßung, dieselbe, welche in Einzeldrucken und den ersten Sammlungen der Werke verbreitet wurde, erschien zuerst im Juni 1773 im

Selbstverlage mit Merck, wofür das Beispiel von Lessing und Bode vorlag, aber nicht als Warnung genutzt war. Der Verlag des zündenden Werkes, dessen sich die Nachdrucker sofort bemächtigten, war weder vorteilhaft noch befriedigend und schreckte von ähnlichen Unternehmungen ab. — Der unvergleichliche Eindruck, den Götz auf die Jugend übte, kann den heutigen Geschlechtern nicht mehr lebendig gemacht werden. Wir sind gewohnt, ihn als ein Kunstwerk Goethes zu nehmen und den persönlichen Anläßen und den in die Zeit der Entstehung hundertfältig verlaufenden Wurzeln nicht nachzufragen. Kaum daß hier eine erste lebendige Einwirkung Shakespeares anerkannt wird. Der politische Athem, der dies in altertümlichen Figuren und altem Rahmen aufgefangne Bild der Zeit belebte, ist heute nicht mehr fühlbar. Wer kann sich in die Interessen zurückversetzen, die dem wankenden Reichsbau gewidmet waren, da man kaum zu denken vermag, daß dieser Bau gestanden. Man muß Zeugnisse aus dem Munde solcher Männer aufrufen, die in Goethes Jugend jung waren*), um den ersten großen Schöpfungen Goethes als geschichtlichen, nicht bloß literargeschichtlichen Documenten Gerechtigkeit zu schaffen. Denn auch der Werther, der in Wetzlar wurzelt, braucht das gebrechliche Gebäude der Reichs-Justiz nicht als bloße Auszierung der Landschaft, sondern als den Mittelpunkt des matten und kränkelnden öffentlichen Lebens, welches die ehrgeizigen Unternehmungen und Entwürfe der großen Mächte dem deutschen Volke noch gelaßen hatten. Doch tritt hier das Politisch-Historische vor der Heftigkeit der Empfindung zurück, desto offner liegt der persönliche Anteil vor Augen, den der Dichter an seiner Schöpfung hatte. Wer diese von ihm abgelöst als ein reines Erzeugnis der Kunst betrachtet, mit andern Worten: nur den ästhetischen Maßstab anlegt, dem geht der Hauptreiz und die

*) Vgl. Rehberg, Prüfung der Erziehungskunst und bei Tieck, Lenz 1, 127. u. a.

wahrhaft künstlerische Bedeutung des Werkes verloren. Goethes Schaffen war kein willkürliches; wie könnte man den Künstler kennen lernen, wenn man die in dem Verhältnis zwischen ihm und seinem Stoffe ruhenden Bedingungen seiner Thätigkeit, wo sie klar zu erkennen sind, außer Acht laßen wollte! Für Werther ist diese Erkenntnis so genau und sicher bis ins Einzelne aus der Vergleichung der beiden Redactionen gegen einander und der Zusammenhaltung der ersten mit dem Briefwechsel und der Geschichte des jungen Jerusalem zu gewinnen, wie vielleicht bei keinem andern dichterischen Erzeugnisse der Welt. Am 9. Juni 1772 fügte es sich, daß Goethe bei einem ländlichen Ball die Tochter des Amtmanns Buff, Charlotte, kennen lernte. Sie zog gleich seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Er wuste nicht, daß sie nicht mehr frei war. Ihr Verlobter war Joh. Christian Kestner, damals Legationssecretär bei der hannoverschen Gesandtschaft zur Kammergerichtsvisitation, genau acht Jahr älter als Goethe, ein durchaus braver aber kalter und etwas steif-pedantischer Mann. Goethe erfuhr sehr bald das Verhältnis zwischen Lotte und Kestner, vermochte aber seiner Empfindungen für sie nicht Meister zu werden und benahm sich, als ob kein Hindernis seiner Liebe bestehe. Lotte, liebreich und heiter gegen alle Welt, ließ ihn gewähren, wie man ein liebes Kind gewähren läßt, dachte aber in reiner Unbefangenheit nicht daran, ihn zu erhören oder ihrem Worte gegen Kestner ungetreu zu werden. Auf die Dauer konnte Goethe diese glücklich-unglückliche Nähe nicht mehr ertragen. Er verließ Wetzlar am 11. Sept. 1772. In Briefen und Briefchen floß seine Seele von Liebe zu Lotten über und dies Glück ohne Ruh war die eine Hälfte des Werther. Die andre beruhte auf einer ähnlichen Neigung, nur daß diese nicht den reinen, unschuldigen Charakter jener trug. Der junge Jerusalem aus Braunschweig, dem in Wetzlar gleich im Anfange seines Aufenthalts beim Grafen Bassenheim der Zutritt in

den großen Gesellschaften als Bürgerlichem auf eine unangenehme Art untersagt war*), lebte zurückgezogen und verschlossen. Eine Neigung zu der Frau des pfälzischen Secretärs Herdt, die nichts weniger als erwiedert wurde, hatte so unerwartete Folgen für ihn, daß seine peinliche Lage unerträglich wurde. Am 29. Oct. 1772 erschoß er sich mit einem Pistol, das er von Kestner wie zu einer vorhabenden Reise geliehen hatte. Aus diesem Jerusalem und sich schuf Goethe eine einzige Person, den Werther, einen jungen Menschen (wie er an Schönborn nach Algier schrieb), der mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazu tretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe, zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt. In den Werther selbst ist jedoch aus dem Thatsächlichen noch ein anderes Hauptmotiv übergegangen, gekränktes Ehrgefühl, das wie bei dem wirklichen Jerusalem so bei seinem Doppelbilde Werther unmittelbarer auf den Entschluß des Selbstmordes wirkt, als der überströmende Schmerz unerwiederter Liebe. Die gleichzeitige Anwendung beider Motive, wo es an der Leidenschaft allein genug gewesen, soll (bis dahin von allen Beurteilern unbeachtet) später Napoleon in dem Gespräche mit Goethe als *Mangel der künstlerischen Behandlung* getadelt und Goethe den Tadel als treffend anerkannt haben. Es wäre müßig darüber zu rechten, da Goethe nicht eine einzelne Leidenschaft künstlerisch behandeln, sondern innere Erfahrungen gestalten wollte und dabei die gegebenen Thatsachen weder ganz verwischen, noch unverändert wiedergeben konnte. Wenn dem Werther als Kunstwerk ein Fehler vorzurücken war, so

*) Goué, der im Masuren Jerusalem unter diesem Namen mit Goethes Worten aus dem Werther ausstattet, macht dafür den adelsstolzen Grafen zum krimischen Gesandten und läßt ihn an einem gewissen Ort zur Thür hinauswerfen. — Kestner ist im Masuren der Referendarius.

musste es ein Fehler des Künstlers sein, und vielleicht ist das Ineinanderschlingen zweier ganz verschiedener Neigungen und deshalb zweier ganz verschiedener Reihen von Begebenheiten ein stilles Geständnis des Künstlers, daß er der einfachen Hälfte bis zur geschloßnen Durchbildung und Abrundung nicht Meister werden konnte. Einen andern Mangel des Kunstwerkes nahm Goethe selbst wahr und half ihm bei gereifterer Einsicht ab. Im ersten Werther war die unglückliche Leidenschaft ohne Contrast ihres zerstörenden Ausbruches hingestellt. Bei der neuen Durchsicht der Schriften wurde die Episode vom Bauerknecht eingefügt, der den Nebenbuhler und die Geliebte erschlägt, „die nun keiner haben wird und die nun keinen haben wird." Diesen nachgetragenen Gegensatz hatte niemand vermisst und später haben ihn, wie es scheint, wenige bemerkt. Die Leiden des jungen Werthers fielen zündend in die Gemüter der Jugend. Die lange Reihe von Wertherschriften und die noch längere Reihe von Besprechungen in Zeitschriften und Abschnitten vergeßner Bücher legen Zeugnis ab; die ganze Empfindsamkeitsliteratur zahlloser Romane gieng aus dem Werther hervor. Nach beinahe sechzig Jahren scheuten ernsthafte Geschäftsmänner das unbefangene Geständnis nicht, daß sie sich wochenlang in Thränen gebadet, in der Zerknirschung des Herzens, im demütigenden Bewusstsein, daß sie nicht so dächten, nicht so sein könnten wie dieser da. Ein Kunstwerk, und wäre es das vollendeteste, das sich in dieser Richtung denken läßt, ist unvermögend eine solche allgemeine Stimmung zu erzeugen; mächtig und unbezwinglich wirkt es, wenn die Stimmung der Zeit darin zum erschöpfenden Ausdruck gelangt, daß jeder sein eignes Selbst darin wiederfindet und die Form, in der es ihm wiedergegeben wird, als die eigne zu empfangen meint. Eine für uns befremdende Heftigkeit der Empfindung bei unwichtigen Anläßen begegnet in den Briefschaften der ersten siebenziger Jahre so häufig, daß man sich besinnen muß, ob man

einem Romane oder Erlebnissen gegenübersteht.*) — Goethe hatte sich eine von Kestner am 2. Nov. verfaßte Geschichtserzählung über den Selbstmord Jerusalems, von der er, als er im Nov. mit Schlosser von Friedberg aus auf kurze Zeit wieder in Wetzlar vorsprach, gehört hatte, unterm 21. November erbeten und lieferte dieselbe am 20. Januar 1773 zurück. An die Ausarbeitung der Leiden des jungen Werther gieng er erst im Frühjahr 1774. Die ersten dunkeln Andeutungen darüber sind in dem kestner'schen Briefwechsel vom März, 11. Mai und 16. Juni; das erste Exemplar sandte er am 24. Sept. 1774. Kestner und Lotte, die am Palmsonntage 1773 Hochzeit gemacht, fühlten sich durch die Vermischung ihrer Verhältnisse mit der ganz fremden Geschichte Jerusalems, aus der nun das Gerede der Leute Nachteiliges auf sie zurücktrug, gekränkt und verstimmt. Goethe söhnte sie jedoch wieder aus, und setzte mit Kestner bis zu dessen Tode, im Jahre 1800 den Briefwechsel, wenn auch sparsam, fort. Lotte sah er 1816 in Weimar wieder, als die jugendliche Liebesfülle bis zur äußersten Kälte gewichen war.

Nach seinem Abgange von Wetzlar hatte er sich in Gießen aufgehalten, wo er mit Merck eine Zusammenkunft bei Sophie la Roche in Thal-Ehrenbreitstein verabredete. Schon ehe er nach Wetzlar gegangen, hatte er (am 14. Febr. 1772) eine wolwollende Beurteilung ihres Romans, Geschichte des Fräuleins von Stern-

*) Nur ein Beispiel aus vielen. Der hanoversche Leibarzt Zimmermann hatte sich 1771 in Berlin von einem Bruchschaden operieren laßen. Nach seiner Rückkehr meldet er am 16. Dec. 1771: „Mit tausend Freudenthränen ward ich in Hannover von meinem Sohne und meinen Freunden und Freundinnen empfangen; die einen waren vor Freuden ganz sprachlos, andere wurden ohnmächtig, andere verfielen vollends in Convulsionen.“ (J. G. Zimmermanns Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz. Aarau 1830. S. 155.) Derselbe Zimmermann war von dem ersten Teile des Buches, das ihm tausend und aber tausendmal Empfundenes aussprach, so ergriffen, daß er einer Erholung von vierzehn Tagen bedurfte, bevor er sich an den zweiten Teil wagte. — An den Göttinger Dichterbund und die Gefühlsschwärmerei der gleimschen Freunde darf nur erinnert werden.

heim in den Frankf. gel. Anzeigen veröffentlicht. Im heitern Hause mit den lieblichen Aussichten, im Verkehr mit der schönen Tochter der la Roche, Maximiliane, die im Werther als Fräulein B. erscheint, wurde ihm wol. Nur trieb Leuchsenring dort gleichzeitig sein Wesen mit dem Vortrage seiner Correspondenz, einer jener Leute, die damals auf ihre eigne Hand hin und wieder zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten, und wenigstens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten. Leuchsenring, über den Merck ihm aufklärende Winke gab, war ein zarter und weicher dieser Zunftgenoßen; Goethe stellte ihn im Pater Brey dar (der Würzkrämer ist Merck, Balandrino Herder und Leonore dessen Braut), einen andern tüchtigern und derbern (Basedow) in dem Fastnachtspiele Satyros oder der vergötterte Waldteufel (1774). Mit Merck fuhr der junge Dichter rheinaufwärts, in der langsamen Jacht ruhig zeichnend, an Rheinfels, St. Goar, Bacharach, Bingen, Elfeld und Biberich vorüber, mit Muße der unendlich mannigfaltigen Gegenstände genießend, die bei dem herrlichsten Wetter jede Stunde an Schönheit zuzunehmen und sowol an Größe als an Gefälligkeit immer neu zu wechseln schienen.

In Frankfurt übte er sich auf den dringenden Wunsch des Vaters und, was wol nötig war, unter dessen steter Aufsicht und Teilnahme in Advocatenarbeiten ein. Wie wenig aber sein Geist bei diesen Dingen verweilen mochte, läßt sich leicht ermeßen, wenn man die Reiseausflüge und die nicht geringe Zahl zu Ende geführter und begonnener Werke und Werkchen, die ihn zersplitterten und deshalb nur um so mehr Aufwand von Zeit erforderten, in Anschlag bringt. Die von Merck, Wenck, Höpfner und Andern geleiteten Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772 enthalten eine Reihe Recensionen von ihm über die verschiedenartigsten Bücher, wie Sulzers Theorie der schönen Künste, Unzers und Mauvillons Briefe über den Wert einiger Dichter (Gellert),

Woods Versuch über Homer und Seybolds Schreiben über denselben Dichter; dazwischen über das System der Natur und Hollands Anmerkungen darüber; Lavaters Aussichten in die Ewigkeit, Struensees Bekehrungsgeschichte, Bahrdts Eden oder Betrachtungen über die im Paradies vorgefallnen Begebenheiten, Mosers kleine Staatsschriften, über Sonnenfels' Liebe des Vaterlands und Hausens Leben und Charakter Klotzens; über Wielands goldnen Spiegel und Blums Gedichte, über Kretschmanns Jägerin, Zachariäs neue Mährlein, über Sineds Bardenlieder und allerlei Romane und Theaterstücke von Schummel, aus Wien u. s. w. Im Ganzen ziehen sich diese 36 Recensionen durch die Nummern vom 11. Febr. 1772 bis zum 21. April 1775. Kleine Beiträge zum Göttinger Musenalmanach, mit dem er durch Gotter in Verbindung gekommen war, Anteil an Lenzens Uebersetzung des Plautus und dergleichen mag nur in Erinnerung gebracht werden. Aus der Straßburger Zeit schreibt sich noch die kleine Schrift von deutscher Baukunst her, die im Spätjahr 1772 erschien; ihr folgte das Sendschreiben über Zwo wichtige bisher unerörterte Biblische Fragen, von denen die eine untersucht, was auf den Täfeln des alten Bundes gestanden, und die andre sich mit dem Mit-Zungen-reden des Pfingstfestes beschäftigt, beide dunkel und im Nebel von Redensarten verhüllend, daß Goethe für diese Untersuchungen (zu seinem Glück) nicht aufgelegt war. Bestimmter und faßlicher ist sein Brief des Pastors über Toleranz, doch legt auch dieser durch die springende Behandlung Zeugniß ab, daß Goethe für das Gebiet der theologisch-kirchlichen Erörterung sich nicht gesammelt fühlte. Mit entschiedener und überlegener Festigkeit kehrte er sich aber gegen die seichte Verflachung der Bibel, die der berufene Bahrdt damals handwerksmäßig betrieb. Der kleine Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes ist nur ein Glied aus einer Kette von Satiren, mit denen Goethe die Leute, die ihn

verdroßen, damals ärgerte, so daß mit Beziehung auf seinen Vornamen Wolf er wie ein garstig Thier genannt wurde, das an den Leuten aufspringe und sie niederreiße. Er meinte es aber nicht so bös; nur hatte er für die gespreizte Lächerlichkeit keine Verehrung und war munter genug, um das Komische komisch zu finden. Wielands Alceste hatte in Weimar der Musik wegen mehr Glück gemacht, als der französierte Text der Oper jemals hätte machen sollen. Der glückliche Verfaßer wuste im Merkur seinem Entzücken kein Ende; andre und er selbst priesen das schwächliche und sich selbst parodierende Zwitterwerk als Beginn einer neuen Kunst. Goethe ließ im Frühjahr 1774 seine Götter Helden und Wieland ausgehn, „ein schändlich Ding, worin er ihn auf eine garstige Weise über die Mattherzigkeit in Darstellung der markigen Fabelwelt turlupinierte"; ein „Schand- und Frevelstück", Wieland in der Nachtmütze und Hercules den Mund voll Zoten; die Schlaffheit weibischer Modepoesie durch überbotene Geniewildheit überboten. Wieland gieng über die Farçe säuberlich und gütlich zu Gericht, ersah sich aber im „teutschen Merkur" (1774, 2,322 f.) eine andere Gelegenheit in der Nähe, um über den pietätslosen Unfug der genialen Jugend, über das garstige Thier und mit ähnlichen deutlichen Strafreden dem Herzen Luft zu machen. — Auch Nicolai gieng nicht leer aus. Für seine Freuden des jungen Werther, in denen Werthers Pistol mit Hühnerblut geladen ist und der Selbstmörder mit dem Leben davon kommt, auch ein ehrsam-vergnügtes Eheleben führt, rächte sich Goethe durch ein Epigramm Nicolai auf Werthers Grabe, das von Hand zu Hand gieng, und Nicolai's Groll schürte. Eine Generalmusterung seiner Beurteiler und Gegenfüßler nahm er in seinem Frankfurter Zirkel wol nur mündlich vor, sicherlich aber in so festen Formen, daß, als Wagner den Prometheus, Deukalion und seine Recensenten (1775) zu einer für Goethe sehr ungelegenen Stunde drucken

ließ, wenige Worte darin stehen mochten, die nicht genau so aus des Doctors Munde gekommen wären. Obwol er in einem gedruckten Flugblatte die Urheberschaft ablehnte und durch Andre Wagner als Verfaßer bezeichnen ließ, glaubten doch gerade seine vertrautesten Freunde, wie namentlich Merck, seinen Versicherungen nicht. — Pater Brey und Satyros sind schon genannt; das Schönbartspiel Jahrmarktsfest zu Plundersweilern (1774), das sich allgemeiner hält, fällt auch in diese Zeit, und von kleinen ernsthaften Sachen Künstlers Erdenwallen und Hans Sachsens poetische Sendung (aus Misverständnis in den Sommer 1776 gesetzt), der schönste Dank für den Genuß, den ihm das Studium des heitern Greises gewährte. Er hatte ihn aufgesucht, um für seine Lebensschöpfung, deren Anfänge in das Jahr 1774 fallen, für Faust den treffenden Ton zu finden. Er selbst gedenkt im Sommer 1774 einiger Pläne zu großen Dramen, die er erfunden, das heißt das interessante Detail dazu in der Natur gefunden und in seinem Herzen. Auf keinen seiner Entwürfe passt diese Aeußerung genauer als auf Faust, mit dem er sich jedoch noch lange Jahre trug, bevor er zum Entschluß kommen konnte, die erste Faßung als Fragment (1790) darzubieten. Im Jahr zuvor hatte er Mahomet begonnen, den Propheten, der an seine Sendung glaubt. Eine Scene daraus, ein Wechselgesang zwischen Ali und Fatema, wurde durch den Göttinger Musenalmanach im Herbste 1773 bekannt und später entstellt und unverständlich in die Gedichte als Mahomets Gesang aufgenommen. Ein andrer Entwurf in der episch-dramatischen Weise des Götz, der, wie der Mahomet gewöhnlich zu spät, so um einige Jahre zu früh angesetzt wird, Julius Cäsar, gehört dem Jahre 1773. Was wirklich zu Stande kam, meistens durch gesellschaftliche Veranlaßungen hervorgerufen, war wie ein Ausruhen von der Arbeit. Eine solche Erholung war Clavigo. Beaumarchais Mémoire, das damals Aufsehn erregte, wurde in

dem Zirkel der Freunde und Freundinnen zu Frankfurt gelesen und regte bei Anna Sibylla Münch, die Goethen in den Scherzspielen der Gesellschaft zum Manne bekommen hatte, zu dem Wunsche an, die Geschichte von ihm dramatisch behandelt zu lesen. Im Uebermut verhieß er, binnen acht Tagen damit zu dienen, und, wenn ihn späte Rückerinnerung nicht, wie oft, teuschte, hat er seine Verheißung wahr gemacht. Am 1. Juni 1774 schrieb er über das fertige Stück an Schönborn und nannte das Trauerspiel moderne Anekdote dramatisiert, mit möglichster Simplicität und Herzenswahrheit, der Held ein unbestimmter, halb groß halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson; auch seien Scenen darin, die er im Götz, um das Hauptinteresse nicht zu schwächen, nur habe andeuten können. Die Halbheit, die hier in der Person des Clavigo eindringender und vielseitiger ins Licht gesetzt wird, war ein nachwirkender Moment einer noch nicht ganz überwundenen Epoche, während die Charakteristik des Carlos, der seinen Freund von der Kleinbürgerlichkeit losreißen will, um ihn für die Laufbahn in der großen Welt zu befähigen, einen Blick in die vorwärtstreibende Gedankenwelt des Dichters gewährt, dessen Existenz eine in wechselnden Genüßen zersplitterte, aber keineswegs befriedigende war. Er muste und wollte aus diesen kleinen nur Ausblicke, keine Auswege bietenden Verhältnißen und aus dem Druck, der ihn mit väterlicher Autorität darin niederhalten und erst recht ansäßig machen wollte, sich befreien, wie er sich aus so vielen Verhältnißen befreit hatte, deren Anlage auf eine befangene bürgerlich geschäftige Thätigkeit abzuzielen schien. Er war noch jung, aber doch schon fünfundzwanzig Jahre alt, und noch wies sich nach keiner Seite hin eine den Wünschen des Vaters genügende und das eigne Begehren befriedigende Stellung. Daß er für Frankfurter Handelshäuser juristische Geschäfte versah, muste ihn anwidern; er konnte es voll

Ungeduld nicht dabei aushalten. Sobald ein hervortragender Mann des Tages, die im Elternhause des Dichters häufig einkehrten und von der glücklichen Mutter gern aufgenommen, von dem geschmeichelten Vater nicht ungern geduldet wurden, da er den „singulären Menschen“ trotz aller scheinbaren Pedanterie doch mit wahrhaft väterlichem Wolwollen gewähren ließ, durch Frankfurt kam und dem Doctor durch anregende Gespräche aus seiner Welt den Geschmack an den Acten verleidete und die verführerischen Vorstellungen einer Fahrt ins schöne Land aufsteigen ließ; so erlag der Doctor der Verführung mit Freuden, ließ Bücher und Studien hinter sich, empfal die Acten, so gut es sich schicken wollte, der Sorge des Vaters und der Freunde, um sich in der freien Gotteswelt und im rasch wechselnden Verkehr mit Männern, Frauen, Mädchen und Kindern zu entschädigen. Der Sommer 1774 gibt davon ein lebhaftes Bild. Schon Anfang Juni hatte Lavater seinen Besuch angekündigt Gegen Ende des Monats kam er und blieb fünf Tage. Goethe begleitete ihn nach Ems ins Bad, kehrte aber bald zurück, weil seine kleinen Geschäfte gerade auf der Bahn waren, so daß er sie kaum verlaßen durfte. Aber kaum war der erste Besuch fort, als der andre kam, Basedow, der am 12. Juli anlangte und am 15. gleichfalls nach Ems reiste. Goethe konnte der Neigung nicht widerstehn, den Verkehr mit Lavater wiederaufzunehmen. Er begleitete Basedow nach Ems. Im Gefolge dieser beiden, jede in ihrer Art die Aufmerksamkeit herausfordernden Erscheinungen, die beide gemachte Naturmenschen und beide doch wie Gegensätze verschieden waren, wurde Goethe wie der Dunstschweif großer Wandelsterne behandelt. Er sonderte sich deshalb gern von der gaffenden und bewundernden Menge aus, tanzte mit den Mädchen oder erzählte den Kindern Geschichten. Nach der Wahrhaftigkeit der Leiden Werthers und dem Wohnorte Lottens fragte ihn niemand, aus dem sehr triftigen Grunde, weil noch niemand etwas von dem Buche

wußte, das erst im October ans Licht trat. Auch dauerte der Aufenthalt in Ems nicht lange, da die ganze Gesellschaft die Lahn hinunterfuhr und schon am 18. Juli in Coblenz eintraf. Dort war der Schauplatz des Gedichtes Diner zu Coblenz, wo Lavater die Geheimnisse der Apokalypse einem Pfarrer erklärt, Basedow die Ueberflüßigkeit der Taufe einem Tanzmeister demonstriert, während Goethe, das Weltkind zwischen den Propheten, sich an Fisch und Geflügel gütlich that. — Am 21. Juli war Goethe in Düsseldorf, um Jacobi aufzusuchen. Er fand die Brüder nicht daheim und setzte die Reise nach Elberfeld fort. Dort traf er Jung Stilling wieder und dort machte er auch F. H. Jacobi's Bekanntschaft zuerst. Es hatten sich früher kleine Neckereien zwischen Ober- und Unterrhein laut gemacht; Goethe spöttelte über den tändelnden J. G. Jacobi öffentlich und im Freundeszirkel. Eine Verwandte des jacobischen Hauses, Johanne Fahlmer, die von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen und mit Goethes Schwester Cornelia befreundet war, hatte fühlen laßen, daß man Schonung üben müße, da man derselben auch wol bedürfe. Eine mildere Stimmung gewann Raum und als Goethe vollends an Lavater die Erfahrung gemacht, daß bei persönlicher Bekanntschaft alles ganz anders werde, als man sichs gedacht, und daß man über niemand reden solle, den man nicht selbst gesehen, war er, überdies der jüngere, geneigt, den Schritt des Entgegenkommens zu thun. Jacobi gieng mit ihm nach Düsseldorf (Pempelfort) zurück. Die Erscheinung wirkte magisch auf den ganzen Kreiß. Jacobi empfand je mehr ers überdachte je lebhafter die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört habe, etwas Begreifliches über dies außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben; man brauche nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln solle, als er wirklich denke und handle. Jede Veränderung zum Schönern und

Bessern in ihm sei nur möglich, wie die Blume sich entfalte, wie die Saat reife, wie der Baum in die Höhe wachse und sich kröne. Heinse, der damals in Jacobis Hause lebte, rühmte wochenlang nach dem ersten Anblick Goethen, den schönen Jungen von 25 Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke sei, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, qui ruit immensus ore profundo. Er kenne, schrieb er an Gleim bei der ersten Kunde von Werther, keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und voll von eignem Genie gewesen wäre wie er; da sei kein Widerstand; er reiße alles mit sich fort und seine Götter, Helden und Wieland, ein Werk von herkulischer Stärke, wenn man's recht und Zeile für Zeile durchdenke und durchfühle und wofür Wieland immer seine Musarion geben würde, wenn er es vernichten könnte, komme in keine große Betrachtung, wenn man ihn persönlich reden höre. Und als Gleim sich etwas ungläubig zeigte, warf er kurz hin, daß Goethe Götterkraft in seinem Wesen habe, wiße jedermann. Die frommen Elberfelder Freunde Jungs und Lavaters meinten, als Goethe, der es an ihrem Tisch nicht aushalten konnte und aufsprang und umhertanzte, der Mensch müße — Gott sei bei uns! — nicht recht klug sein, aber selbst Jung konnte sich vor Lachen nicht halten, wenn einer den wunderlichen Menschen mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah, und dieser ihn dann mit großem, hellem Blick darniederwarf. Und Wieland, der schmollende Wieland, der es übel empfand, wenn seine Freunde des Lobes von Goethe überfloßen, der lieber Goethens kaltblütiger Begucker, als sein schwärmerischer Liebhaber sein wollte, der seinem enthusiastischen Jacobi ein sapere! sapere! zurief, hatte ihn kaum gesehen, als er seiner Mahnung vergeßend in die Welt jubelte: „Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! wie verliebt ich in ihn wurde, da ich an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß!

Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Thautropfen von der Morgensonne!“ Der trocken-ehrliche Kestner zeichnet nach der ersten Bekanntschaft eine Reihe von Charakterzügen wie ein Verhör über ihn auf, unterbricht sich aber mit dem Seufzer: ich wollte ihn schildern, aber es würde zu weitläufig werden, denn es läßt sich gar viel von ihm sagen; er ist mit einem Worte ein sehr merkwürdiger Mensch. — Dem eignen Vater bricht staunende Bewunderung über diesen singulären Menschen durch die ruhige Briefform.

F. Jacobi hatte an Goethe den Mann gefunden, dessen sein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer seiner Seele aushalten, ausdauern konnte. „Mein Charakter, schreibt er an Sophie La Roche bald nachher, wird nun erst seine ächte eigentümliche Festigkeit erhalten, denn Goethens Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen, den einsamen, verstoßenen, unüberwindliche Gewissheit gegeben. Der Mann ist selbstständig vom Scheitel bis zur Fußsohle.“ Die kurze Zeit des Zusammenlebens in Düsseldorf befriedigte ihn nicht; er begleitete den Rückkehrenden den Rhein hinauf und traf mit ihm am 23. Juli in Köln ein. Hier erst erschloßen sich die Herzen. Noch 38 Jahre nachher lebten ihm die herrlichen Erinnerungen unverwischt in der Seele. Er rief dem Freunde, der sein Leben schrieb, zu, nicht zu vergeßen „des Jabach'schen Hauses, des Schloßes zu Bensberg und der Laube, in der du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst; des Saales in dem Gasthofe zum Geist, wo wir über das Siebengebürge den Mond herauf steigen sahen, wo du in der Dämmerung, auf dem Tische sitzend, uns die Romanze: „Es war ein Bule frech genug“ und andre hersagtest. Welche Stunden! Welche Tage! Um Mitternacht suchtest du mich im Dunkeln auf. Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblick an konnte ich dich nicht mehr laßen.“ Goethe selbst bedurfte erst dieser Erinnerungen, um die einzelnen Vor-

gänge wieder in sich hervorzurufen, und er schilderte dann das von Jacobi Berührte mit der Anschaulichkeit des frischen Eindrucks, nur in verschobner Zeitfolge. Ueber Ems, wo er wieder mit Basedow zusammentraf, kehrte er nach Frankfurt zurück; wir finden ihn in der ersten Hälfte Augusts dort wieder, und einige ruhige Tage mögen zwischen den juristischen und poetischen Arbeiten geteilt gewesen sein. Werther wurde zum Druck gegeben. Ein Lustspiel mit Gesängen Erwin und Elmire, das nach der Bekanntschaft mit den Jacobis, für des älteren Iris mitgeteilt wurde, war schon im Spätherbst 1773 beendet; es war, wie er an Kestner schrieb, ohne großen Aufwand von Geist und Gefühl auf den Horizont der Acteurs und der Bühne gearbeitet und doch sagten die Leute, es wären Stellen darin, die sie nicht prästieren würden. — Andre Pläne und Entwürfe wurden in dieser Zeit gemacht und teilweise begonnen. Daß Mahomet durch den Verkehr mit Lavater und Basedow, die beide an sich glaubten, aber geistige, ja geistliche Mittel für irdische Zwecke in Bewegung setzten, ihm als Gegenstand eines Dramas in die Gedanken gekommen, nahm Goethe in spätern Jahren an, jedoch irrig, wie sich durch den früheren Druck des Wechselgesanges zwischen Ali und Fatema nachweisen ließ. Ob ein andrer Entwurf, den er in diese Zeiten setzt, dahin gehört, ist weder zu bestreiten noch zu bestätigen. Es war der Ewige Jude, über dessen Auffaßung er in Wahrheit und Dichtung (3, 468) eingehende Mitteilungen macht. Der Anfang, zerstreute Stellen und der Schluß waren geschrieben; aber ihm fehlte die Sammlung, fehlte die Zeit, die nötigen Studien zu machen, daß er ihm hätte den Gehalt, den er wünschte, geben können, und es blieben die wenigen Blätter um desto eher liegen, als sich eine Epoche in ihm entwickelte, die sich schon, als er den Werther schrieb und nachher dessen Wirkungen sah, notwendig anspinnen muste. Es war der Gedanke, die Titanennatur des aufstrebenden Geschlechts in der Behandlung

der Sage vom Prometheus zu gestalten. Die gewaltige Anlage des Trauerspiels läßt sich aus dem übriggebliebnen Bruchstück ahnend erkennen. Aber alle die großen Pläne, der Mahomet, der Cäsar, der Prometheus, der Ahasverus wichen dem mächtiger und näher ergreifenden Faust. Schon Lessings Fragment vom J. 1759, das er kennen muste, hatte vielleicht angeregt, schwerlich aber tief und anhaltend, da Goethe die inneren Erfahrungen erst jetzt machte, deren er bedurfte, um den Faust als Gefäß für seine Gedanken und Gefühle geeignet zu finden. Als er in der Frankfurter Frühjahrsmesse 1773 das Puppenspiel vom Doctor Faust gesehn, faßte ihn die Gewalt des Stoffes. Und nachdem er sich durch frühere Entwürfe glücklich durchgearbeitet, mit andern vergeblich zu vertragen gesucht, wurde Faust seine liebste Lebensaufgabe. Seine Erfahrungen hatten ihn immer wieder auf sich selbst zurückgewiesen und in der Geschichte Fausts, mit unbefangnem Auge in ihren einfachen Grundzügen betrachtet, fand er Raum für die künstlerische Darstellung seiner eignen Seelenzustände und Lebensfügungen. Aus dem alten Buche und Spiele blieben eine Menge kleiner Züge und wichtigerer Momente hängen, im Großen aber sagte er sich von diesem fast zufälligen Conglomerat gelehrter Schwänke los und sammelte sich für die Herausbildung des Einfachst-Menschlichen aus jenem Wust mittelalterlicher Abenteuerlichkeit. Für das, was vom Volksbuch herüber seiner Dichtung anhieng, hatte er in seinen planlosen Studien mystischer und alchemistischer Schriften reichen Farbenvorrat zur Hand; für das, was er aus der Fabel machen wollte und muste, bot das wechselvoll geführte und doch einfache Leben den natürlichen Inhalt. Sein Faust erfaßte den geistig bewegten Menschen, der alles Wißen versucht hat und, von allem unausgefüllt und unbefriedigt, aus der Welt der Bücher und des Forschens in die Welt des Genießens und des Handelns vorschreitet, ohne darin unterzugehn. Mit dem ersten (1790 erschienenen) Fragmente, das, wie es vor

die Augen der Welt trat, fast ebenso schon in den letzten Zeiten des Frankfurter Lebens vollendet zu sein scheint, war der wesentliche Gedanke des Faust vollständig dargelegt; die späteren Erweiterungen, die weitere Ausdeutungen geben und näher zu der Höhe des Standpunktes hinanführen, von der der Verlauf des faustischen Geschicks überschaut werden kann, sind aus der festen Hand und dem einheitlichen Sinn des Meisters lohnende Gaben; die weitere Arbeit, so lange sie sich im Leben bewegt, konnte wol wechselnde Vorstellungen erwecken und den Gedanken in neuen Wendungen zeigen; ein neuer Gedanke selbst wurde nicht aufgenommen. Goethe hat mit der unnachahmlichsten Kunst wie die Natur selbst einfachste Menschenverhältniße dargestellt, die, so lange die Sprache keine neue Wandlung erleidet, ihrer Einfachheit wegen immer frisch und aufs neue ergreifend bleiben werden. In den Lebensschicksalen erkennt jeder geistig bewegte Mensch einen Teil der eignen wieder, und das bewegte Bild im engen Rahmen einer kleinen, anscheinend dürftigen Begebenheit ist das Abbild des Lebens selbst geworden, weil es sich auf Grundlinien bewegt, auf welche Zeit und wechselnde Lebens- und Gesellschaftsformen ohne wesentlichen Einfluß geblieben sind. Was von Spuk und Zauber haftet, ist der Auflösung in menschliche Formen nicht bedürftig gehalten; es verdankt sein Dasein keiner künstlerischen Notwendigkeit, hin und wieder der Bequemlichkeit, Weitläuftigkeiten zu vermeiden. Künstlerisch notwendig war die Zerlegung der Doppelnatur Fausts in zwei Gestalten, um den innern Zwiespalt, der in dem einleitenden Monolog bis an die äußersten Grenzen des dramatisch Möglichen geführt ist, zum dramatischen Ausdruck zu bringen. Dem rastlos vorwärts strebenden, dem eigentlichen geistigen Lebenstrieb, der in Faust sich zeigt, ist der dramatische Träger der momentanen Lebensthätigkeit zur Seite gestellt. Während Faust durch das ganze Stück geht, verschwindet die pedantische Kehrseite des Forschers mit Wagner; Mephistopheles,

den nach sinnlich befangenem Lebensverstande denkt und zum Handeln treibt, wird als Kehrseite des freien, ringenden Geistes gegeben. Wie Faust und Wagner eine Person waren, sind es von nun an Faust und Mephisto. — Wer den Prolog im Himmel (der erst 1808 im achten Bande der Werke hinzukam) gelesen und bedacht hat, bedarf keines andern Faustcommentars.

Kaum mochte Goethe im August 1774 einmal zur stillen Sammlung seiner selbst gekommen sein, als sich wieder Besuche einfanden. Am 25. war Gotter auf der Durchreise nach Lyon bei ihm; am 27. finden wir ihn selbst zwischen Darmstadt und Frankfurt in Langen, wohin er Merck beschieden hatte, den er mit nach Frankfurt nahm und einen Tag dort behielt. Am 23. Sept. jubelt er im Gewühl der Messe: „Meine Freunde sind hier." In den ersten Tagen des October kam Klopstock auf der Reise zum Markgrafen von Baden. Er hatte eben in Göttingen den Dichterbund auf die großen Absichten gespannt, die er mit den jungen Dichtern, Reſewiz und Schönborn vorhatte; Goethes war dabei nicht gedacht und auch in Frankfurt war, nach Klopstocks Weise, sich neuen Bekannten gegenüber eingehender literarischer Gespräche zu enthalten, von diesen Dingen keine Rede. Er zeigte einen klaren, hellen Menschenverstand und sehr viel Weltkunde und Weltkälte. Unter allen Besuchen des Jahres war der für Goethes Leben wichtigste und entscheidende einer von Knebel. Dieser versah seit kurzem die Stelle eines Instructors bei dem zweiten Sohne der Herzogin Anna Amalia von Weimar, Prinz Constantin, und begleitete seinen sechzehnjährigen Zögling und den um ein Jahr älteren Erbprinzen Karl August, der unter Führung des Grafen Görz und Oberstallmeisters von Stein reiste, auf der Tour nach Paris. Hauptzweck der Reise war die Brautwerbung des Erbprinzen um die Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt (geb. 30. Jan. 1757). Am 11. Dec. kam Knebel zu Goethe und führte diesen, der den Wunsch äußerte, mit den

weimarischen Verhältnissen näher bekannt zu sein, zu den beiden jungen Prinzen, die ihn sehr frei und freundlich empfiengen und nach eingehenden Gesprächen einluden, sie am nächsten Tage nach Mainz zu begleiten. Knebel blieb den folgenden Tag allein in Frankfurt, „um den besten aller Menschen zu genießen," und fuhr am 13. December mit ihm nach Mainz, wo sie die Prinzen wieder antrafen. Goethe blieb bis zum 15., wo die Fürsten ihre Reise nach Karlsruhe fortsetzten, Goethe aber heimkehrte. „Der Herzog, schreibt Goethes Vater an Schönborn, hatte ihn auf der vorteilhaften Seite kennen lernen, und nachdem Er von Durlach, wo Er sich (im Octob. 1775) mit der Darmstädter Prinzessin Louise vermählt hatte, wieder zurück nach Frankfurt kam, wurde der Doctor von dem jungen herzoglichen Paar in aller Form nach Weimar eingeladen." Bis dahin waren noch mancherlei Freuden und Leiden durchzumachen.

Mösers patriotische Phantasien, die Goethe erst in der Sammlung der Frau von Voigt kennen lernte und für die er am 28. Dec. 1774 dankte, beschäftigten ihn in den letzten Tagen des Jahres. Bei diesen praktischen Träumen, die mit einer gewissen Engherzigkeit von kleinen bestehenden Verhältnissen weitere Schritte auf die Gebiete des Wünschenswerteren, des Notwendigen, des Möglichen und Unzuläßigen thaten, wurde ihm ganz wohl und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalteten sich in seiner Seele. Die Bekanntschaft mit den weimarschen Prinzen mochte ihm Ausblicke in eine zusagende praktische Thätigkeit eröffnet haben; gleichzeitig richtete er sein Augenmerk, da sich in Darmstadt nichts zu bieten schien, nach Karlsruhe, wo Klopstock wolwollend, wenn auch nach den Satzungen der Hofetikette, aufgenommen war, und wo Strebsamkeit zu herrschen schien. Jedenfalls dachte Goethe daran, in der Welt festeren Fuß zu faßen. Dazu beitragen mochte ein im Winter beginnendes Verhältnis zu Anna Elisabeth Schönemann (geb. 23. Juni 1758), der Tochter

aus einem Frankfurter reichen Bankierhause, die als Lili in Goethes Liedern und Erinnerungen verewigt ist. Dies Verhältnis unterschied sich von allen früheren dadurch, daß es dabei auf eine Heirat fest und bestimmt abgesehen war. Die Eltern von beiden Seiten waren einer Verbindung wenig geneigt; Lilis Mutter gefiel der Sohn des Rats nicht sonderlich als Schwiegersohn, wozu ein vornehmerer mehr nach Wunsch gewesen wäre: dem Rat, der Familie und den Freunden behagte es auch wenig den Dichter mit einer flatternden Weltdame verbunden zu sehen; Goethe selbst war häufig schwankend, bald feurig, bald kühl; Lili hatte nur eine Eroberung mehr gemacht, zeigte sich wandelbar und launisch — dennoch wurde von beiden Familien halb widerwillig nachgegeben und die Heirat stand im Reiche der Möglichkeit. Allein es wurde trotzdem nichts daraus; Zerstreuungen und Reisen kamen dazwischen, und als Goethe im Juli des folgenden Jahres Nachts einen Brief bekam und dumpfsinnig las, daß Lili Braut (eines Herrn v. Türkheim) sei, kehrte er sich um, schlief fort und pries das Schicksal, daß es so mit ihm verfahre! In späten Jahren sagte er freilich im Gespräch mit Eckermann, Lili sei die Erste und im Grunde auch die Letzte gewesen, die er tief und wahrhaft geliebt. Er hatte wenigstens nur in Bezug auf sie die Entschloßenheit, eine eheliche Verbindung einzugehn; die Wärme und Wahrheit des Gefühls mochte ihm deshalb und des Widerstandes wegen, der ihm zu überwinden gewesen, als einzig erscheinen.*)

Die Liebeszeit war mit mancherlei Zerstreuungen durchflochten. Im Januar hatte sich Jung aus Elberfeld in Frankfurt eingefunden, um dort eine Augenoperation zu vollbringen, die leider verunglückte, so daß er in seinen Erwartungen geteuscht,

*) Zu den mannigfachen Selbstteuschungen Goethes über sein Verhältniß zu Lili muß auch das angebliche Scherzspiel „Sie kommt nicht" gehören. Am 23. Juni 1775, den er in Offenbach verbracht haben will, war er in der Schweiz.

in eine Stimmung verfiel, die seine Anwesenheit für Goethe weder erfreulich noch förderlich machte. Ihm folgte noch im Januar Fr. Jacobi, der bis Mitte Februar blieb. Ende März kam Klopstock auf der Rückreise von Baden nach Hamburg durch Frankfurt (am 3. Apr. durch Göttingen) und sah Goethe wieder. Damals hatte dieser Claudine von Villa bella (von der er am 5. Juni schon Abschriften verlieh) der Beendigung nahe gebracht und wahrscheinlich vollendet, als die Grafen Stolberg in den letzten Tagen des Mais mit Haugwitz auf der Reise in die Schweiz nach Frankfurt kamen und am Tisch der Frau Aja, so nannten sie Goethes Mutter, gastlich aufgenommen und als glühende Tyrannenhaßer mit Tyrannenblut vollauf bewirtet wurden. Mit ihnen trat Goethe eine Reise in die Schweiz an, sah in Karlsruhe Knebel und die weimarschen Prinzen wieder, war am 5. Juni auf dem Wege nach Schaffhausen, am 19. in Altdorf, bestieg am 20. den St. Gotthard, am 2. Juli bei Lavater und kehrte vor dem 25. Juli nach Frankfurt zurück. Der hannoversche Leibarzt Zimmermann, der am 4. 5 Juli auf der Reise in die Schweiz in Frankfurt gewesen, kam, nachdem Sulzer flüchtig eingesprochen, gegen Ende September als Gast in Goethes Haus und verweilte mehre Tage, die glücklichsten seines Lebens. Er hatte seine zärtlich geliebte Tochter,*) die seit zwei Jahren in Lausanne gewesen, von dort zurückgeholt und Goethe schon in Straßburg Mitte Juli getroffen, wo er ihm eine Silhouette der Frau von Stein zeigte, unter die Goethe die Worte schrieb: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt.

*) Goethes Erzählung in Wahrheit und Dichtung S. 515 ist durchaus unwahr und voll der auffallendsten Angaben. Katharina Zimmermann kann die leidenschaftliche Scene nicht aufgeführt haben, da alles, was ihr in den Mund gelegt ist, den Thatsachen widerspricht. Ihr Bruder zeigte erst im December 1777 Spuren der Geisteszerrüttung; sie selbst, die in Lausanne ihre erste und letzte Liebe verließ, starb an der Schwindsucht 10. Sept. 1781.

Sie sieht die Welt wie sie ist, und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck." Zimmermann, der von der Einladung Goethes nach Weimar unterrichtet war, teilte der Frau von Stein diese Worte am 22. Oct. 1775 (nicht 1774) mit und fügte am 29. Dec., nachdem Goethe bereits in Weimar Gefallen erweckt hatte, hinzu, wenn Frau von Stein diesen außerordentlichen Menschen, der durch seine unendliche Leutseligkeit alle Herzen gewinne und ebenso gut als genial sei, Vater und Mutter gegenüber, als den besten und liebenswürdigsten Sohn gesehn hätte, es würde ihr schwer geworden sein, um ihn nicht durch das Medium der Liebe zu sehen. Ein so weiser, einsichtiger und aufgeklärter Fürst wie der Herzog, und Männer wie Goethe um ihn, das könne ein goldnes Zeitalter und eine Epoche der Geschichte geben, vor der bei der Nachwelt alle so genannten hohen Thaten der großen Höfe und der großen Nationen im Schatten treten würden.

Ein Werk, das Goethe im letzten Jahre seines Frankfurter Lebens zu Ende führte, war Stella, ein Schauspiel für Liebende, die unbegreiflichste seiner mannigfachen Unbegreiflichkeiten. Merck versichert, Stella sei wie Clavigo nur als Nebenstunde zu betrachten und für ihn nichts als Anlage von Situationen und gelungenen Situationen, wenigstens auf den Theater-Brettern, wo man durch den Schimmer des Detail nicht Zeit habe, warzunehmen, daß das Grün des Hains Waßerfarbe und das Sonnenlicht Talg sei. Die am Schluß angebrachte Insertion der gleichischen Historie sei einer von seinen größten Marktschreierstreichen, womit er den Klugen einen Wink gebe, was er von der ganzen Freskoarbeit menschlicher Geschichte, die man Drama nenne, eigentlich selbst halte. Goethe selbst legte ganz andern Wert auf das Stück. Gegen Fr. Jacobi, der ihn wegen der Stella zweifelmütig angesehn, äußert er in unverkennbar tiefer

Erregtheit: „Gib mir Stella zurück. Wenn du wüßtest, wie ich sie liebe, und um deinetwillen liebe! Und das muß ich dir all so ruhig schreiben, um deines Unglaubens willen, der ich lieber mein Herz ergöße.“ Es müßen ihm bei der Arbeit Verhältnisse im Sinn gelegen haben, die jetzt nicht mehr aufgehellt werden können. Wie Stella der Zeit und der Gegenwart erscheint, ist sie das verzerrte Gegenbild zum Werther, wo zwei Liebende um ein Mädchen ringen und der schwächere sich selbst vernichtet, während hier ein Mann die tugendhafte Gattin verläßt, einer Andern nachläuft und diese mit Bewilligung der rechtmäßigen als zweite Frau annimmt; ein Schauspiel, dessen Conflicte nicht gelöst, sondern durch die sittlich unmögliche Zuhülfenahme einer Bigamie nur abgeschnitten werden. Daß aber dies Stück mehr als bloßes Spiel der Einbildungskraft eines Einzelnen war, lernt man aus dem lenzischen Lustspiel „Die Freunde machen den Philosophen“, das gleichzeitig erschien und mit der Bigamie eines Weibes schließt.

Die Einladung nach Weimar war von dem herzoglichen Paare im Oct. 1775 wiederholt worden. Goethe sollte mit dem Kammerjunker v. Kalb, der in Karlsruhe zurückgeblieben war, die Reise machen. Kalb kam nicht. Goethe, der eben den Egmont begonnen, wurde unruhig, Goethes Vater, wie er ohnehin der ganzen Fahrt nicht geneigt gewesen sein soll, unzufrieden; er nahm dem Sohne das Versprechen ab, daß, wenn an einem bestimmten Tage eine weitere Nachricht nicht eingegangen sei, er eine Reise nach Italien antreten solle, die der Vater, weil er selbst dort gewesen, für sehr ersprießlich hielt und schon immer anempfolen hatte. Der Tag vergieng ohne weitere Nachricht. Goethe konnte nicht länger widerstehen und schlug am Montag (30. Oct.) den Weg nach Süden ein, war Abends in Weinheim und kam bis Heidelberg. Hier holte ihn ein Eilbote aus Frankfurt von Kalb ein, der sich ohne seine Schuld verspätet hatte. Goethe

kehrte um und war am 7. November 1775 zum erstenmal in Weimar.

Die deutschen Höfe hatten früher wenig Interesse für deutsche Dichtung gezeigt. Alle Bildung gieng ihnen von Frankreich aus; ihre Neigung für Literatur beschränkte sich auf die Neigung für französische Schriftsteller. Am Hofe Friedrichs II., der wie seine Schwester Friederike, die nicht zum glücklichsten verheiratete Markgräfin von Baireuth, französisch schrieb, sammelten sich Franzosen, die wie Voltaire über ihn wegsahen. Dieser selbst hatte für die Herzogin Louise Dorothea von Gotha das Abregé geschrieben und die Fürstin glaubte seltsamer Weise, das deutsche Reichsverhältnis könne unter einer solchen Feder ein Interesse gewinnen. Voltaire verwünschte die Arbeit. Friedrich II., der über Gottscheds pathetische Plattheiten gelacht und an Gellerts planer Einfachheit auch kein sonderliches Gefallen gefunden, wandte sich von der deutschen Literatur, deren nähere Kenntnis er nicht der Mühe wert hielt, mit Verachtung und ungerechtfertigten Beschuldigungen ab. Die Teilnahme, welche der Held des Jahrhunderts versagte, schien eine Zeitlang sein jugendlicher Nebenbuhler, Kaiser Joseph, der Dichtung und den Dichtern widmen zu wollen. Er hatte durch Kaunitz dem Dichter der Hermannsschlacht Aussichten eröffnen laßen, die sich bald als Trugbilder erwiesen. Die Hoffnungen waren sehr herabgestimmt. Was die großen Höfe nicht leisteten, versuchten kleinere zu ersetzen. Ihre im Reichsverband wenig bedeutende Stellung wies sie auf sich selbst zurück und empfal ihnen, da die große Politik und die unterstützende Soldatenspielerei ihre Aufgabe nicht sein konnte, in den Jahren des Friedens, die auf den siebenjährigen Krieg folgten, eine Beschäftigung mit den erheiternden Künsten. Eine gewisse Neigung zum Privatstande machte sich geltend und der anregende Verkehr mit s. g. schönen Geistern brachte in die Eintönigkeit des Hoflebens eine angenehme Abwechslung. Der Herzog Karl von

Braunschweig war der erste, der sich für ausgezeichnete Schriftsteller interessirte; er stellte die Dichter der Bremer Beiträge an dem Collegium Carolinum an und war ihnen immer ein wolwollender Freund. Sein Sohn Karl Wilhelm Ferdinand nahm sich, wie sehr dieser auch unbefriedigt blieb, Lessings an und behandelte ihn als Mann von Verdienst, ohne dem Beamten der Bibliothek viel Zwang aufzuerlegen. Lessing hatte in der Emilie Galotti Verhältnisse des Braunschweiger Hofes abgespiegelt; das Gerücht bemächtigte sich der Sache; Lessing sandte die Handschrift dem Herzoge mit dem Wunsche ein, er möge die Aufführung verbieten; der Herzog war erhaben über das Geschwätz der Leute und ließ das Stück unbeanstandet darstellen. In gleicher Unbefangenheit benahm sich Emmerich Joseph, Freiherr von Breidenbach, 1763 zum Kurfürsten von Mainz gewählt; er war ein schöner Mann, in allen ritterlichen Uebungen wol erfahren, ein sichrer Jäger, trefflicher Schütz, kühner Reiter, leichter Tänzer, gewandter Fechter, ein Freund der Kinder. Er versuchte sich in kleinen Scherzgedichten und geselligen Liedern, liebte die Musik und pflegte das Mainzer Theater, dessen Besuch er seinen Geistlichen empfal; die Witze, welche die Schauspieler in den damals üblichen extemporierten Stücken nach ihm schnellten, nahm er mit beifälligem Lächeln auf. Sein Kanzler Benzel schaffte das Neueste der dramatischen Literatur herbei, Dalberg und Hoheneck sorgten für Operntexte und Compositionen und der Schauspieldirector Marchand gab unter dieser Beihülfe der Mainzer Bühne einen ungewöhnlichen Ruf. Die ganze Herrlichkeit erlosch mit dem Tode des Kurfürsten, der am 11. Juni 1774, wie man behauptete an empfangenem Gift rachsüchtiger Exjesuiten, starb. — Der Markgraf Karl Friedrich von Baden hatte Klopstock in seine Nähe zu ziehen gesucht und in dem freundschaftlich abgefaßten Einladungsschreiben unter anderm gesagt: „Freiheit ist das Edelste, was ein Mensch haben kann. Die sollen Sie bei

mir finden. Ich bin begierig den Dichter der Religion und des Vaterlandes bei mir zu sehen." Das Verhältnis wurde kein dauerndes; ob die Gründe auf Seiten Klopstocks zu suchen waren, oder was wahrscheinlicher, des Hofes, bleibt beim Mangel genauerer Mitteilungen aus jener Zeit ungewis. Goethe empfand 1779 dort Langeweile und vermisste Herzlichkeit; der Markgraf war gefällig und unterhaltend, der Erbprinz in seine Augenbrauen retranchirt, aber gutwillig. In Stuttgart lebte der Herzog Karl und sein Verhältnis zur Literatur liegt in der Geschichte Schubarts und Schillers vor Augen. Der Kurfürst von der Pfalz Karl Theodor hatte vor seiner Uebersiedlung nach München in Mannheim das Theater gepflegt, mehr der Künstler wegen als um der Sache willen; ohne Heribert von Dalberg würde das Theater zu Grunde gegangen sein; selbst die bildende Kunst wurde nur nebenher geschätzt und erst in Rom wurde Müller, nicht als Dichter, sondern als Maler weiter bedacht. — In Hessen-Darmstadt war das Interesse für Klopstock schon lebhaft thätig gewesen, als das für den jüngeren Nachwuchs sich kund gab. Die Landgräfin Karoline, eine geborne Prinzessin von Pfalz-Zweibrücken, hatte die zerstreuten Oden Klopstocks gesammelt und 1771 in wenigen Exemplaren drucken laßen; sie zog mehre Gelehrte in ihre Nähe, von denen freilich keiner eine weitere Bedeutung und nicht einmal mittelbar die Wirkung gewann, die Merck auf die Literatur erlangte. Kaum war sie (1774) gestorben, als Darmstadt verödet erschien. Ihre Tochter Louise, das jüngste von acht Kindern, scheint, wenn auch ernst und verschloßen, etwas von der Regsamkeit und Teilnahme der Mutter geerbt zu haben. Sie war es, die der eben (am 3. Sept. 1775) mündig gewordne Herzog von Weimar (3. Oct. 1775) heiratete. Mit dem jungen Paare fast gleichzeitig kam Goethe nach Weimar, wo schon längere Zeit die deutsche Dichtung geschätzt war und nun in der von Zimmermann prophezeiten Weise ein Zeitalter anheben sollte,

das in der deutschen Geschichte kaum seines gleichen gehabt. In Thüringen war schon einmal die Blüte der höfischen Dichtung entfaltet. Die Reformation hatte hier ihre Wiege gehabt. Noch einmal sammelte sich im Herzen Deutschlands die edelste Kraft und gab dem Zeitalter den belebenden Schlag.

In Weimar hatte die Herzogin Anna Amalia, eine Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig (geb. 24. Oct. 1739), die im Jahre 1756 mit Herzog Ernst August Constantin verheiratet und schon 1758 Witwe geworden war, die Regentschaft geführt und die Erziehung ihrer Söhne Karl August und Constantin durch den Grafen Görz geleitet. Der Lehrer des älteren war 1772 Wieland, der des jüngeren 1774 Knebel geworden. Durch Wieland hatte Weimar schon eine gewisse, selbst durch die Opposition der in Klopstocks Bewunderung erglühten Jugend noch gehobene Bedeutung erlangt. Die Gründung des deutschen Merkurs 1773 steigerte die auf Weimar gerichtete Aufmerksamkeit und mehrte auf der einen Seite die Erbitterung gegen Wieland, auf der andern den Respect. Die Herzogin Witwe stellte sich gleich anfangs in ein freundliches Verhältnis zu Wieland, schätzte seine Arbeiten und seine Unterhaltung und verkehrte, ohne sonderliche Beachtung der Etikette, mit ihm und andern Jüngern der Kunst. Sie pflegte das Theater, das von der Seylerschen Truppe bevölkert und von Einsiedel, Musäus, Wieland, Brandes, Gotter aus Gotha u. a. mit neuen Stücken, namentlich Opern und Operetten versehen wurde. Im Jahre 1774 zerstörte ein Brand, den Musäus lebendig beschrieben hat, das Schloß (und darin das Theater), die Schauspieler giengen nach Gotha; das geräuschvollere Vergnügen wurde beschränkt, Unterhaltung und Musik, in der Amalie selbst glückliche Versuche machte, traten an die Stelle. Der Hofstaat der Herzogin wurde, als der junge Herzog mit dem achtzehnten Jahre die Regierung antrat, enger; Fräulein von Göchhausen, eine in jedem Sinne äsopische Erscheinung, die unter dem

Namen Thusnelde neckte und geneckt wurde, war der spiritus familiaris der Herzogin, die in Ettersburg, Tiefurt oder Belvedere wohnte: „Eine Fürstin,“ nach der Charakteristik von Goethes Mutter, „die in allem betrachtet wirklich Fürstin war; die der Welt gezeigt hatte, daß sie regieren könne; die die große Kunst verstand alle Herzen anzuziehen; die Liebe und Freude um sich her verbreitete, mit einem Worte zum Segen der Menschheit geboren war.“

Ihre beiden Söhne waren sehr verschieden geartet. Der jüngere, Prinz Constantin, flüchtiger unzuverläßiger Natur und tiefer anhaltender Regungen nicht fähig, starb schon am 6. Sept. 1793. Der Herzog Karl August war spartanisch einfach, derb, allem Zwange abhold, durchaus tüchtig, ein wackrer Jäger, behender Schrittschuhläufer, galanter Freund der Damen; vorwärtsstrebend, jugendlich ungestüm, ohne das Maaß zu verlieren; von festem Willen, tiefer Empfindung, unerschütterlicher Treue. Sein Freund, der Oberforstmeister v. Wedel, ein stattlicher Hofmann, trocken, witzig, hatte ihn auf der Reise nach Paris begleitet. Der Graf Görz, sein Erzieher, dessen er nicht mehr bedurfte, seit er sich den neuen Freund gewählt, lebte noch in Weimar, aber trat als verstimmter Zuschauer in den Hintergrund und verbreitete durch misfällige Bemerkungen böse Gerüchte über Weimar und die s. g. wilde Wirtschaft, die mit Goethe begonnen haben sollte.

Goethe kam Dienstag den 7. Nov. 1775 Morgens 5 Uhr in Weimar an und stieg im Hause seines Reisegefährten, des Hrn. v. Kalb, ab. Ein ihm zu Ehren gegebnes Mittagmahl machte ihn mit Wieland persönlich bekannt und berauschte diesen mit dem Zauber des „herrlichen Jünglings.“ Ueber die ersten Wochen des weimarschen Lebens liegen keine Nachrichten vor. Goethes Vater schrieb, summarisch mehre Monate zusammenfaßend, im Sommer des nächsten Jahres an Schönborn nach Algier: „Unser Sohn hielt sich den vergangenen Winter in Weimar als

Gast auf, und unterhielt die dortige Herschaft mit Vorlesung seiner noch ungedruckten Werckgens, führte das Schrittschuhfahren und andern guten Geschmack ein, wodurch er sich dieselbe sowol als auch in der Nachbarschaft viele hohe und Vornehme zu Freunde machte." Gast war Goethe und seine Aufgabe eine bloß gesellige. Schon am 27. Nov. fanden sich die Grafen Stolberg als Gäste ein; der jüngere, Fritz Leopold, wurde zum Kammerherrn ernannt. Beide reisten bald wieder ab und Fritz trat seine Hofstelle niemals an. — Die erste Nachricht, die Einblick in das Leben gestattet, ist in einem Briefe Goethes an Lavater vom Freitag 22. Dec. enthalten. Goethe wird in verbreiterter Wirtschaft und Zerstreuung von Morgens zu Nacht umgetrieben. Den herrlichen Wintertag hat er meist in freier Luft Morgens mit dem Herzog, Nachmittag mit Wieland zugebracht; ziemlich mild und ausgelüftet von der Eisfahrt, sitzt er bei Wieland und versucht, was er über die ihm geschickten Kapitel der Physiognomik zusammenstoppeln kann. Wieland hat ihm seine Gefühle gegeben und so wird alles gut werden. „Ich bin hier wie unter den Meinigen und der Herzog wird mir täglich werter und wir einander täglich verbundener. Er braucht einen Generalsuperintendenten; er fragte mich darum, ich nannt' ihm Herdern." Am nächsten Tage will er über Jena nach Waldeck gehn, wilde Gegenden und einfache Menschen aufzusuchen. Der Herzog gieng zum Weihnachtsfest nach Gotha und Goethe nach Waldeck; Einsiedel, Bertuch, Kalb begleiteten den Dichter, der Abends den Herzog schon vermisste, ob sie gleich nicht zwölf Stunden auseinander waren. „Drunten, schreibt er dem lieben gnädigen Herrn, sitzen sie noch nach aufgehobenem Tisch und schmauchen und schwatzen, daß ich es durch den Boden höre. Ich bin herausgegangen, es ist halb neun. Wind und Wetter hat uns hergetrieben, auch Regen und was dran hängt. Die Kluft nach Jena hinein hat mich im Abendsonnenblick mit all ihrer dürren Her-

lichkeit angelächelt, die Lage von Jena selbst mich erfreut, der Ort selbst mich gedrückt, und zwischen da und hier nicht viel Gaffens .. Hier liegen wir recht in den Fichten drin bei natürlich guten Menschen. Unterwegs haben wir in den Schenken den gedruckten Karl August gegrüßt, und haben gefühlt, wie lieb wir Sie haben, daß uns Ihr Name auch neben dem (L. S.) Freude machte. Einsiedel ist zu Bette. Sein Magen liegt schief. Kaffee und Branntwein wollens nicht beßern. Ich will auch gehen. Gute, herzliche Nacht .. Gehab dich wohl bei den hundert Lichtern, Die dich umglänzen, Und all den Gesichtern, Die dich umschwänzen Und umkredenzen; Findst doch nur wahre Freud und Ruh Bei Seelen, grad und treu wie du. — Sonntags früh bei Tagesanbruch: Fatales Thauwetter, und so der Ton des ganzen Tages verstimmt; wollen sehen wie wir ihn wieder aufbringen. Der herliche Morgenstern, den ich mir von nun an zum Wappen nehme, steht hoch am Himmel .. Die Kirche geht an, in die wir nicht gehen werden; aber den Pfarrer laß ich fragen, ob er die Odyssee nicht hat; und hat er sie nicht, so schick' ich nach Jena; denn unmöglich ist die zu entbehren in dieser homerisch einfachen Welt .. Laßen Sie, lieber gnädiger Herr, den Brief Niemand sehen, als Wedeln. Alles was mich umgibt, Einsiedel, Kalb, Bertuch, das ganze Haus legt sich zu Füßen. Der Pflicht vergeßen Wir Fische nie. Goethe." — Sonntags früh eilfe. Unser Bote ist noch nicht da, der Schrittschuhe mitbringt, ihm sind tausend Flüche entgegengeschickt worden, wir sind in der Gegend herumgekrochen und geschlichen. Gleich hinter dem Hausgarten führt ein wilder Pfad nach einem Felsen, worauf ein altes Schloß der Grafen von Gleichen stand, mitten im Fichtenthal. Bertuch hat mit seinem Mägdlein Rasen- und Moosbänke und Hüttchen und Plätzchen angelegt, die sehr romantisch sind; die Felsen hinab sind wilde Blicke, und ein offner freundlicher über die Fichtentiefen nach

Bürgel hin. Die Morgensonne war lieb. Ich stieg mit Bertuch seitwärts einen Felsenstieg ab zu einem Brunnen und Fischkasten, die Eiszapfung die Felsen herab! — Der Bote ist da und nun aufs Eis. Segen zum Morgen und Mahlzeit, lieber gnädiger Herr — — Die Schrittschuhe sind vergeßen, ich habe gestampft und geflucht und eine Viertelstunde am Fenster gestanden und gemault, nun laben sie mich mit der Hoffnung, es käm' noch ein Bote nach, Muß also ohne geschritten zu Tisch. — Abends vier. Sind gekommen, habe gefahren und mir ist's wohl. — Den ersten Feiertag früh acht. Hab ziemlich lang geschlafen, die Sonne steht schon am Himmel. Der Abend gestern ward mit Würfeln und Karten vervagabundet. — Abends sechs. So auch der ganze heutige Tag! Nach Bürgel geritten! Das Amthaus ist schön. Wäre wol ein Sommerritt für Ew. Durchlaucht. Und das Revier Waldeck ist recht schön. Die Waldungen in gutem Stand, daß es wol Freude ist. Der Hofrat Hochhausen hat ein Porträt vom Herzog Ernst August. Es hat etwas Starres, Scheues, bezeichnet einen Mann, der eigentlich nicht nachdenkt, mehr durch die ersten gegenwärtigen Eindrücke sich bestimmen läßt, trocken, schroff, aber gut, und ohne den einwägenden (?) Zug von Güte, bei übrigen trefflichen Anlagen Tyrann. — Auch hieng da der letzte Herzog von Weißenfels, Einsiedel muste mir seinen Charakter machen, trafs: Gradheit, Güte, vorschwebende Schwäche, Unthätigkeit und alles was dran hängt. Darauf nach Hause. Die Odyssee war endlich aufgetrieben. Nach Tische rammelten sich Rugantino und Basko (Crugantino und Basko, zwei Vagabunden aus Claudine von Villa Bella), nachdem wir vorher unsere Imagination spazieren geritten, wie's sein möchte, wenn wir Spitzbuben und Vagabunden wären, und um das natürlich vorzustellen, die Kleider gewechselt hatten. Krause war auch gekommen und sah in Bertuchs weißem Tressenrock und einer alten Perrücke des Wildmeisters wie ein verdorbener Landschreiber,

Einsiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen wie ein verspielt Bürschchen, und ich in Kalbs blauem Rock mit gelben Knöpfen, rotem Kragen und vertrotteltem Kreuz und Schnurrbart wie ein Capitalspitzbube aus." — Der Herzog antwortete von Gotha: „Lieber Goethe, ich habe deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und das zwar mit Dir. Ich sehe sie hier alle Tage, aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehmen Gegend, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes lustiges Wesen in Sammt und Seide gehüllt, daß mirs ganz schwindelig und übel wird. — Ich komme erst den Freitag (29. Dec.) wieder. Mache doch, daß Du hierher kommst. Die Leute sind ganz neugierig auf Dich." — Wie es scheint, folgte Goethe dieser Einladung und blieb auf der Rückkehr in Erfurt. Von hier schrieb er am 31. Dec. an Lavater: „Ich bin noch in Thüringen. Ich bin dein. Thomasele nur nicht. Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit. Bin tief in der See." Am Neujahrstage überraschte er die Frau v. Keller auf ihrem Gute Staden bei Erfurt, wo er Wieland und Julie von Bechtolsheim, geb. v. Keller aus Eisenach antraf. „Goethe, schrieb Wieland an die la Roche, war so gut, so lieb, so unsäglich lieb, daß wir alle wie die Närrchen in ihn verliebt wurden. So gehts nun unserm guten jungen Herzog auch. Goethe ist sein Alles; und folglich werdet Ihr sein Angesicht sobald nicht wieder zu sehen bekommen. Das Einzige, was uns fehlt, ist, daß es hier keine Sophie [la Roche], keine Maxe [la Roche; verehl. Brentano], keine Lotten noch Lottchen gibt; und doch weiß nur Gott, ob uns dann beßer wäre." Die Tage in Staden (Stetten) schilderte Wieland in dem Gedichte An Psyche [Julie von Bechtolsheim], das er im ersten Feuer gleich in das Januarheft des Merkur (S. 12 ff.) einrückte. Er nennt Goethe einen Zauberer, eine

schönen Hexenmeister mit schwarzem Augenpaar und Götterblicken, gleich mächtig zu entzücken und zu tödten. So habe sich nie in Gotteswelt ein Menschensohn ihm gezeigt, der alle Güte und alle Gewalt der Menschheit in sich vereinige, der so mächtig, unzerdrückt von ihrer Last, alle Natur umfaße, so tief sich in jedes Wesen grabe und doch so innig im Ganzen lebe. Die Tage wurden zu Stunden, die Stunden zu Augenblicken und wieder Augenblicke so reich an innerm Werte wie Tage. Er mache mit den Seelen was er wolle, schmelze die Lust im Schmerze; niemand könne wie er so lieblich ängsten und quälen und das Herz in süßeren Thränen zerfließen laßen; aus den innersten Tiefen der Seele mit solch entzückendem Ungestüm Gefühle erwecken, die ohne ihn, uns selbst verborgen, schlummerten. Man wähne bei den Geschichten und Scenen, die er erstehen laße, nicht zu hören, man sehe; er male so schön und immer ohne zu verschönen, so wunderbarlich wahr, so neu und doch Zug für Zug mit der größten Treue. Nein, er male nicht, er schaffe; mit wahrer mächtiger Schöpferkraft erschaffe er Menschen, athmende Menschen, in deren innersten Fasern Leben sei, und jedes so ganz es selbst, immer ächter Mensch der Natur, nie Hirngespinnst oder Uebertreibung, nie kahles moralisches Gerippe, nie überspanntes Ideal. Er nahm die Herzen in allen seinen tausendfachen Gestalten ein und schien immer nichts davon zu sehen.“ Es scheint, Goethe habe Scenen aus Faust vorgetragen, da Wieland, der mit ihm zurückfuhr, scherzend bemerkt, auf der winterlich langsamen Fahrt habe sein Nostradamus weder dem Zauberer noch ihm, der ihm habe Märchen erzählen müßen, sonderlich geholfen. — Am 2. Jan. waren sie wieder in Weimar, Goethe unwohl, so daß er zum Arzt schicken muste und am 3., wie er an Frau von Stein schrieb, nicht auf die Redoute gehn mochte.

Die Charlotten, deren Entbehrung Wieland beklagte, sollten nicht fehlen. Charlotte von Stein, die älteste Tochter des

Hofmarschalls von Schardt, seit 1764 mit dem Stallmeister von Stein verheiratet, Mutter von sieben Kindern, fast sieben Jahre älter als Goethe, dieselbe deren Silhouette er im Juli 1775 bei Zimmermann in Straßburg gesehen, zog ihn zauberisch an, bald enger, bald loser; wurde er zu ungestüm, so wies sie ihn „um der Welt willen" in Schranken; bald verbat sie seine Besuche, bald duldete sie seine Nähe. Ein Jahr lang überwand sie sich, seine fast täglich zu ihr flatternden Liebesblättchen nicht zu beantworten; erst am Jahrestage seiner Abwesenheit in Weimar schrieb sie ihm. Von ihren Briefen ist keiner erhalten, sie ließ sich später alle zurückgeben: die goetheschen hob sie sorgfältig auf, und nach ihrem Tode (1827) wurde der größte Teil derselben (mit Bewilligung der Erben und einzelnen Anmerkungen des Sohnes) durch A. Schöll herausgegeben (1848). Für Goethes Leben sind diese Briefe und Briefchen eine der wichtigsten Urkundensammlungen. Vom Jan. 1776 bis zu der italienischen Reise laufen sie ununterbrochen fort. Nach Goethes Rückkehr trat eine völlige Entfremdung ein und später, da der Briefwechsel wieder aufgenommen wurde, hatte er den kühlen Gesellschaftston und keinen wichtigen Inhalt. Die Briefe der ersten elf Jahre zeigen eine Leidenschaft, die zum innigsten Seelenbunde wird. Goethes Herz liegt offen vor der lieben Frau, die er seine liebe Beichtigerin, seinen lieben Engel, Liebste, liebstes Geschöpf, liebe Frau, Bestes, seine Besänftigerin, sein Gold, liebes Gold, sein liebes A und O nennt; die Launen des vorigen Tages werden am frühen Morgen gebüßt oder gescholten; wenn sie fern ist, in Pyrmont, in Kochberg, fehlt sie an allen Ecken; ohne sie keine Freude bei Hofe, keine Rast zu Hause. Er zeichnet in den Hölen der Berge, in friedlichen Thälern für sie; seine Dichtungen kommen zuerst in ihre Hände; Briefe alter Liebe gehen durch ihre Hand zu ihm. Er begleitet Blumen und Obst, Spargel und Ragouts bei einem Schmeichelwort, einem Liebesstammeln. Aus der Schweiz und Italien

schreibt er so ausführliche Briefe, daß er sie fast unverändert unter seine Schriften reihen konnte. Bald nennt er sie mit dem traulichen Du, bald mit dem üblichen Sie; nicht selten wechseln beide Formen in demselben Briefe. Der Talisman dieser schönen Liebe würzte, wie er 1780 an Lavater schrieb, sein Leben, und that viel, um ihm Weimar tragen zu helfen; sie hatte die Liebe zu Mutter, Schwester und Geliebten geerbt. Im späten Jahren, im Gespräch mit Eckermann (2, 61) erschienen ihm die ersten Jahre seines weimarschen Lebens durch Liebschaften verdüstert. Er teuschte sich damals über die Liebe zur Stein, wie er sich über die zu Lili geteuscht. Die Gedichte an Lida sind Gedichte an diese Frau. Wahr sind sie alle; ob nach der Wirklichkeit, erscheint zweifelhafter.

Neben der Neigung zu Frau von Stein tauchten manchmal andre auf, namentlich wenn das „liebe Gold" eine zeitlang fern war; aber sie giengen sehr bald vorüber. Wichtiger als alle diese Verhältnisse war für Goethes Lebensentwicklung sein Verhältnis zu dem Fürstenhause. Mit der verwitweten Herzogin anfänglich nur wenige Berührungen; gab sie allgemeinere Feste, so hatte Goethe als Gast ihres Sohnes daran Teil; im übrigen waren Wieland, Knebel, Einsiedel ihre Genoßen. Die junge Herzogin bezeigte sich gegen Goethe immer gütig und wolwollend. Er selbst verehrte sie mit Herzenswärme, „sie war lieb," „Louise ist ein Engel, ich hätte mich ihr etlichemal zu Füßen werfen müßen", er muste seine Augen hüten, über Tisch nicht zu ihr hinzublicken. Sie war in der ersten Zeit, wie das bei jungen Frauen wol vorkommt, nicht immer Liebe gegen den Herzog; sie hatten immer beide Unrecht. Wenn der Herzog, was er hätte laßen können, einen Hund mit in ihr Zimmer brachte, vermochte sie ihren Verdruß nicht zu verbergen; über Kleinigkeiten konnte sie dem Herzog heftig widersprechen. Züge dieser Art, die unter jungen Eheleuten beim noch nicht entschiedenen Ringen um die Herrschaft gefährlich werden können, machten Goethe aufmerksam;

er suchte den ersten Eindruck zu verwischen, brachte die verstimmte Fürstin zum Lachen und erwarb durch seine reine Herzenswärme ihr Vertrauen. Weit entfernt, daß sie ihn als bösen Dämon des Herzoges angesehn und wol gar gehaßt hätte, erkannte sie gerade in ihm den Freund beider; ihr zu Liebe wurde er vielleicht mehr Hofmann als er wollte und als ihm gut war. Für ihren Geburtstag, der in die Fastnachtszeit fiel (30. Jan.), nahm er alljährlich seine Erfindungsgabe für kleine Spiele, allegorische Darstellungen und Maskenzüge in Anspruch, auf die er ihrer selbst wegen so wenig Gewicht legte, daß er sie kaum einmal aufhob. Seine Sorge für das häusliche Glück des Fürstenpaares ist unverkennbar. Am 16. Sept. 1776 schrieb er an Lavater, der sich besorgt geäußert hatte: „Ueber Karl und Louise sei ruhig; wo die Götter nicht ihr Possenspiel mit den Menschen treiben, sollen sie doch noch eins der glücklichsten Paare werden, wie sie eins der besten sind; nichts Menschliches steht dazwischen, nur des unbegreiflichen Schicksals verehrliche Gerichte". — Erwähnt werden mag noch, daß sich Gerüchte verbreiteten, Goethe zeige eine Neigung zu der Herzogin, und daß Wielands Gedicht „Geron der Adelich", das zuerst im Jannarheft des Merkurs vom J. 1777 erschien, auf ihn und die Fürstin gemünzt sein sollte. — Um das Verhältnis Goethes zum Herzoge recht ins Licht zu heben, müßte das Wesen und Treiben an den kleinen deutschen Fürstenhöfen ausführlicher geschildert werden, als hier möglich ist. Die Romane der Zeit, die ihre Züge meistens aus der Wirklichkeit hernehmen, geben ein abschreckendes Bild von dem Militairwesen, dem Treiben der Abenteurer und Günstlinge, dem furchtbaren Druck der zügellosesten Maitressenwirtschaft, den erbärmlichsten oder grauenvollsten Hofkabalen; die Fürsten werden frischweg wie Sultane, die Minister wie Veziere, die Höflinge wie Schurken und Dummköpfe, wie Schleicher und Schelme abgemalt. Die Fäulnis der Höfe dringt wie ein fressen-

des Gift in den Mittelstand und erzeugt das Elend der untersten Volksschichten, wo Hunger und Dummheit niemals aufhören. Geistliche und weltliche Höfe machen darin keinen Unterschied; jene überbieten diese fast noch an Zügellosigkeit und Verderbnis. Becherklang; Weibergelächter, Fuchtel und Hetzpeitsche und Flüche und Thränen, dumpfes Hinbrüten und stieres Erliegen — alles bald feiner, versteckter, bald offner und nackter — das würde etwa die Summa der Wahrnehmungen sein, wenn man zwischen dem siebenjährigen Kriege und der französischen Revolution eine Rundschau an den mehr als hundert größeren und kleineren Hofhaltungen Deutschlands machte. Von einigen aufstrebenden ist schon vorhin die Rede gewesen. Von allen den dunkeln Zügen trift beim weimarschen Hofe kaum einer zu. Der Herzog war ein junger Mensch, eben 18 Jahr alt, als er Goethen zu sich nahm. Daß er einen Bürgerlichen, einen Poeten zu seinem Günstlinge erwählte, unterschied seine Wahl von den üblichen, wo allenfalls ein Abenteurer, der die Steuerkräfte durch ökonomische Projecte emporzuschwindeln oder die Soldatenspielerei in Schwung zu bringen sich vermaß, willkommen geheißen wurde. Goethe ließ, wie er sich selbst frei hatte entwickeln wollen, den jungen „lieben gnädigen Herrn“ frei gewähren und leitete nur unvermerkt, wo er Einlenken zum Maße für nötig hielt. Die körperlichen Uebungen des Schrittschuhlaufens, an denen auch die Frauen Teil nahmen, des Tanzes, der Jagd wurden gepflegt, doch die Jagd auf die Waldungen zu beschränken gesucht, die großen Hetzjagden durch Wiesen und Korn (die Pöllnitz 1785 methodisch lehrte) noch ausgeschloßen, allenfalls an einem fremden Hofe mitgemacht. Der freie zwischen Liebe und Galanterie spielende Verkehr mit den Frauen und Mädchen war zu sehr in Goethes eigner Natur bedingt, als daß hier irgend eingegriffen wäre. Goethe war der Tücke grundfeind, sich jung zu fühlen und es nicht aussprechen zu wollen. Der Herzog wiederum ließ gern jeden gewähren und

das Gute auf seine Weise thun und nahm doch Teil daran. Sein Günstling, der niemals im Getümmel der Freuden den kalten Kopf verlor und der seine Vertrauten immer und immer wieder zufrieden sprach und ihnen, leise das Spiel verratend, wiederholt sagte, daß er sehr mit Bewustsein handle, gab ihm nach zwei Seiten hin Sinn für ernstere Interessen; im natürlichen Verlangen, selbst etwas mehr als Aeußerliches von dem Staats- und Weltwesen kennen zu lernen, lenkte er das Interesse des Herzogs auf die Regierungsangelegenheiten. Mit Goethe wurden Dinge beraten, die wol kaum mit andern besprochen waren. Schon im December 1775 hatten Beide an die Berufung Herders gedacht, die in amtlicher Form erst im Februar des nächsten Jahres ergieng. Die Kammerherrnstelle Stolbergs war Goethes Werk, der deshalb, als Stolberg ausblieb, das Gefühl persönlicher Kränkung kaum bergen konnte. Daß andre Dinge von Erheblichkeit oder Gewicht zwischen dem Fürsten und dem Gaste erwogen wurden, lehrt, obwol andre Zeugnisse dafür nicht vorliegen, der Erfolg. Der Herzog lernte, indem Goethe durch ihn zu lernen schien; er lernte aber auch direct von Goethe, der ihn in sein inneres Leben offen hineinblicken und seine poetischen Pläne und Entwürfe den fürstlichen Freund in ihrem Wachsen und Werden überschauen ließ. In den traulichen Briefen wurden Lieder und Sprüche, tiefe und mutwillige, wie sie der Augenblick gab, ausgestreut; ein neues Werk war ein neues Fest für den Herzog, dessen Teilnahme für Goethes Arbeiten schon aus dem einen Zuge hervorgeht, daß Goethe ein Dutzend Verse, die er aus der Iphigenie herauscorrigiert hatte, herstellen muste, als der Herzog es zu sehn kriegte. Der Herzog selbst versuchte sich in kleinen scherzhaften Gedichten, von denen einige aufbehalten sind; sie wurden an Personen gerichtet und sind nur für den Augenblick berechnet; der Sinn des Fürsten, der gern geradezu und geradedurch gieng, konnte sich in die Formen nicht einzwängen und war mit dem Reime

nicht auf so gutem Fuße wie mit dem Freunde, dessen Ausdrucksweise er borgte, wie man damals die Kleider vertauschte und verborgte. Goethe und der Herzog hatten sich rasch so ineinander hineingelebt, daß sie kaum einen Tag getrennt sein konnten; die Sehnsucht des Fürsten nach seinem lieben Goethe spricht sich in den aus Gotha an ihn gerichteten Zeilen mit reinster Unbefangenheit aus; die Zeugnisse stimmen damit überein. An Lavater schreibt Goethe im December 1775: „der Herzog wird mir täglich werter, wir werden einander täglich verbundener.“ Wieland vertraut Merck (26. Jan.): „Goethe kommt nicht wieder von hier los; Karl August kann nicht mehr ohne ihn schwimmen noch waten“. Sie hatten eine Art Gütergemeinschaft; angefangene Briefe setzte der Herzog fort oder nahm sie ihm weg, um sie abzuschicken; an Gedichtchen des Herzogs schloß Goethe seine Verse unbefangen und ungezwungen an und ließ, wenn er keine Lust mehr hatte, das Spiel fortzusetzen, ein Etcetera sagen, was er nicht sagen mochte. Der Herzog nannte ihn Du und soll, wenn sie unter sich waren, sich ebenso haben nennen laßen. Mitunter wenn für den andern Tag etwas vorgenommen war, schlief Goethe in des Herzogs Stube auf dem Kanapee. Wenn der Herzog oder Goethe einen Ausflug machten, meldete der eine oder andere: Alleweile reisen wir, wir kommen, wir sind da! — dabei war an niemand gedacht als an sie. Sie zogen gemeinschaftlich auf die Jagd, halfen Feuersbrünste löschen, stiegen in und auf die Berge, besuchten die Höfe und die Leute auf dem Lande, tanzten, mieselten, stachen einander aus oder unterstützten sich, waren immer zusammen und immer eines Sinns. Goethe lebte, regierte, wütete und machte Regenwetter und Sonnenschein.

Die enge Vertraulichkeit beider regte allerlei Leidenschaften unter den Leuten auf, die in der Nähe lebten. Wieland sah es, wenn auch nicht immer in gleicher Laune, doch immer ohne Neid an, daß dieser wunderbare Göttersohn ihm so schön über den Kopf wachse; er kannte nichts Beßres, Edleres, Herzlicheres, Lieberes

und Größeres in der Menschheit als ihn, so wild und siebenseltsam der Unhold auch zuweilen war oder schien. Bertuch fügte sich schweigend in die Folgen, die für ihn aus der engen Freundschaft hervorgiengen; er soll, weil Goethe ein Besitzthum haben wollte, seinen Garten haben hergeben müßen, aber, da er sich auf den Wert der Dinge verstand, kein schlechtes Geschäft dabei gemacht haben. Knebel hielt sich mit seinem Prinzen Constantin immer ein wenig in Schußweite und war zu ehrlich, um neidisch, zu welterfahren, um in Wahrheit besorgt zu sein. Andere Menschen von der Feder waren kaum in Weimar; der einfache Musäus hatte keine Ader, die für das Hofgetriebe hätte aufwallen können. Von dieser Seite durften die beiden Freunde unangefochten und unbekrittelt thun und laßen, was ihnen beliebte. Bode und die Gräfin Bernstorf kamen erst 1778 nach Weimar; sie konnten zwei Jahre vorher noch nichts Nachteiliges aussprengen. Verbreitet wurde dergleichen in Menge. Was eigentlich, ist ungewis. Zu Klopstock waren Gerüchte gedrungen, der Herzog betrinke sich fortwährend bis zum Krankwerden, unter dem Vorwande seinen Körper zu stärken, aber er werde erliegen und nicht lange leben. Weitere bestimmte Beschuldigungen sind nicht überliefert. Die zudringlichste Neugier hat bisher nichts Wichtigeres auszuspüren vermocht und die Klatschsucht eines Böttiger, die Bosheit des späten Haßes ist nicht im Stande gewesen, etwas ausfindig zu machen, was das Geschrei rechtfertigte. Aber die stillschleichende Verleumdung breitete sich aus und sie muß arg um sich gefreßen haben, da Goethe gesteht, daß ihm kein Augenblick seiner Existenz übrig bleibe, wenn er auf all solche Briefe, auf all solche Anmahnungen antworten sollte, wie sie Klopstock (8. März 1776) geglaubt hatte, nicht umgehen zu dürfen. Die Verbreiter der übeln Gerüchte waren die jetzt namenlos verschwundenen Hofleute, vor allen, und leider vor allen der Graf Görz, der frühere Erzieher des Herzogs, der sich von allem Vertrauen ausgeschloßen und seinen Zögling auf

einer Bahn sah, die ihm, auch wenn sie nur von der seinen abwich, wie eine Abweichung vom Rechten vorkommen muste. Das war nicht zu bestreiten, die Schranke, welche die Erdengötter von den gewöhnlichen Menschen trennte, hatte der Herzog weggeräumt, und was unter seines gleichen vielleicht unanstößig gewesen wäre, wurde in dieser Gesellschaft, im traulichsten Verkehr mit einem abenteuernden Poeten, Romanenschreiber und Komödienverfaßer verwerflich und verdammlich. Graf Görz, dessen Verdienste auf dem diplomatischen Felde ungeschmälert bleiben, hat Denkwürdigkeiten hinterlaßen, aber aus der ersten Zeit Goethes in Weimar nichts Nachteiliges von Erheblichkeit überliefert. Daß er in früheren Jahren und gerade in den Tagen der vermeinten Zurücksetzung eine Hauptquelle der übeln Gerüchte war, geht aus hingeworfnen Aeußerungen Wielands hervor: „Daß Görz uns überall mit Dreckfarbe malt, wust' ich“. Durch Görz war der Statthalter Dalberg in Erfurt übel gestimmt worden; auch er soll schlecht von den Leuten in Weimar geredet haben. Von ihm, gesteht Wieland, wundere es ihn und er fügt hinzu: „Goethe hat freilich in den ersten Monaten die meisten, mich niemals, oft durch seine damalige Art zu sein scandalisiert und dem Diabolus prise über sich gegeben. Aber schon lange und von dem Augenblick an, da er decidiert war, sich dem Herzog und seinen Geschäften zu widmen, hat er sich mit untadeliger Sophrosyne und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt. Kurz, Ihr dürft sicherlich glauben und gegen alle Welt behaupten, daß die Kabale gegen Goethen und seine Freunde nichts als Neid und Jalousie und Misvergnügen über fehlgeschlagene Hoffnungen zur Quelle hat“. Goethe selbst gesteht seinem Freunde Merck im Jan. 1776: wir machen es toll genug, wir treiben Teufelszeug — aber die Tollheit beleidigte nur die, denen Goethe im Wege stand, und das Teufelszeug war es nur auf diesem Welttheater, auf dem Goethe bald etwas zu tragieren und sich in allen tragischen Farcen leidlich zu benehmen hoffte.

Im Januar gieng es ihm noch durch Kopf und Herz, ob er bleibe oder gehe, Sonntag 11. Febr. (1776) sagt er der Frau v. Stein „ich geh' ins Conseil sitzen", was wol nur auf eine Beratung mit dem Herzog ohne amtliche Formen deutet oder in der gesellschaftlichen Sprache ein besonderes, jetzt verdunkeltes Wort war. Am 6. März ist er „ganz eingeschifft auf der Woge der Welt, voll entschloßen; zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern oder sich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen;" so an Lavater. Zwei Tage später an Merck: „Den Hof habe ich nun probiert, nun will ich auch das Regiment probieren und so immer fort". Das Hofleben widerte ihn schon an; am 17. ließ er absagen, weil er „da oben nicht im Sande herumbursten" mochte. Klopstocks Mahnung war inzwischen angekommen; Goethe zeigte sie; dem Herzog thats einen Augenblick weh, daß es von Klopstock wäre. Einige Tage später scherzt Goethe, als er beim Durchlesen im Briefschreiben eine Reihe von Verheißungen vor sich sieht: „Ach! von oben bis unten nichts als gute Vorsätze. Klingts doch fast als wär ich ein junger Herzog!" Die Mahnung, vielleicht die erste, von welcher der Herzog Kunde erhalten, wär offenbar nicht ohne Eindruck geblieben. Goethe antwortete am 21. März: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, liebster Klopstock; sie helfen nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden." Klopstock war über den Ton der Antwort entrüstet, erklärte, daß Goethe des gegebenen Beweises von Freundschaft nicht wert gewesen und daß Stolberg nicht kommen solle, wenn er ihn höre oder vielmehr, wenn er sich selbst höre. Stolberg kam zu Goethes tiefer Kränkung wirklich nicht, um seinen Hofdienst anzutreten und erschien erst mehre Jahre nachher mit seinem Bruder als vorübergehender Besucher Weimars. — An Besuchern, die durch Goethe angezogen wurden, fehlte es nicht. Am 4. April, als er von einem Ausfluge auf die Leipziger Messe eben zurückgekommen, bei der Frau v. Stein war, wurde er abgerufen; Lenz war eingetroffen; er

blieb den Sommer, begleitete Frau v. Stein, die von ihm Englisch lernte, im September nach Kochberg, muste aber, da er am 26. Nov. eine „Eselei" begangen, indem er ein Pasquill auf die Herzogin Amalia gemacht, Weimar verlaßen. Eine Bitte um Frist, die durch Goethe an die Stein gieng und von dieser der Herzogin Luise gegeben wurde (30. Nov.), verschaffte ihm noch einen kurzen Aufschub. Er gieng wieder ins Elsaß. — Montag 24. Juni kam Klinger unerwartet und wurde von Goethe mit alter Liebe und Herzlichkeit aufgenommen; aber Klingers harte herbe Natur fügte sich nicht in das weimarsche Wesen; er war wie ein Splitter im Fleisch; schon im October hatte er das Feld geräumt. Auch Christoph Kaufmann fand sich ein, weniger Goethes als des Fürsten wegen. Er war ein Schweizer (geb. 1753). Lavater hatte in seiner Physiognomik groſses Wesen von ihm gemacht und ihm einen Platz gleich nach Christus gegeben; sein Bild begleitete er mit dem Orakelspruch: Man kann was man will, man will was man kann. Er führte damals den Beinamen Gottes Spürhund und wurde unter diesem Namen in Müllers Faust (1778. S. 66 ff.) als handelnde Person aufgeführt und lächerlich gemacht. Kaufmann, ein schöner sehr kräftiger Mann, der alles was er redete in dunkle, oft derbe Worte hüllte und doch alle einzunehmen wuste, glaubte sich berufen, überall die guten kindlichen Menschen aufzusuchen, und meinte die apostolische Gabe zu besitzen, sie allenthalben zu wittern. Daher sein Beiname. So jung er war, that er doch, als ob er schon mit einem früheren Menschenalter in Berührung gestanden und bestimmt sei, noch lange nach dem damaligen Geschlecht fortzuwirken. Er behauptete fast gar keinen Schlaf zu bedürfen, aß nichts als Vegetabilien und trank nur Milch und Waßer. Er führte einen jungen Mann mit sich, der in seiner Gegenwart nicht reden durfte und den ganzen Tag schreiben muste, weil sich bei Kaufmann (Basedow trieb ähnlichen Schwindel) die Gedanken so drängten, daß er nur dictieren konnte. Eine Menge Briefe ließ er

jeden Tag auf die Post bringen und abholen. Auch Arzt behauptete er zu sein, dem kein Kranker, der Zutrauen hätte, stürbe und einige Kuren sollte er gemacht haben, die in Verwunderung setzten. Von seinen Heldenthaten in Persien erzählte er gern. Die Leute glaubten und glaubten auch nicht. Selbst der kalte Verstandesmensch Voß wagte seinen Zweifel nicht aufkommen zu laßen. Der Herzog von Weimar hatte ihm, wie er in Wandsbeck, wohin er bald darauf kam, zu rühmen wuste, einen Wagen geschenkt. Er gieng von Wandsbeck nach Berlin. Voß und Frau fuhren mit ihm nach Mekelnburg; unterwegs hatte er auf jeder Post Händel. Im Febr. 77 war er wieder in Weimar, saß bei Lynker (Goethes späterm Collegen) auf dem Gute. Als Schmohl (Mochel) ihn später in seiner „Urne" charakterisiert hatte, äußerte Goethe gegen Lavater, es habe treffender geschehen können; „ich wollte allenfalls den Spargel schon tiefer aus der Erde herausgehoben haben, dieser Ehrenmann ist billig genug, ihn nur so weit er grün ist und hervorguckt abzuschneiden." Gegen andre nannte er den Wundermann kurzweg einen Lump. Er starb 1795. — Erfreulicher war der Verkehr mit dem Statthalter Dalberg aus Erfurt, der häufig in Weimar war und die Weimarer häufig bei sich sah. Seine Entfremdung konnte nur eine vorübergehende sein; die edle unbefangene Natur des Mannes, auch wenn er weniger Weltmann gewesen, muste sich für ein Streben erwärmt fühlen, das jenem am Hofe Emmerich Josephs in Mainz ähnlich war, nur höher hinaus gieng. Auch der Besuch des Berghauptmanns Trebra aus Clausthal muste willkommen sein, da Goethe, seit er am 3. Mai zum ersten Male nach Ilmenau gekommen (damals einer Feuersbrunst wegen), sich mit dem Gedanken trug, ob das alte Bergwerk wieder in Bewegung zu bringen sei. Schon am 18. Juli gieng er wieder hin, um eine Bergwerkscommission einzusetzen. Bis dahin hatte er auch in Weimar festern Fuß gefaßt. Er hatte bisher bei Kalb, im Schloße, dann in einem burgartigen Gebäude ge-

wohnt, aber sich ohne Eigentum nicht behaglich gefühlt. Am 21. April nahm er einen Garten vor dem Thore, der Bertuch gehörte, im Einverständnis mit dem Eigentümer und dem Herzog, in Besitz und ließ gleich rüstig drin arbeiten, um ihn nach seinem Sinne einzurichten. Am 14. Mai war derselbe noch zu rauchig (rauh), um Menschen darin zu empfangen. In der Nacht vom Sonnabend 18. Mai auf Sonntag schlief Goethe zum erstenmal im Garten. Am 26. Juni wurde der Kauf in Ordnung gebracht; im November freute er sich des neuen Eckchens, das er sich bereitet hatte und kalfaterte die Fenster und Thüren, am zu sehen, wie lange er sich gegen die Unbilden der Witterung halte und ob sie ihn überwältigten.

Kleine Ausflüge hatten stattgefunden und giengen durchs ganze Jahr. Im März war er über Auerstädt, Naumburg, Rippach nach Leipzig gefahren. Im Getreibe der Messgeleitsceremonien dachte er an Ariostens Wort vom Pöbel: „wert des Todes vor der Geburt." Er sah Käthchen Schönkopf wieder; es war ihm, als sollt' er mit seinem vergangnen Leben abschließen, und gleich knüpfte es neu an. Er lernte die Schauspielerin und Sängerin Corona Schröter kennen, die er als Student wol schon gesehen hatte, ohne doch in Verkehr mit ihr zu kommen. Jetzt fesselte und bezauberte sie ihn; einige Jahre darauf wurde sie Kammersängerin in Weimar und trug sehr dazu bei, die Bühnendarstellungen an den Hoffesten zu erhöhen. — Am 18. Apr. begleitete er den Herzog auf einige Tage nach Buttstädt. Des Ilmenauer Aufenthalts im Mai ist schon gedacht. — Ende Mai machten der Herzog und er einen Ausflug nach Allstedt und dem Kyffhäuser und kamen über Gotha am 1. Juni zurück. Am 9. Juni früh finden wir die Freunde und Wedel wieder in Allstedt; Abends beim Forstmeister v. Stubenvoll; Zweck der Reise war die Rehjagd. Im Juli (14.) machte er das Vogelschießen in Apolda mit. Der zweite Aufenthalt in Ilmenau dauerte vom 18. Juli bis zum 17. August; Bergbau-

Ideen, Jagd, Zeichnen, Dichten füllten die Zeit aus, nicht die Unruhe des Gemüts, die sich in Brieschen an die Stein Luft macht. Gleich am 1. Sept. „zogen sie wieder auf abenteuerliche Wirtschaft" nach Ilmenau; es galt aber nur der Geburtstagsfeier des Herzogs am 3. Sept.; Freitag 6 waren sie wieder in Weimar. Am 16. gieng der Herzog mit Einsiedel (in Goethes Uniform) auf das Gut der Frau v. Stein nach Kochberg, während Goethe zurückblieb, am 17. bei Knebel und dem Prinzen Constantin in Tiefurt mit Tanz, Illumination und Nachteßen zerstreut wurde; am 18. las er Rechnungen.

Er war inzwischen aus dem unbestimmten Verhältnisse eines Gastes in das scheinbar bestimmtere eines herzoglichen Beamten getreten. „Je mehr der Herzog, schreibt Goethes Vater an Schönborn, den Doctor kennen lernte, desto weniger konnte er ihn entbehren, und prüfte seine Gaben hinlänglich, die Er so beschaffen fand, daß er ihn endlich zu seinem geheim. Legations-Rat mit Sitz und Stimme im geheim. Conseil und 1200 Thlr. Besoldung ernannte. Da sitzt nun der Poet und fügt sich in sein neues Fach bestmöglichst. Wir wollen ihn auch darin sitzen laßen." An demselben Tage (24. Juli) schreibt die beglückte Mutter an Salzmann nach Straßburg, durch dessen Hand der Brief an Schönborn nach Algier gieng: „Daß unser Sohn beim Herzog von Weimar als Geh. Leg.-R. in Diensten ist, werden Sie längst wißen. Gestern hörten wir (durch einen nach Darmstadt reisenden weimarschen Courier) sehr viel Schönes und Gutes von ihm erzählen. Ich bin überzeugt, Sie freuen sich unsrer Freuden, Sie nehmen allen Teil an seinem Glück, können als Menschenfreund fühlen, wenn der Psalmist sagt: „wohl dem der Freude an seinen Kindern erlebt!" — wie wohl das Eltern thun muß. Gott regiere ihn ferner und laße ihn in den weimarschen Landen viel Gutes stiften." Das Decret der Ernennung hatte der Herzog am 11. Juni 1776 vollzogen und anstatt der im Concept als Grund angeführten „zu seiner eigenen

Kenntnis gediehenen vielen rühmlichen Qualitäten, Begabnisse und Wißenschaften, wie auch besonderer gegen denselben hegender Gnade und Affection" eigenhändig geschrieben, er ernenne den Doctor zu dem Posten „wegen seiner Uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu Uns und Unsers daher fließenden Zutrauens und Gewisheit", daß er Ihm und seinem fürstlichen Hause bei dem ihm anvertrauten Posten treue und nützliche Dienste zu leisten eifrigst beflißen sein werde. An Goethes Eltern ließ er melden, daß ihr Sohn seine volle Freiheit behalte, Urlaub nehmen und den Dienst verlaßen könne, wann es ihm beliebe; die Erteilung des Titels sei eine bloße Förmlichkeit, ein dem Herkommen gebrachtes Opfer; nie würde der Herzog darauf verfallen sein, Goethe eine andere Stelle, einen andern Charakter als den seines Freundes anzutragen: „der Herzog weiß zu gut, daß alle anderen unter seinem Werte sind, wenn nicht die hergebrachten Formen solches nötig machten." Goethe erhielt das Decret am 19. Juni. Freitag den 28., zwei Tage nach dem Gartenkauf, sollte die förmliche Einführung in das Conseil stattfinden. Den Abend vorher war er beim Herzoge; er schlief die Nacht dort auf dem Kanapee; früh am Freitage grüßte er die Stein: „Schon im Fränzchen und schwarzen Rock, erwartend des Conseils erhabene Sitzung, liebe Frau, und dann bei Tisch!" Der Herzog fügte auf demselben Blatte hinzu: „Guten Morgen liebe Frau, alle Geister der Berge, der Schlößer, der Morgen- und Abenddämmerung seien Ihre Begleiter. Denken Sie an mich; ich treibe mich jetzt mit Goethen ins Conseil. Wenn sie in Pyrmont ist, liebe Frau, so trinke sie ja, wenn der Morgen hübsch ist, das erste Glas auf Goethens und meine Gesundheit." Als Goethe am andern Tage an der Ilm für Frau v. Stein zeichnete, zwischen Mittag und 1 Uhr, kamen ihm die (vielfältige Auslegung gestattenden) Verse: „Hier bildend nach der reinen stillen Natur, ist ach mein Herz der alten Schmerzen voll. Leb ich doch stets um derentwillen

Um derentwillen ich nicht leben soll." An Merck schrieb er, noch vor der Einführung (22. Juni): „Ich bin nun in alle Hof- und politische Händel verwickelt und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vorteilhaft genug, und die Herzogtümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu sehen, wie Einem die Weltrolle zu Gesichte stünde. Ich übereile mich drum nicht und Freiheit und Genüge werden die Hauptconditionen der neuen Einrichtung sein." An Kestner und Lotte (9. Juli): „ich bleibe hier und kann da wo ich und wie ich bin meines Lebens genießen und einem der edelsten Menschen in mancherlei Zuständen förderlich und dienstlich sein. Der Herzog, mit dem ich nun schon an die neun Monate in der wahrsten und innigsten Seelen-Verbindung stehe, hat mich endlich auch an seine Geschäfte gebunden, aus unserer Liebschaft ist eine Ehe entstanden, die Gott segne. Viele gute liebe Menschen giebts noch hier, mit deren Allgemeiner Zufriedenheit ich da bleibe, ob ich gleich manchem nicht so recht anstehe." Und an Merck (24. Juli): „glaub, daß ich mir immer gleich bin; freilich habe ich was auszustehen gehabt, dadurch bin ich nun so ganz in mich gekehrt. Der Herzog ist ebenso, daran denn die Welt freilich keine Freude erlebt; wir halten zusammen und gehen unsern eignen Weg, stoßen freilich so allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten für'n Kopf, werden aber doch durchdringen, denn die Götter sind sichtbar mit uns!" Am 3. Aug., Morgens beim Zeichnen auf dem Thüringer Walde sprach er in einem kleinen Gedicht an das Schicksal seine Stimmung aus: Mein Karl und ich vergeßen hier Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet Und, ach ich fühl's, im Stillen werden wir Zu neuen Scenen vorbereitet. Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl: Daß ohne dich wir nur vergebens sinnen, Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl Voreilig dir niemals was abgewinnen. Du hast für uns das

rechte Maß getroffen In reine Dumpfheit uns gehüllt, Daß wir von Lebenskraft erfüllt, In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen." Und mit erhöhterm Gefühl in einem etwa gleichzeitig entstandenen Gedicht, das er (am 11. Sept.) an Lavater sandte, blickt er wie ein Schiffer auf seine Lebensfahrt zurück; während die zurückgebliebenen Freunde am Ufer über ihn im Sturme wehklagen Steht er männlich an dem Steuer. Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen; Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen. Herschend blickt er in die grimme Tiefe Und vertrauet landend oder scheiternd Seinen Göttern. Wol bedurfte es der festen Entschloßenheit, um den Sturm auszuhalten, den Goethes Ernennung in Weimar erregte. Wie laut das Murren geworden, geht daraus hervor, daß ein förmlicher Protest eingereicht wurde. Als das Ministerium darüber berichtete, antwortete der Herzog eigenhändig: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderm Orte gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn misbrauchen. Was aber den Einwand betrift, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens Niemand in meiner Dienerschaft, der, meines Wißens auf dasselbe hofte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesamten Unterthanen steht, nach Anciennetät, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urteil der Welt, welches vielleicht misbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrat oder Regierungsrat war, ändert gar nichts. Die Welt urteilt nach Vorurteilen; ich aber sorge und arbeite, wie jeder andre, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern mich vor Gott und

meinem eigenen Gewißen rechtfertigen zu können." Das laute Murren verstummte, aber die Beschränktheit, wol auch Neid und Bosheit äußerten sich in den kleinen Künsten der Misachtung oder der Verleumdung. Goethe bedauerte die Hofleute und wunderte sich, daß nicht die meisten gar Kröten und Basilisken würden.

Die letzte Abenteuerfahrt des Jahres 1776 begann am 2. Dec. früh sieben Uhr beim Mondenschein; sie gieng über das berufne Rippach (von wo bis Leipzig „in der Schwachheit seiner Sinne" er am 3. Dec. den ersten Act des kleinen Spieles Lila verfertigte), Leipzig und Dessau nach Wörlitz zum Fürsten Leopold Friedrich Franz, auf den unter allen seinen fürstlichen Bekannten der Herzog am meisten hielt. „Er ist doch eine der schönsten Seelen, schildert er ihn, die ich kenne. Ich habe nie jemanden gesehn, der durch seine bloße Existenz mehr Wolwollen, Treuherzigkeit und Menschenliebe allen denen, so um ihn sind, mitteilt als dieser Fürst. Man ist ordentlich beßer bei ihm. Er ist trotz der Sinnlichkeit seines Wesens — denn daß er nicht im mindesten der Abstraction fähig ist, sehe ich alle Augenblicke mehr — so rein und lauter, so gemäßigt und so liebevoll in seinem Leben, als vielleicht manche der Alten durch die tiefste Weisheit und größte Bearbeitung ihrer selbst zu sein nicht erlangt haben." Am 5. schreibt Goethe (der ihn einmal eine schöne und große Natur nennt) an die Frau von Stein: „Wir hetzen uns mit den Sauen herum", ein Vergnügen, das die weimarschen Jagden nicht scheinen geboten zu haben. Der berühmte Wörlitzer Garten, der auch Goethe gefiel, riß die alte Herzogin sechs Jahre später so hin, daß sie meinte, nicht ruhen und rasten zu können, bis sie Tiefurt in einen beinahe ähnlichen Zustand gebracht habe. Das arme Tiefurt war ganz erstaunt über ihre erhabenen Ideen. Goethe muste dabei mithelfen. Sein diesmaliger Aufenthalt in Wörlitz dauerte fast drei Wochen. Am 21. Dec. waren sie wieder in Weimar und auf das viele Neue, das um ihn herum gelebt, war er wieder still in seinem Garten, dessen

alter Wacholderbaum ihn so oft freute und friedlich stolz machte, aber nicht treu bis zum Ende mit ihm aushielt.

Im ersten unendlichen Wüten, wie der gefährlich tönende Name für die Ausbrüche des Jugendrausches lautete, hatte die Dichtung kaum kleine Lieder wie „Eis-Lebens-Lied“ und allenfalls Matinées hervorgebracht, kleine epistelartige Schilderungen lustiger Auftritte und oft derbe Belustigung über die Genoßen, Männer wie Weiber. Diese Form der Satire schreibt sich aus dem Verkehr mit Merck her und beruhte eigentlich auf der neckischen schraubenden Manier desselben. Goethe, der zur Ironie nicht aufgelegt war, vielmehr den Dingen lieber geradezu nahe rückte, pflegte die Gattung wol nicht eifrig und nahm sich eher in scherzender Gutmütigkeit eines weiblichen Wesens an, das sich gegen den übermütig-mutwilligen Scherz der andern aus eignen Mitteln nicht zu wehren vermochte. — Stella erschien im Januar 1776 gedruckt, scheint aber weder verstanden noch unverstanden bewundert zu sein. Ein Nachklang älterer Zeit war der Brief an Lottchen (Mitten im Getümmel mancher Freuden), der ganz die alltägliche Realistik zeigt wie Einzelnes in Stella und ebensowenig vor dem dargereichten Abendbrod wie jene vor den Kartoffeln in der Schaale ausweicht. Später wurde dann das Abendbrod mit leichtem Kunstgriff in Abendrot aufgelöst, wie überhaupt fast alle die kleinen Gedichte dieses Jahres in der Folge gänzlich umgearbeitet oder doch mit einzelnen kräftigen Strichen geändert wurden, oft mit vollendeter Meisterhand, mitunter gieng die persönliche Beziehung und mit ihr die Wärme des Gedichts drauf. Eins der schönsten unter den kleinen Liedern (Dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen), das gewönlich auf Lili bezogen wird, entstand am 11. Febr. und geht Frau v. Stein näher an, als Lili, die er in einer grösseren nach der bekannten Novelle gearbeiteten Dichtung „der Falke“ als Giovanna darstellen wollte, „aber Du erlaubst mir doch,“ bittet er die Stein, „daß ich einige Tropfen

Deines Wesens drein gieße, nur so viel es braucht um zu tingiren." Nur am 8. und 12. Aug. in Ilmenau ist von der Dichtung die Rede, die, wie es scheint, ein Drama werden sollte. Sie blieb liegen wie das Gedicht für Gluck auf dessen verstorbne Nichte, über dem er am 25. Mai „in tiefer Trauer wohnte." Fertig wurden von größeren Arbeiten nur die am 26. Oct. begonnenen Geschwister, die ebenfalls die Stein angehen. Am 2. Dec. schreibt er an diese Frau: „Daß mir Herzogin Louise die Geschwister nicht weitergibt oder sonst — Es muß uns bleiben." Das kleine Spiel führt die Unruhe eines gekünstelten Verhältnisses zwischen Hausgenoßen, von denen das unbefangen-kindische Mädchen ihren Wilhelm für ihren Bruder hält, während er weiß, daß keine Verwandtschaft besteht, zum Gipfel und zum Ausspruch. Die glückliche Charakteristik, in der die Handlung des kleinen Stücks aufgeht, hat die Unbedeutendheit des Ganzen verdeckt und dem Stücke viel Bewunderung erworben. Goethe soll als Wilhelm treflich gespielt und von Malchen Kotzebue, der Schwester des Dichters, welche die Rolle der Marianne gab, ausgezeichnet unterstützt sein. Kotzebue selbst nahm von der goetheschen Marianne das Maß zu seinen Gourlis, natürlich das Maß wie ein Theaterschneider. — Begonnen und dann im Jan. 1777 abgeschloßen wurde das Singspiel Lilla, das auf dem Privattheater am 30. Jan., dem Geburtstage der Herzogin, aufgeführt wurde. Die Form der damals allbeliebten Operetten wurde durch dies Spiel fast stereotyp für die Darstellungen zu Louises Geburtstagsfeier und gab durch declamatorischen Dialog, Gesang und Tänze den Hofleuten Gelegenheit, Anteil zu nehmen; der Zweck der Aufführung zwang dabei zugleich manches widerwillige Gemüt, in den nun einmal zur Herschaft durchdringenden Ton einzustimmen und den Absichten des Emporkömmlings dienstbar zu sein. Auflösung eines psychologischen Problems ist auch hier, wie in den Geschwistern, der Zweck; ein durch Liebe und Phantasie zerrüttetes Gemüt soll durch Phantasie

und Liebe geheilt werden. Der Gedanke ist genügend exponiert, aber da wo es zur dramatischen Ausführung desselben kommen soll, verläuft die Arbeit in eine Flüchtigkeit und Hast, daß die Angst des Dichters, zur rechten Zeit fertig zu werden, unverkennbar ist; die ganze Anstalt des vierten Actes wird, wie der Dichter ausdrücklich bemerkt, „völlig dem Geschmack des Ballmeisters überlaßen." In der ersten Gestalt war das Singspiel noch flüchtiger hingeworfen und begann gleich mit der Vorklage des Unvermögens, bei dem aber guter Wille und Wahrheit sei. Ganz verschieden von der spätern Bearbeitung zeigt die ursprüngliche sich darin, daß nicht Lila sondern ihr Gemahl dem Irrsinn verfallen war und durch Lila geheilt wurde. Nur die Gesänge der ursprünglichen Faßung sind erhalten; was im Dialog später geändert ist, läßt sich nicht erraten. Die vielen unmittelbaren Beziehungen auf erste weimarsche Verhältnisse werden schwerlich erst bei der Umarbeitung hinzugethan sein; die Auslaßung des Barons gegen die politischen alten Weiber, die weitläufige Correspondenzen haben und immer etwas neues brauchen, woher es auch komme, und sich der favorablen Neuigkeiten bedienen, traf die Verbreiter der übeln Gerüchte; der Graf Altenstein, dessen Zeitrechnung von den Pferdemärkten abhängt, der übrigens gut und wacker erscheint, war leicht in der Person des Oberstallmeisters Stein wiederzuerkennen und wurde vielleicht von ihm gespielt; die kurze Unterredung zwischen Friedrich und Almaide zu Anfang des vierten Aufzugs ist geradezu wie aus dem Briefwechsel Goethes mit der Frau von Stein abgeschrieben. Ueberhaupt mochte ein Reiz des Stückes in damals leicht verständlichen Anspielungen liegen, die jetzt entgehen. Für uns bleibt kaum eine andre Bedeutung als die lebensgeschichtliche, da der Dichter sich hier, wenn auch nicht ganz unverholen, gegen die überspannte Empfindsamkeit der Zeit kehrt, die ihm anfieng lästig zu werden.

Noch im ersten Jahre von Goethes weimarschem Leben, am

Dienstag 1. Oct 1776 traf Herder als Generalsuperintendent in Weimar ein. Die Berufung war auf Goethes Empfehlung geschehen, und in der ersten Zeit war das Verhältnis ein wolthuendes und anregendes. Die Forschernatur Herders hätte zu der Künstlernatur Goethes sehr gut gestimmt, wenn nicht die menschliche Natur beider und die Gunst ihrer äußern Umstände durchaus verschieden gewesen wären. Herder konnte in echt deutscher Weise nicht aufhören, weder im Einzelnen seiner Studien, noch in Lebensbegegnissen; Goethe schloß rasch ab und strebte weiter. Es muste ihm unbequem fallen, wenn der Freund noch da stand und ihn dahin zurückrief, worüber er längst hinaus zu sein sich bewust war. Herder verstand sich nicht unterzuordnen und sonderte sich lieber ab. Auch litt die Würde seines Amtes nicht die teilnehmende Hingebung an das heitere Weltreiben der Gesellschaft. Seine Umstände waren nebenbei nicht befriedigend; er muste vieles arbeiten, was er in beßerer Lage von der Hand gewiesen hätte. Mit den Jahren wurde dieser Zwang größer und drückender. Sein herbes Wesen konnte dadurch nicht milder werden. Schon im Sommer 1780 kann Goethe gegen Lavater nicht bergen, daß Herder fortfahre sich und andern das Leben sauer zu machen. In den letzten Jahren verbitterte sich sein Verhältnis zu Goethe bis zu einer Art von Ingrimm und stiller Verachtung der eitlen Buhlerkünste, die Goethe spiele, wenn er glaube, ein andrer außer seiner Clique habe etwas geleistet.

Goethe hatte, wenn er aus dem lauten drängenden Treiben in der einsameren Stille sich wiederfand, tief erkannt, daß man sich beschränken müße. Einen Gegenstand, wenige Gegenstände recht bedürfen, so auch recht haben, an ihnen hängen, sie auf alle Seiten wenden, mit ihnen vereinigt werden, das mache den Dichter, den Künstler, den Menschen. Auf die Zerstreuung folgte das Bedürfnis der Samlung und machte sich um so mächtiger geltend, je fester der Entschluß wurde, die „Weltrolle“ mit Ernst durchzuführen. Es fuhr ihm wol noch, als er einmal in mondloser Juli-

nacht bei den schwärmenden Ordonanzhusaren vom Vogelschießen in Apolda heimritt, durch die Seele wie ihm die Gegend so lieb geworden, das Land, der Ettersberg, die unbedeutenden Hügel, und wenn er nun auch das einmal verlassen müßte, das Land, wo er so viel gefunden, alle Glückseligkeit gefunden habe, die ein Sterblicher träumen dürfe, wo er zwischen Behagen und Mißbehagen in ewig klingender Existenz schwebe, wenn er auch das zu verlassen gedrungen würde, mit einem Stabe in der Hand, wie er sein Vaterland verlassen habe — es kamen ihm Thränen in die Augen — aber er fühlte sich stark genug, auch das zu tragen, „stark! das heißt *dumpf*!“ Er war nach kleinen Ausflügen, die ihm neues Leben gegeben, bei der Heimkehr mitunter traurig und wußte nicht warum; er ließ sich dann wol die Clarinettisten kommen, die bis in die tiefe Dunkelheit des Abends bliesen, während er im Garten wandelte; aber diese nachzuckenden Empfindungen der Unruhe, die überwältigenden Gefühle der Vereinsamung mitten im Gewühl der Welt schwanden mehr und mehr; ein kommendes Leben, das mit ganzer Kraft bestritten sein wollte, zeigte sich, und der Schiffer *blickte herschend in die grimme Tiefe und vertraute landend oder scheiternd Seinen Göttern*. Im Beginn des Jahres 1777 konnte er, seinen Zustand überschauend, an Lavater schreiben: „In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernte Freunde in Nebel. Es mag so lange währen als es will, so hab' ich doch ein Musterstückgen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würffel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei dem allen, Gott sei Dank, in mir und in meinen wahren End-Zwecken ganz glücklich. Ich *habe keine Wünsche*, als die ich wirklich mit schönem Wanderschritt mir entgegenkommen sehe!“

Das war die Stimmung des Augenblicks, nicht die bleibende seines Lebens. Er hatte ein Amt, das ihm misgönnt wurde und das er deshalb verdienen und auch in den Augen der Welt verdienen wollte. Seine Aufgabe, meinte er, sei eine politische, nicht im heutigen Sinne, der an keine Stätte gebunden ins Allgemeine wirken möchte, eine politische Aufgabe im alten Sinne, der durch die treueste Pflichterfüllung im Einzelnen und Ganzen sich auf die angewiesenen Kreise einschränkt und in gesammelter Kraft wenn es sein muß im Kleinen zu wirken bemühte und durch Früchte, die in der Nähe reiften, vergnügt und munter erhalten wurde. Seine übrige Thätigkeit ordnete sich seiner Pflichterfüllung und den Anforderungen unter, welche die Freundschaft des Fürsten und das Wohlwollen seines Hauses erhoben. Zerstreuende Zwischenfälle bestätigten bald in dieser Richtung, bald gaben sie Anlaß zu Zweifeln, ob die nun gewählte Bahn die rechte sei. Die Unruhe des Herzens hatte sich beschwichtigt, die Unruhe des Kopfes trat an die Stelle. Goethe erkannte, daß eine s. g. praktische Thätigkeit sein Leben nicht befriedigend ausfülle, daß seine künstlerische Natur im Geschäftsleben erliege; er schwankte über seinen dichterischen Beruf, der durch Jugendschöpfungen allein nicht verbürgt und ohne fortdauernd fließenden Reichtum nicht echt erschien; er meinte zu ruhiger wissenschaftlicher Thätigkeit geschaffen zu sein. Dann wieder, wenn er plötzlich die mächtigen Quellen der Poesie aufbrausen fühlte und verlegen war, wie er sie bändigen und leiten sollte, konnte er mit Fug über seinen wahren Beruf nicht zweifelhaft sein; und dennoch blieb er's. Dieser jahrelange Widerstreit führte zu einer Krisis; er sah einen rettenden Ausweg und schlug ihn rasch und entschieden ein, nicht als sicherer Wandrer, der gebahnte Straßen geht, sondern als Flüchtling, der alles hinter sich läßt und durch Dickicht und Wildnis die Freiheit sucht. Wer Goethe den Jüngling lieb gewonnen und Goethe den Greis von seiner Liebe ausschließt, muß ihn schon hier aufgeben, da er ihm im Begriff steht sich

von der Delila des Hoflebens die Kraft der jugendlichen Locken scheeren zu lassen; wer aber diesem wunderbaren Sterblichen das Alter um der Jugend willen verzeihen kann, wird ihm weiter folgend am Ende der Bahn vielleicht gestehen, daß weder Jugend noch Alter der Verzeihung bedurfte. Wie eine Naturgewalt ihre Wege geht, gieng er die seinen; ob stürmische Lohe, ob im Dienst geregelter Thätigkeit, ob zum zierlich funkelnden Spiel verwandt, ob wärmende Kraft, ob im Aufglimmen erlöschender Funke — Feuer blieb Feuer. Und hat der Mensch in gewöhnlichen Lagen des Lebens Anspruch darauf, daß man nichts anderes von ihm verlangt, als was er unter den gegebenen Verhältnissen aus sich, die Welt aus ihm machte, so bleibt dieser Anspruch auch denen, die auf die Höhen des Lebens emporgehoben, aus der Welt gemacht haben, was sie aus sich machten.

Die Erzählung kann sich auf die hervorspringenden Thatsachen beschränken und muß bei dem andringenden Stoff vieles nur anrühren, was sich in eingehender Betrachtung vorteilhafter darstellen würde. Nach der Jugend, nach dem ersten Jahr des Umschauens auf der Weltbühne, kommt es zunächst nur darauf an, den jahrelangen Widerstreit zu veranschaulichen, der den Zustand unhaltbar machte und zum entschiednen Bruch führte. Es braucht aus Besorgnis, den Dichter zu verkleinern, nichts beschönigt und bemäntelt zu werden; er hat selbst genugsam dafür gesorgt, daß, wer um ihn bangte, wie er es selbst um sich gethan, auch wieder mit ihm zu Athem kommen wird.

Goethe lebte ganz glücklich in anhaltendem Reiben und Treiben des Lebens, und war stiller in sich als je, schrieb an niemand, hörte von niemand, ihn kümmerte außer seinem Kreise nun gar nichts. So berichtete er an Lavater im Februar 1777, dem er in der folgenden Zeit weitere Bekenntnisse ablegt. Neue Freunde und Lieben macht er sich nicht. Sein Gott, dem er immer treu geblieben, hat ihn reichlich gesegnet im Geheimen, denn sein Schicksal

ist den Menschen ganz verborgen, sie können nichts davon sehen oder hören. Große Gedanken, die dem Jünglinge ganz fremd sind, füllen seine Seele, beschäftigen ihn in einem neuen Reiche. In der Jugend traut man sich zu, daß man den Menschen Palläste bauen könne, und wenns um und an komme, so habe man alle Hände voll zu thun, um ihren Mist beiseite bringen zu können. „Das Tagewerk das mir aufgetragen wird, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart; diese Pflicht wird mir täglich theurer und darin wünscht ich's den größten Menschen gleich zu thun und in nichts größerm. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spizzen, überwiegt alles andre und läßt kaum augenblickliches Vergeßen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, wills Gott, die Kräffte bis ans Ende reichen." Herschaft, heißt es bald darauf, werde niemand angeboren, und der sie erwerbe, müße sie so bitter gewinnen als der Eroberer, wenn er sie haben wolle, und bittrer. Er ladet fast zu viel auf sich, und wieder kann er nicht anders. „Staatssachen sollte der Mensch, der drein versezt ist, sich ganz wiedmen, und ich möchte doch so viel anders auch nicht fallen laßen." „Erhalt uns Gott (schreibt er dem Freunde, der sich guter Gesundheit gefreut) lange auf dieser schönen Welt und in Kraft, ihr zu dienen und sie zu nutzen. Mit mir stehts auch gut, besonders innerlich. In weltlichen Dingen erwerb' ich täglich mehr Gewandtheit." Ein andermal hat er von sich nichts zu sagen, als daß er sich seinem Beruf aufopfert, indem er nichts sucht, als wenn es das Ziel seiner Begriffe wäre. Gegen Jacobi nennt er sich einen armen Sclaven der Pflicht, mit welcher das Schicksal ihn vermählt habe, und bittet um Verzeihung, wenn er trocken und

schräg scheine. So stand es innerlich. Nach außen hin änderte sich seine Stellung rasch. Freund und Vertrauter des Fürsten war und blieb er. Am 13. Januar 1779 übernahm er die Kriegscommission, die ihn wieder an eine Menge garstigen Zeugs anknüpfte und in neue Elendverhältnisse führte. Er besorgte die Recrutenaushebung und nahm dabei wahr, daß er den Geschäftssinn unausgebildet gelaßen; er erstaunte, sich von Dingen, die der geringste Mensch leicht begreife, wie durch eine ungeheure Kluft gesondert zu sehen, so daß er glaubte, seinen größten Fleiß auf das Gemeine und Alltägliche richten zu müßen. Am 5. Dec. vollzog der Herzog das Decret, das ihm (Schnauß und Lynker) den Geheimbenratstitel beilegte; es kam ihm wunderbar vor, daß er so wie im Traum mit dem dreißigsten Jahr die höchste Ehrenstufe, die ein Bürger in Deutschland erreichen könne, betrete. Im folgenden Jahre hatte er neben dem Directorium des Kriegsdepartaments auch das des Wegbaus und die Führung der Kaßen für beide übernommen. Am 10. April 1782 wurde das Adelsdiplom vollzogen; er empfieng es erst im Juni und konnte sich gar nichts dabei denken. Die Herzogin Amalie hatte (im Nov. 1781) ihren Sohn überzeugt, daß diese Förmlichkeit nötig sei, um den fortdauernden Anfechtungen des Adels ein Ende zu machen und die kleinen und großen Bedenklichkeiten der umliegenden Höfe zu beseitigen. Es gieng ihm wie dem Tugendfreund in den Vögeln; ein Stück des weimarischen Reichs nach dem andern wurde ihm, wie auf einem Spaziergange übertragen; am 11. Juni 1782 übernahm er (nach Kalbs erzwungnem Abgange) das interimistische Präsidium der Kammer; er hoffte, da alles epochenweis bei ihm gieng, daß die neue Veränderung und Erweiterung seiner Bestimmung ihm und andern wolthuend sein werde. Aber er meinte doch, es würde ihm wohler sein, wenn er vom Streite der politischen Elemente abgesondert, den Wißenschaften und Künsten, wozu er geboren, seinen Geist zuwenden könne. Recht zu einem Privat-

menschen geschaffen, begriff er nicht, wie ihn das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie habe einflicken mögen. An Knebel schrieb er gegen Ende des Monats (27. Juni), er habe zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt seien, daß er mit Ehren bleiben oder abdanken könne; er sehe aber auch weder rechts noch links. — Es gieng aber glücklicher, als er voraussetzte. Am 21. April gestand er demselben Freunde, es gehe mit den Finanzsachen beßer, als er vorm Jahre gedacht; er habe Glück und Gedeihen bei seiner Administration, halte aber auch das festeste über seinem Plane und über seinen Grundsätzen. Schon 1777 hatte er an der Aufstellung des Kämmeretats Teil genommen.

Was sagte die Welt dazu? Wielands gutmütige, launische Redseligkeit läßt das erkennen. Am 22. Juni 1776 schreibt er an Lavater: „Unser Goethe ist nun Legationsrat und sitzt im Ministerio unsers Herzogs, ist Favoritminister, Factotum und trägt die Sünden der Welt. Er wird viel Gutes schaffen, viel Böses hindern, und das muß, wenn's möglich ist, uns dafür trösten, daß er als Dichter wenigstens auf viele Jahre für die Welt verloren ist; denn Goethe thut nichts halb. Da er nun einmal in diese neue Laufbahn getreten ist, so wird er nicht ruhen, bis er am Ziele ist und wird als Minister so groß sein, wie er als Autor war.“ Und an Merck, 2. Juli: „Das Schicksal hat ihn in Affection genommen; es ist Cäsar und sein Glück, und Ihr werdet sehen, daß er sogar in diesen Hefen der Zeit, worin wir leben, große Dinge thun und eine glänzende Rolle spielen wird. Das erste, was er jetzt zu thun hat, ist sehen. Bis man 1777 zählt wird ihm vom Detail unsrer Sachen wenig mehr fehlen, denn er ist dahinter wie ein Feind.“ Goethe und Herder, äußert er im Oct. bedauernd gegen Gebler, werden — beinahe möcht' ich leider sagen — in der Sphäre ihres Berufs und Amts einen großen Teil ihrer herlichen Geisteskräfte verbrauchen müßen.“ — Goethe

ist bald da, bald dort, berichtet er einige Tage später an Merck, und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben sein. Im Juni 1777 klagt er dem Darmstädter Freunde, mit Goethe sei es, als ob in den fatalen Verhältnissen, in denen er stecke, ihn sein Genius ganz verlaßen habe; seine Einbildungskraft scheine erloschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausgegangen, sei politischer Frost um ihn her; er sei immer gut und harmlos, aber er teile sich nicht mehr mit und es sei nichts mit ihm anzufangen. Im April 1780 bekommt er, wie er Merck klagt, Goethen gar nicht mehr zu sehen, der weder an den Concerttagen nach Hofe, noch zu ihm komme und beinahe alle Zugänge zu sich barrikadiert habe. Im Juni findet er Goethe simpel und gut, aber äußerst trocken und verschloßen, wie er's schon lange sei. Er habe Geschäfte, Liaisons, Freuden und Leiden, an denen er nicht teilnehmen laßen könne; er werde immer inaccessibler, seine Spirallinie immer weiter und man komme immer weiter auseinander. Am 5. Mai 1779 freut er sich, daß der Friede (nach dem bair. Erbfolgekriege) Goethen eben auch wieder Luft ums Herz mache, denn man sei in Weimar in einer garstigen Lage gewesen. Am 21. Sept. bemerkt er: Goethe heißt nun Geheimer Rat, wie ers denn vorhin schon allzeit war. Der Haß fast aller hiesigen Menschen gegen ihn, der im Grunde keiner Seele Leides gethan hat, ist seitdem auf eine Höhe gestiegen, die nahe an die stille Wut grenzt. Nach der Adelserteilung bemerkt Wieland, Goethe habe ein Haus in der Stadt und scheine sich nach und nach immer mehr auf einen ministerialischen Fuß einrichten zu wollen. Beim Beginn des J. 1784 schickt sich Goethe, nach Wielands Bericht an Merck, gut in das, was er vorzustellen hat, ist im eigentlichen Sinn der ehrliche Mann am Hofe, leidet aber nur allzusichtlich an Seel' und Leib unter der drückenden Last, die er sich aufgeladen hat; er hält bei dem allen Contenance, und läßt den Gram gleich einem verborgenen Wurm an seinem Inwendigen nagen. — Fritz Stein beklagte sich, wenn sie zusam-

man giengen oder fuhren, über seine gar zu große Schweigsamkeit und Goethe vertröstete ihn aus Rom auf künftig beßern Verkehr.

Seiner Geschäftsthätigkeit vermochte er sich, wie ernst es ihm auch darum war, nicht ganz zu opfern. Er trieb zwischendurch die heterogensten Dinge. Den eben genannten Sohn der Frau v. Stein nahm er 1783 zu sich ins Haus, unterwies ihn im Rechnen, Schreiben und leitete den anstelligen, aber etwas vernachläßigten Knaben zu geordneter Thätigkeit. Schon im Frühjahr 1777 hatte er die Sorge für einen Schweizerknaben, der einem Baron Lindau das Leben gerettet, nach des letztern Tode übernommen. Der Junge (Peter Baumgartner, oder Imbaumgarten), schreibt er an Lavater, ist nun mein, und wenn ichs recht kann, so soll er, wenn ich die Augen zuthue oder ihn verlaße oder er mich, von niemandem abhängen, weil er von allem abzuhängen fühlen muß. — In höherem Grade erwies er sich seit 1778 gegen einen wundersamen, durch verwickelte Schicksale, nicht ohne eigne Schuld verarmten Mann wolthätig, der sich unter dem fremden Namen Kraft mit seiner Unterstützung (200 Thlr.) in Ilmenau, vorher in Gera aufhielt und dem er den Schweizerknaben zum Unterricht gab, um ihm die Wolthat weniger drückend zu machen. Die an den Mann gerichteten Briefe die Schöll in den Briefen und Aufsätzen mitteilte, zeigen Goethe, der äußerlich immer kälter zu werden schien, von so wolwollender, menschenfreundlicher Seite, sind so voll Güte, Schonung und Geduld, wie keine andern von seiner Hand. Des ganzen Verhältnisses gedachte Goethe gegen niemand. Es fiel ihm nie ein, seine guten Thaten vor der Welt leuchten zu laßen. Gleich am Tage seiner Rückkehr von der Schweizerreise (13. Jan. 1780) galt seine erste Sorge dem Schützling; er bezahlte seine kleine Schulden und tröstete für die Zukunft.

Besuche, die nur Goethe galten oder dem Weimar, das ohne Goethe nicht entstanden wäre, drängten sich und nahmen von Jahr

zu Jahr zu. Einer der erfreulichsten war der von Merck. Er kam am 21. Sept. 1777 nach Eisenach, wurde auf der Wartburg untergebracht und blieb mit Goethe eine Woche zusammen, lernte auch den Herzog kennen. „Das Beste von allem, schrieb er an Nicolai, ist der Herzog, den die Esel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben, und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun, was Goethe thut. Die Mährchen kommen alle von Leuten, die ohngefähr so viel Auge haben, zu sehen, wie die Bedienten, die hinterm Stuhle stehen, von ihren Herren und deren Gespräche urteilen können. Der Herzog ist einer der respectabelsten und gescheutesten Menschen die ich je gesehen habe und dabei ein Fürst, und ein Mensch von zwanzig Jahren.“ Als sie am 28. Sept. früh 8 Uhr schieden, blieb Goethe ein tiefes Gefühl der Vereinsamung. Ob bei dieser Zusammenkunft die Oekonomie besprochen ist, zu welcher Geld durch Merck angeschafft wurde, bleibt wie die ganze Sache dunkel. Großen Geschmack muß Goethe wenigstens nicht an dem Selbstbetrieb der Landwirtschaft gewonnen haben, da er einige Jahre später gegen Knebel, der sich nach einem kleinen Besitztum gesehnt hatte, äußerte, er werde niemand, der nicht von der Erde geboren sei, raten, sich mit der Erde einzulassen. Im Sommer 1779 wiederholte Merck seinen Besuch. Goethe ritt ihm nach Erfurt entgegen, wo Merck am 30. Mai eintraf; am folgenden Tage wurden beide von der Herzogin Amalie, welcher der Besuch galt, Wieland, Einsiedel und anderen auf der Hottelstädter Ecke, einer weitaussehenden Waldhöhe bei Ettersburg, empfangen, blieben den Tag in Ettersburg und kamen Abends nach Weimar. Am 3. Juni wurde Goethes Jahrmarkt in Ettersburg aufgeführt, am 10. Einsiedels Arzt wider Willen und Goethes Monodrama Proserpina, am 12. Juli die Iphigenie, in der Goethe den Orest, der Herzog Pylades, Corona Schröter die Titelrolle, Knebel den Thoas, Einsiedel den Arkas spielte. Am 13. Juli reiste Merck wieder ab, und traf über

Göttingen und Kassel gegen Ende Juli wieder in Darmstadt ein. — Ein Besuch andrer Art war der des Engländers Batty, der durch Merck empfolen, dort auftrat und vom Herzoge als Landcommissair angestellt wurde, um in einigen Teilen des Landes eine Wiesenwäßerung einzurichten. Er entledigte sich seines Auftrages zu vollster Befriedigung. So einen Menschen zu haben, meinte Goethe, ist ein Glück über alles. Die einleuchtende Zweckmäßigkeit seiner Anstalten machte großen Eindruck. — Der alte Eckhof war im Winter 1778 bei Goethe; das Jahr 79 scheint stiller verlaufen zu sein; Goethe war meist auswärts. Im Sommer 1780 brachte die verwitwete Herzogin Oeser von Leipzig mit, dessen praktischer Sinn Goethen immer von neuem wieder freute und förderte. „Wenn ich ihn nur alle Monat einen halben Tag hätte, ruft er, ich wollt' andere Fahnen aufstecken." Auch Behrisch, den er schon im Dec. 1776 als Prinzenerzieher in Dessau wiedergesehen hatte, überraschte ihn im Juli 1780. Am 14. Aug. war Schröder (auf der Reise von Paris über Mannheim und Gotha nach Hamburg) sein Gast. Leisewiz war gleichfalls im Sommer dort; Goethe gedenkt seiner so wenig als des einst gern gehabten Gotter, der öfter dort war. Am Tage vor seinem 31. Geburtstage muste er den ganzen Tag „der schönen Frau" widmen, der Maitresse des Herzogs von Braunschweig, die für Lessings Emilie Galotti, doch nicht für die Titelrolle, Züge geliefert hatte. Es war die Markise Branconi. „Sie ist immer schön, sehr schön." Sie schrieb ihm von Braunschweig und dankte artig für seine Bewirtung und Führung. Schon im Oct. 1779 hatte er sie in Lausanne besucht und im Sept. 1783 war er ihr Gast in Langenstein, das ihr Prinz Friedrich v. Preußen geschenkt hatte. Sie kam Goethe „so schön und angenehm vor, daß er sich etlichemale in ihrer Gegenwart stille fragte, obs auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Einen Geist! ein Leben! einen Offenmut, daß man eben nicht weiß woran man ist." — Im Mai und Juni 1781

war Garve, den der Hof schätzte, länger in Weimar; Goethe hatte wenig mit ihm gemein. Näher kam ihm der von Lavater empfolene Tobler, der im Frühjahr 81 eintraf und erst im Herbst wieder gieng. „Tobler ist gar lieb, schreibt Goethe an Lavater, ich kann offen gegen ihn sein; er erinnert mich in Momenten recht lebhaft an dich, besonders wenn er munter und scherzhaft ist.“ Auch Herzogin Amalie schätzte ihn, durch die sein befreiter Prometheus in den Merkur kam (1782. 2, 33 ff.). — Um Grimm, die Ruine aus Gottscheds Zeit zu sehen, wurde Goethe im Herbst 1781 vom Herzoge von Gotha eingeladen. „Die Bekanntschaft mit diesem ami des philosophes et des grands, meinte er, vor der Begegnung, macht gewis, wie ich gestellt bin, Epoche bei mir. Durch seine Augen will ich wie ein schwedenborgscher Geist ein groß Stück Land sehn.“ Nachher war er um eine Entteuschung reicher; „er konnte nicht viel gemein haben mit einem Manne, der von Paris nach Petersburg gieng.“ Ebenso mochte es ihm mit dem Abbé Raynal und dem Philologen Villoison ergehn; letzterer blieb mehrere Monate; zum Ergötzen des Herzogs machte er possierliches Zeug; seine kritisch-bibliothekarischen Nerven waren sowol gegen feine als grobe Eindrücke so abgestumpft, daß er in Erfurt, während die Mainzer Garnison vor der Wohnung des Statthalters abfeuerte, ganz ruhig in einem Fenster schlief, als wär's in seinem Bette; „aber doch, nach der Bemerkung des Herzogs, eine ungemein gute Haut und gewis honetter als sein Vorgänger Raynal.“ Der seltsame Theosophe Oberreit, der einige Wochen blieb und von Wieland mit gutmütigem Humor geschildert wurde, machte im Oct. den Beschluß der Wandervögel des J. 1782. Im nächsten Jahre kam Blumenbach von Göttingen (im April), dem seine Schrift über den Bildungstrieb rasch Ansehn und Freunde verschafft hatte. Ihm folgte im Mai der wunderliche Büttner, gleichfalls aus Göttingen, der sich bald mit seinen Hunden, Thieren und Büchern ganz nach Weimar übersiedelte und späterhin durch

seinen Nachlaß Goethen in viel mühselige Arbeit führte. Im Sommer 1784 kamen die Grafen Stolberg mit ihren Frauen auf der Reise ins Karlsbad; der alten Mißhelligkeit wurde nicht gedacht und sie gefielen sich ganz wol in der wunderbaren Atmosphäre des augustleischen Hofes. Weniger behagte es Claudius, der sich wie ein Vertriebner nach Hause sehnte. Mit ihm zugleich war Fritz Jacobi in Weimar; seine unerschöpfliche Liebe zu Goethe that auch diesem wol; sein Umgang regte ihn zum erneuerten Studium des Spinoza an, der denn freilich dazu beitrug, die Gegensätze ihres Wesens herauszubilden. Die Kreuzerhöhung des jacobischen Woldemars, von der in der Folge die Rede sein wird, war längst verschmerzt und vergeßen. Im October 1784 fand sich Frau Elise v. d. Recke ein, die von ihrem Manne geschieden war. „Die Dame muß reisen, um die gelehrten Männer Deutschlands zu sehn", scherzte Goethes Mutter; „bei mich kommen sie alle in's Haus, das war ungleich bequemer." Herder war über die vielen Besuche bittrer gestimmt: „Das Bethlehem in Juda wird nicht leer; die Weisen besuchen es; ich hoffe aber, daß sie allmählich eine leere Krippe finden und die Wallfahrt unterlaßen." Im Gegenteil; von Jahr zu Jahr wuchs der Zudrang, bei dem die Menge der Prinzen, Grafen und Freiherren, deren Besuche mehr dem Fürstenhause, als den berühmten Männern galten, gar nicht in Anschlag zu bringen ist. Gerade diese Gäste, denen Goethe sich selten entziehen konnte, nahmen ihm Tage und Wochen, ohne ihm etwas für den geistigen Haushalt zurückzulaßen. Der Fürst von Dessau gehörte zu den Ausnahmen; den Prinzen August von Gotha, der zwei Jahre älter war als Goethe, gewann er lieb. „Er hat die Kenntnis und das Interesse, das unsern fürstlichen Personen fehlt, um das in Bewegung zu setzen und zu erhalten, was so reichlich bei uns vorräthig ist und was außerdem jeder für sich behält. Ich bin ihm herzlich gut und wollte, er wär' unser; es wär' ihm nütze und uns auch." — Zwischen all' diesem Kommen und

Reisen an benachbarte Höfe ziehen sich Geschäftsreisen hin, die Goethe allein oder mit dem Herzoge machte, Jagdpartien und längere Besuche beim Adel auf dem Lande, am häufigsten nach Neunheiligen zum Grafen Werthern, dessen Frau, gewöhnlich die schöne Gräfin genannt, der Herzog leidenschaftlich verehrte.

Sie war das Vorbild der schönen Gräfin in dem Roman Wilhelm Meister, dessen früheste Erwähnung, wenn Goethes Gedächtnis nicht trog, in den Februar 1777 fällt. Im Anfange des folgenden Jahres sandte er das erste Buch an Knebel, um von ihm zu hören, ob der Eingang würdige Erwartungen errege. Längere Zeit ruhte dann die Arbeit, zu der er auf seinen Wanderzügen in Thüringen vielerlei Material aufnahm. Auf einem Ritt von Erfurt nach Gotha (am 5. Juni 1780) führte er eine Lieblingssituation wieder aus, ließ das ganze Detail in sich entstehen und fieng darüber bitterlich zu weinen an; er hätte viel darum gegeben, wenn das ganze Kapitel aufgeschrieben wäre; aber lieber durchs Feuer gesprungen, als daß er's selbst gethan hätte! Frau v. Stein, der er dies mitteilte, beredete ihn, den aufgenommenen Faden nicht wieder fallen zu laßen; er gieng zögernd daran und freute sich, als er am 10. Sept. einige Briefe „des großen Romans“, unter dem nur Meister gemeint sein wird, geschrieben hatte. Aber fast zwei Jahre ruhte das Werk wieder. Zwar sollen einige Lieder, die später im Romane erscheinen, dem Frühjahre 1781 zuzuteilen sein, doch ohne äußere Beglaubigung. Erst am 21. Juni 1782 frohlockt er, daß die ersten Kapitel (des zweiten Buchs) von Wilhelm Meister bald in der Ordnung seien, und er hofft, dann solle die Lust kommen fortzufahren; am 30. Juni hatte er das zweite Buch im Ganzen zu Stande gebracht; mitunter nahm ihm Frau v. Stein das Mechanische des Schreibens ab, er dictierte ihr. Am 28. Aug. las er dem fürstlichen Ehepaar unter dem Zelte das zweite Buch vor und wurde durch gute Aufnahme erfreut; fertig wurde dieses Buch aber erst am 29. Aug. Dann wieder Unterbrechungen; am 18. Oct.

rückte das dritte Buch zu, am 20. waren vier Kapitel in Ordnung und unter des Abschreibers Händen; am 4. Nov. rundete sich das dritte Buch, am 8. lief es zum Ende, am 9. war es um ein Kapitel gerückt und am 12. Nov. früh glücklich beschloßen. Dann ordnete Goethe seine Papiere. Alle Briefe, die seit 1772 an ihn gekommen waren, und viel Schreibsal jener Zeiten hatte er ziemlich ordentlich in Päckchen gebunden. Er sonderte sie ab und ließ sie heften. „Welch ein Anblick! Mir wird's doch manchmal heiß dabei!" Aber er ließ nicht ab, er wollte diese zehen Jahre vor sich liegen sehen, wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel gesehn wird. Seine Stimmung machte die Operation erträglich und möglich. Auf alle Weise machte es Epoche in ihm. Er begriff immer weniger, was er sei und was er solle. Er fühlte ein unendliches Bedürfnis einsam zu sein. Unter vorgegebnem Unwohlsein entschuldigte er sich vom Hofe und Conseil, blieb zu Hause, that alte Schulden ab und bestellte sein Haus. Er hatte unsäglich ausgestanden. Wer eine glühende Masse auf dem Herde sieht, reflectiert er, denkt nicht, daß so viel Schlacken darin stecken, als sich offenbaren, wenn sie unter den Hammer kommt. So habe er, scheint es ihm, eines gewaltigen Hammers bedurft, um seine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und sein Herz gediegen zu machen. In der Betrachtung des vielfachen Leids, das er in sich überwunden, gleichsam zusammenschrumpfend, weitet er seine Seele mit der Betrachtung wieder aus, daß sie in allen angenehmen und guten Zuständen das Bewußtsein ihrer selbst verliere, wie der Körper auch nur durch angenehme Empfindungen wieder an sich erinnert werde, und so meistenteils wer über sich und seinen vergangenen Zustand berichte, das Enge und Schmerzhafte hervorhebe. Dazu müße man, was man von Handlungen gesehen, von Schriften gelesen, chemisch hinzu thun, um ein Bild des Menschen zu gewinnen, wie er etwa möge sein oder gewesen sein. Und er dankt der Natur, daß sie in die Existenz eines jeden lebendigen Wesens

so viel Heilungskraft gelegt habe, daß es sich, wenn es an dem einen oder andern Ende zerrißen werde, selbst wieder zusammenflicken könne. Und, fügt er, der weder auf diesem noch jenem Berge betete noch vorgeschriebene Stunden hatte, Gott zu ehren, hinzu: was sind die tausendfältigen Religionen anders, als tausendfältige Aeußerungen dieser Heilungskraft! Tiefgreifende Betrachtungen solcher Art, die auf die friedlose Unruhe seiner fortarbeitenden, sich durchkämpfenden, aus dem Druck gewaltsam aufstrebenden Lebensgeister schließen laßen, schieben sich fast zwischen alle die größeren Werke, die ihn in dieser Periode ergriffen, ohne daß er vermocht hätte, ihrer Herr zu werden. Ihm fehlte die Samlung und ungestörte Ruhe, Begonnenes ohne Unterbrechung zum Ende zu führen. Kein Wunder, daß er beim Schluß selten mit dem Anfang zufrieden war; daß er nach jahrelanger Unterbrechung bei der Wiederaufnahme einer Arbeit sich durch das Niedergeschriebene fast mehr gehindert als gefördert sah. Er war ein Andrer geworden und konnte die vorgeschrittene Existenz nur mühsam und deshalb nicht unbefangen auf die frühere zurückschrauben. Mehr als ein andres Werk, das sich durch Jahre hinzog, trägt Wilhelm Meister, der ihn fast zwanzig Jahre beschäftigte, die Spuren dieser in zwei Rahmen gefaßten Lebensentwickelungen. Im Juni 1783 hatte er wieder ein Kapitel zum vierten Buche geschrieben, im October recht viel daran dictiert und dabei die Ueberzeugung, wenn er so fortfahren könnte, mit dem Buche in Einer Woche fertig zu werden. Auf Zusprache der Frau v. Stein nahm er die schon wieder stockende Arbeit auf und brachte, genau ein Jahr nach der Vollendung des dritten Buches, das vierte am 12. Nov. 1783 zum Schluße. Die wenigen Bogen verteilen sich auf eine Strecke von mehr als sechs Jahren.

Nicht ganz so lange beschäftigte den Dichter der ältere Egmont, den er aus Frankfurt mitgebracht hatte. Auch bei dieser Dichtung war Frau v. Stein die fördernde Treiberin. Am 26. Mai 1779

meldet er ihr, daß der Egmont rücke, obgleich er zum 1. Juni nicht werde fertig werden. Es muß also damals eine Möglichkeit gewesen sein, diesen Termin der Vollendung überhaupt zu denken, so daß dem Trauerspiel anscheinend nur noch wenig fehlen konnte. Der Zeitpunkt schob sich jedoch weiter und weiter hinaus. Am 23. Juni war eine Scene am Stücke geschrieben, also wol eine tiefergreifende Umarbeitung im Werke. Zehn Wochen später erlag der Mut; eine weitaussehende Reise stand nahe bevor und ehe der Dichter dieselbe antrat, sandte er (3. Sept.) der Freundin „was vom Egmont fertig“ war. Nach länger als zwei Jahren schreibt er (12. Dec. 1781): „Mein Egmont ist bald fertig“, allein er fügt unlustig hinzu: „wenn der fatale vierte Act nicht wäre, den ich hasse und notwendig umschreiben muß, würde ich mit diesem Jahre auch dieses lang verträdelte Stück beschließen.“ Im März des folgenden Jahres (16—17), während der Recrutenaushebung, will er über den Egmont und hofft ihn endlich zu zwingen; ist er ganz leise fleißig, möchte nun Egmont so gar gern endigen und sieht es möglich. Aber die Möglichkeit schwindet in der Arbeit, da er (am 20. März) für erforderlich hält, einen alten Geschichtschreiber (Strada) zu lesen, um Egmont lebendig zu machen, also zum Anfang, zum Quellenstudium zurückgeworfen ist. Zwar hat er Hoffnung, aber er seufzt auch, daß es langsamer gehn werde, als er gedacht. „Es ist ein wunderbares Stück; wenn ich es noch zu schreiben hätte, schrieb' ich es anders und vielleicht gar nicht. Ich will nur das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen suchen, das der Würde des Stücks widerspricht.“ Diese Manier saß aber so tief im Stück, daß einstweilen die Arbeit liegen blieb und selbst in späterer Zeit nicht ganz verwischt werden konnte. Wie anders müßte Clärchen erscheinen, die jetzt zwischen verschiedenen Epochejahren des Dichters schwankt, von allen etwas behalten hat und doch keinem voll entspricht. Das Mangelhafte ästhetischer Betrachtungsweise, die das Gewordne allein

berücksichtigt und sich über das Werden teuscht, wird an schwankenden Gestalten dieser Art recht augenfällig, da sie sich gezwungen sieht, das künstlich verarbeitete Stückwerk abgelöst von der Geschichte des Künstlers als geschloßnes Kunstgebilde hinzunehmen.

Glücklichere Sterne walteten über Iphigenien: am 14. Febr. 1779 wurde sie begonnen und schon am 6. April desselben Jahres gespielt. Freilich bis zur Höhe der Vollendung, in der wir sie kennen, mußte sie sich durch eine Reihe wechselvoller Jahre hinanarbeiten; aber was anfänglich glückte, blieb, und nur die Form der Prosa wurde in freiere Rhythmen und dann in Jamben umgebildet. Daß auch diese Dichtung nicht auf den ersten Wurf in Seele und Gestalt eins war, lag wieder an den Verhältnissen, die ihn drückten. Als Goethe Iphigenien begann, den ganzen Tag über ihr brütete, daß ihm der Kopf ganz wüst war, forderten Straßenbesichtigungen und Recrutenaushebung seine persönliche Aufmerksamkeit. So ganz ohne Samlung, nennt er sich am 14. Febr., nur den einen Fuß im Steigriemen des Dichterhippogriphen, daß es schwer fiel, etwas zu bringen, das nicht ganz mit Glanzleinwandlumpen gekleidet sei. Er ließ sich Musik kommen, die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden. Nach und nach löste sich die Seele durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Acten. Er saß, im Nebenzimmer ein Quarto, und rief die fernen Gestalten leise herüber. Ein gar guter Brief von seiner Mutter war gekommen und er hatte die glückliche Hoffnung, daß sich eine Scene absondern werde (22. Febr. 79). Als er mit der „Menschenklauberei" fertig war, rückte sein Stück (1. März) und formte sich und kriegte Glieder. Nach der Auslesung (der Recruten, 3. März) sperrte er sich einige Tage in das neue Schloß zu Dornburg, um an seinen Figuren zu posseln, und schon am nächsten Tage konnte er dort hoffen, wenn er am 11. oder 12. zu Hause komme, daß sein Stück fertig sein solle; „immer nur Skizze! man muß sehen, was ihm für Farben aufzulegen." Aber

im bösen lärmigen Nest Apolda war er (5. März) aus aller Stimmung, das Drama wollte nicht fort und er findet es verzweifelt, der König von Tauris solle reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte. Es war kein gut Heil und doch quälte ihn eine Scene gar zu sehr (7. März). Nach der Rückkehr (11. März) schrieb er glücklich weiter und hoffte immer mehr und mehr zu Stande zu kommen Am 19. März schrieb er den vierten Act auf dem Schwalbenstein bei Ilmenau, wo ihm der 24. März ohne viel dramatisches Glück hingieng, aber schon am 28. März war Iphigenie in erster Gestalt vollendet. Mit größter Hast wurde sie sofort eingelernt und schon am 6. April bei der Herzogin Amalie in Gegenwart des Prinzen von Coburg gespielt und am 12. wiederholt. Im Sommer, als Merck in Ettersburg zu Gaste war, wurde die Darstellung wiederholt (12. Juli). Goethe spielte den Orest, Prinz Constantin den Pylades, Corona Schröter die Iphigenie, Knebel den Thoas. Wer die Darstellung gesehen, war von der Vollendung entzückt. Noch in späten Jahren erinnerte sich Hufeland derselben mit erster Frische; Goethe in griechischer Tracht war ein Apoll, herniedergestiegen, um die Schönheit Griechenlands zu verkörpern und im Wort zu beleben: nie war eine gleiche Vereinigung geistiger und physischer Vollkommenheit gesehen. — Im Sommer des folgenden Jahres waren Abschriften schon verbreitet. Lavater hatte Freude daran gehabt; aber Goethe selbst genügte sein Werk nicht. Zwar wurde die Iphigenie noch am 30. Jan. 1781 zum Geburtstage der Herzogin wesentlich in der alten Form dargestellt, aber schon im Oct. 1780 war Goethe beschäftigt, ihr noch mehr Harmonie im Stil zu geben; es geschah aber, wie ein Brief an Lavater vom 26. Nov. 1781 bekennt, „leider nach seinen Umständen nur flüchtig." Die im April 1781 erwähnte „Uebersetzung" in ungeregelte Verse war damals also noch nicht durchgeführt und es bleibt zweifelhaft, ob die im März 1783 an Kestner nach Hanover gesandte Fassung oder die im

Rhythmen gekleidete die erste war, von der 1785 in Armbrusters schwäbischem Magazin zuerst Scenen gedruckt wurden. Erst in Italien sollte die reine Form gelingen, die das Vollendete des Stoffs zur unvergänglichen Gestalt hebt.

Fast ebenso ergieng es mit Tasso, an dem wir ihn in der ersten Hälfte Aprils 1780 beschäftigt sehen. Aber Geschäfte und Hofdichtung (die Vögel) schoben sich ein. Erst im Spätjahr ist der erste Act fertig (13. Nov.). Auf Zureden der Frau v. Stein wurde gleich darauf (15. Nov.) der zweite Act angefangen, am 19. war das Stück gerückt, am 20., obwol wenig geschrieben, doch nicht ins Stocken geraten; am 23. war die erste Scene des zweiten Acts ziemlich fertig, am 25. wurde, um nicht stecken zu bleiben, etwas geschrieben; dann trat eine Unterbrechung ein, so daß der Dichter am 31. Dec. 1780 mit Bedauern auf seinen Tasso blickt: „er liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an, aber wie will ich zureichen; ich muß auch alle meinen Waizen unter das Commißbrod backen." Im Frühjahr 1781 wurde die Arbeit wieder aufgenommen. Da Frau v. Stein sich alles zueignen wollte, was Tasso sage, so hatte der Dichter, wie er scherzend rühmt (am 19. April), schon so viel an sie geschrieben, daß er nicht weiter konnte. Dann giengs ununterbrochen weiter. Am 21. Apr. weckte ein Regen zu Tasso. „Als Anrufung an dich, schreibt er der Freundin, ist gewis gut was ich geschrieben habe, ob's als Scene und an dem Ort gut ist, weiß ich nicht." Am 9. Mai lebte Tasso in des Dichters Kopf und ließ sich durch nichts irren; nicht ganz vier Wochen später (5. Juni) erhielt die Freundin Erlaubnis, den Tasso an Knebel zu senden und am 31. Dec. rief Goethe Lavater zu: Tasso werdet Ihr nun haben. — Auch dies Stück war in Prosa geschrieben und erschien später dem Dichter so unglücklich geraten, daß was dastand zu nichts zu gebrauchen war.

An Faust wurde nicht gerührt. Was Goethe am 16. Juli

1780 Abends dem Herzoge von Weimar, dem Herzog Ernst Ludwig von Gotha und dessen Bruder dem Prinzen August vorlas, stammte noch aus Frankfurt her und blieb unverändert bis zur italienischen Reise, und auch dann wurde nichts Wesentliches hinzugethan. Es war nur Fragment, aber ein Bruchstück, in dem der volle Werth des Ganzen liegt.

Gleiches läßt sich von der Tragödie Elpenor nicht sagen. Die zwei Acte, bei denen es leider geblieben ist, laßen eine große Composition ahnen, die, wenn sie durchgeführt wäre, mit Iphigenie wetteifern könnte. Aber auch dies Stück scheiterte an den weimarischen Verhältnissen. Angefangen wurde es am 11. Aug. 1781; am 19. war Aussicht auf Vollendung der zweiten Scene. Dann nach fast zweijähriger Unterbrechung finden wir wieder eine Erwähnung des Stücks (1. März 1783), das sich ins Weite zieht, mehr Körper kriegt, aber „auf keine Weise fertig wird." Es war zur Feier des Kirchganges der Herzogin (nach der Geburt des Erbprinzen) bestimmt und gerade der äußere Zwang, der sich bei leichtfertigeren Dingen ertragen ließ, wirkte hier bei dem großen ernsten Gegenstand störend und erdrückend. Seit dem 5. März 1783, wo die zwei ersten Acte vollendet waren, ist keine Hand wieder daran gelegt.

Nicht glücklicher war er mit dem Gedicht: Die Geheimnisse, das er im Sommer 1784 begann*). Im nächsten Frühjahr (28. März 85) waren die Strophen fertig, bei denen es geblieben ist. Goethe seufzte: Das Unternehmen ist zu ungeheuer für meine Lage. An der Deutung des Gedichtes, das nicht einmal bis zur vollständigen Exposition vorgedrungen ist, hat sich Düntzer versucht;**) Goethe selbst hat später Mittheilungen über den Plan gegeben.

*) Die Geheimnisse, in die er sich am 24. Juni 1782 stürzen will, wie er an Frau v. Stein schreibt (2, 215) sind nicht das Gedicht, sondern die Johannisloge. Goethe war 1780 Freimaurer geworden. — **) Morgenbl. 1852. Nr. 10

Kleinere lyrische Gedichte gelangen in diesen Jahren einige, je kleiner desto beßer; die ausgeführteren wurden entweder in späterer Zeit zu der reinen Form geführt, in der sie unter den Gedichten stehen, oder sie entstanden außerhalb Weimars in einer freieren Stimmung und kräftigern Samlung des Gemüts. Eins der seelenvollsten, Ueber allen Gipfeln, entstand am 6. Sept. 1780*) Abends im Bretterhäuschen auf dem Gickelhahn bei Ilmenau, wo Goethe übernachtete. Auf derselben Herbstfahrt entstand (in Kaltennordheim 15. Sept. 1780) das Gedicht Welcher Unsterblichen, vielleicht auch „Das Göttliche. Edel sei der Mensch“, die beide auf das Elend Bezug nehmen, das Goethe auf diesen Rundreisen durch Weimar-Eisenach kennen lernte. — Sämmtliche kleine Gedichte an Lida (Frau v. Stein) fallen in diese Zeit, von denen aber wenige ohne spätere Ausfeilung geblieben sind. Selbst für die Epigramme im Geschmack der Griechen, in denen im Dec. 1784 viel gethan wurde, wollte sich selten sogleich die classische Form finden, die in späterer Zeit durch kleine meisterhafte Aenderungen willig sich erreichen ließ. Am deutlichsten ergibt sich die Meisterschaft Goethes, seine Gedichte, die ursprünglich alle aus wirklichen Anläßen hervorgiengen, durch Tilgung kleiner realistischer Momente und leise Aenderung der Form vom besondern Fall loszumachen und zum allgemein Menschlichen zu erhöhen, wenn man die ursprüngliche und die spätere aus den Gedichten bekannte Faßung des Gedichtes An den Mond (Füllest wieder) vergleicht. Es entstand, als sich die arme Christel (Fräulein v. Laßberg), die sich von ihrem Geliebten, dem Schweden Wrangel, verlaßen wähnte, im Januar 1788, wie es hieß mit Werthers Leiden in der Tasche, unweit von Goethes Garten in der Ilm ertränkt hatte. Die ältere Form findet sich in den Briefen an Frau v.

*) Nicht am 7. Sept. 1783. Vgl. Blätter für Lit. Unterhaltung. 1857. Nr. 30; und 1858. S. 22.

Stein. Zur Vergleichung nur die drei letzten Strophen, die vom überschwellenden Fluß zum Allgemeinen führen:

1778:	1790:
Wenn in öder Winternacht Er vom Tode schwillt, Und bei Frühlings-Lebenspracht An den Knospen quillt.	Wenn du in der Winternacht Wüthend überschwillst, Oder um die Frühlingspracht Junger Knospen quillst.
Selig wer sich vor der Welt Ohne Haß verschließt, Einen Mann am Busen hält Und mit dem genießt,	Selig, wer sich vor der Welt Ohne Haß verschließt, Einen Freund am Busen hält Und mit dem genießt,
Was dem Menschen unbewußt Oder wohl veracht, Durch das Labyrinth der Brust Wandelt in der Nacht.	Was von Menschen nicht gewußt Oder nicht bedacht, Durch das Labyrinth der Brust Wandelt in der Nacht.

Die Störungen, die das Geschäftstreiben dem Dichter bereitete, sind vorhin geschildert; das Vergnügen des Hofes veranlaßte ihn zu einer Reihe von Arbeiten und Dichtungen, die auch wohl andre hätten machen können. Man sagt gewöhnlich, Goethe habe das weimarsche Liebhabertheater geschaffen und den Lustbarkeiten dadurch einen höheren idealern Charakter gegeben. Da die meisten Arbeiten andrer sich neben den seinigen nicht erhalten haben, gewann die Behauptung viel Scheinbares; richtig ist sie deshalb keineswegs. Die Vergnügungen des Hofes hatten wesentlich denselben Charakter schon vor Goethes Ankunft; er passte sich demselben an. Und wenn seine Dichtungen für die Lustbarkeiten des Hofes jetzt bedeutender erscheinen als die der übrigen Poeten, Einsiedels, Bertuchs, Musäus', Gotters und andrer, so ist es nur, weil sein Name sie hebt und das gute Vorurteil, das aus seinen unabhängigen Dichtungen für ihn gewonnen ist, ihnen zu statten kommt. Er selbst hat sich damals wenigstens über den Wert seiner Hofdichtungen nicht geteuscht. An Lavater schreibt er im Febr. 1781, die letzten Tage der vorigen Woche habe er im Dienst der Eitelkeit zugebracht; man übertäube mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen oft eigne und fremde Not. Selbstbeschwichtigend setzt er

hinzu, er tractiere diese Sachen als Künstler und so geh's noch, Reime bei dieser Gelegenheit gemacht werde Lavater vielleicht durch den Musiker Kaiser erhalten. Wie Lavater die Feste der Gottseligkeit ausschmücke, so schmücke er die Aufzüge der Thorheit. Aber der Künstler wurde manchmal bei Seit geschoben und der Dichter klagt, daß er im Fall der Not, heimlich voll Verdruß, die Lichter putzen müße.

Bevor die Reihe der Hoffeste, an denen Goethe thätigen Anteil hatte, gemustert wird, möge an die großen zum Teil titanischen Arbeiten erinnert werden, die zur Verschönerung der Umgegend von Weimar unter seiner steten und besondern Leitung vollbracht wurden. Die Parkanlagen, mit denen er im März 1778 den Anfang machen ließ, nannte Wieland Goethes neueste Poemata und pries sie als eine wunderbar künstliche, anmutig wilde, einsiedlerische und doch nicht abgeschiedene Art von Felsen- und Grottenwerk, die der Herzog nach Goethes Invention und Zeichnung an der Ilm angelegt habe. Die Arbeiten zogen sich durch mehre Jahre und wurden zuweilen unterbrochen, zuweilen auf Eine Stelle zusammengedrängt. Gleich im ersten Jahre, als der Namenstag der Herzogin Louise (9. Juli 1778) im Freien gefeiert werden sollte und der ursprüngliche Plan durch Austreten der Ilm und Verschlammung des Sterns im Park vereitelt war, schuf Goethe Ersatz, indem er das s. g. Kloster erbaute. An einer hochgelegenen Stelle wurde unter Bäumen und Gestein des Abhanges ein Platz und vor demselben eine Einsiedelei hergestellt, wo die Herzogin und ihr Geleit von verkleideten Camaldulensern, unter ihnen der Herzog und Goethe als Pater Decorator, empfangen, in die Hütte geführt und dann auf dem freien Platze bewirtet wurden. Das kleine Drama, das dabei aufgeführt wurde, hatte Seckendorf gedichtet. Der Platz blieb lange der Lieblingsaufenthalt des Hofes; der Herzog wohnte dort wochenlang ganz allein, und die Oberhofmeisterin, Gräfin Gianini, deren Gunst sich

Goethe weder erwarb, noch zu erwerben der Mühe wert hielt, hat in dem kleinen Raume, der ihr beim ersten Betreten offnes Misbehagen verursachte, in der Folge oft verweilen müssen. — Wenige Wochen darauf, im Aug. 1778, überraschte Goethe die Herzogin Amalie, die kürzlich von einer Rheinreise zurückgekehrt war, mit einem Anblick, der, nach Wielands Schilderung, mehr einer realisierten dichterischen Vision als einer Naturscene ähnlich sah. Nach einer kleinen Abendmahlzeit in der Einsiedelei öffneten sich die Thüren: das ganze Ufer der Ilm in Rembrandts Geschmack beleuchtet, ein wunderbares Zaubergemisch von Hell und Dunkel, das im Ganzen einen Effect über allen Ausdruck machte. Als die Gesellschaft die kleine Treppe der Einsiedelei hinabstieg und zwischen den Felsenstücken und Buschwerken längs der Ilm gegen die Brücke, die den Platz mit einer Ecke des Sterns verband, hingieng, zerfiel die ganze Vision nach und nach in eine Menge kleiner rembrandtischer Nachtstücke, die nun durch die dazwischen herumwandelnden Personen ein wunderbares Leben bekamen, daß Wieland „Goethen vor Liebe hätte freßen mögen.“ In solchen Dingen war der Dichter stark und unermüdlich; von der Illumination zur Feier des Umzuges von Belvedere nach Weimar und wieder bis zu den Festkränzen für die nach Ettersburg oder Belvedere Zurückkehrenden gieng alles durch seine Hand; er hatte die Sorge für Fußböden, Oefen, Treppen und Nachtstühle.

Den Geburtstag der Herzogin Louise, 30. Januar, ließ er in den ersten Jahren fast nie ohne dramatische Feier vorübergehen. Lila's zum Geburtstage 1777 ist schon gedacht. Das dort behandelte Thema der phantastischen Empfindsamkeit nahm er im Sept. 1777, als er zu Eisenach durch Zahngeschwulst aufs Zimmer beschränkt war, in etwas anderer Wendung wieder auf. „Ich habe eine Tollheit erfunden, eine komische Oper, die Empfindsamen, so toll und grob als möglich, die ich Philipp (seinem Diener) gleich zu dictieren anfieng. Wenn Seckendorf sie componieren will, kann

sie den Winter gespielt werden." Die Oper wurde also ursprünglich nicht gerade für den Geburtstag, aber doch für das Hofvergnügen bestimmt. Bald jedoch, als sich Beßres nicht einstellen wollte, erhielt die Arbeit ihre Bestimmung für den 30. Jan. Gegen Schluß des Jahres hielt er sich zu Haus, um mit dem sechsten Acte fertig zu werden und am Geburtstage der Herzogin, 30. Jan. 1778 wurde das Stück unter dem Titel die geflickte Braut aufgeführt und am 10. Febr. wiederholt; jetzt heißt es der Triumph der Empfindsamkeit, eine dramatische Grille. Goethe spielte darin den König Andrason — Augen, Geberden, Ton, Gesticulation, alles in allem glich, wie der Kammermusikus Kranz schreibt, der Mutter und wer sie gesehn, war aus dem Theater in die Casa santa entrückt, wie Goethes Elternhaus genannt wurde. — Als Gelegenheitsstück, als Tollheit erfüllte die Operette ihren Zweck der Unterhaltung, nur hätte die admiratio omnivorans nichts Tieferes darin suchen sollen. Es ist die übermüthige Verspottung der Empfindsamen im Publikum, die den Aufwand ihrer Gefühle mit fremden Empfindungen bestreiten, die nicht durch das frische Leben, sondern durch Bücher aus zweiter Hand an- und aufgeregt werden. Prinz Oronaro führt eine gemachte Natur von Wald, Mondschein, Vogelsang mit sich und zugleich die Figur einer Geliebten, die mit allerlei Büchern der empfindsamen Literatur ausgestopft ist. Zu den Empfindsamkeiten, dem Siegwart, dem guten Jüngling, der neuen Heloise und andern Büchern, die das Eingeweide der Puppe bilden, hat Goethe gutmüthig auch die Leiden des jungen Werthers gefügt, ob schon ursprünglich oder erst bei der Herausgabe der Schriften (1787), ist nicht auszumitteln. Uebrigens ist das Stück das, wofür es Goethe ausgiebt, toll und grob; toll, weil es die ausschweifendste Carricatur überbietet, und grob nicht durch die Angriffe auf die Empfindsamkeit, sondern weil es die Zuschauer mit dem amüsiert was es verspottet: den Decorationen und Maschinerien und dem Monodrama Proserpina, das einige Zeit früher

entstanden war und hier eingeschaltet wurde, nicht frevelmütig wie es später hieß, sondern mit dem richtigen Blick, daß ohne ein solches Gegengewicht die Späße des Stücks allzu leicht erscheinen und Ueberdruß erwecken konnten. In dieser dramatischen Grille und einigen Stücken von Lenz, die ebenso toll von der Bühne ins Publikum und wieder auf die Bühne springen, waren die Musterbilder der romantischen Schule gegeben, deren Ironie niemand mehr für etwas anderes als für ein Surrogat der Poesie anerkennt.

Possen, Parodien und dergleichen lächerliche für den Augenblick berechnete Amusements waren an der Tagesordnung. Die wenigsten sind bekannt geworden, manche nur durch zufällige Erwähnung. Am 3. Sept. 1779 wurde Einsiedels Eurydice gespielt, eine Parodie nach dem Englischen. Die Herzogin Amalie spielte die Titelrolle, Oberforstmeister von Wedel den Orpheus, die Gräfin Bernstorf die Proserpina, Knebel und andere die Seelen. Toll genug gieng es dabei her. Aus Wielands Alceste, die viel zu der Posse hatte hergeben müßen, war auch die herzbrechende Arie: „Weine nicht du meines Lebens Abgott" eingeschaltet und der Abgott wurde mit einem langen gottserbärmlichen Posthorntriller ausgeziert, was Wieland, der dabei war, gar zu sehr über den Spaß zu gehen schien. Er durfte sich aber kaum beklagen. Andere wurden auch nicht geschont. Im August 1779 hatte Goethe Jacobis Woldemar an eine Buche genagelt und aus den Zweigen des Baumes zum Ergötzen der Gesellschaft eine Standrede über den armen Schächer gehalten. Jacobi, Forster, Wieland nahmen das tief übel, bis nach der Schweiz zu Lavater drang die Kunde. Diesem Freunde antwortete Goethe am 7. Mai 1781 auf seine Frage: „Ueber Woldemars Kreuzerhöhungsgeschichte kann ich dir nichts sagen, das Factum ist wahr. Eigentlich ists eine verlegene und verjährte Geschichte, eine Albernheit, die du am besten ignorierst. Wenn ich Papier und Zeit verderben möchte, so könnt ich dir wol das Nähere sagen, es ist aber nicht der Mühe werth.

Der leichtsinnig trunkne Grimm, die mutwillige Herbigkeit, die das halb gute verfolgen und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen, sind dir in mir zu wohl bekannt. Und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weißt du auch. Viel von diesem allem wird verschlungen in thätiger Liebe." Goethes Gewißen ist hier wenigstens billiger als seine Vergötterer, die sich fast entrüsten, daß diese Verhöhnungen eines Freundes vor einer lachenden Hofgesellschaft von dem Getroffnen und seinen Freunden nicht gleichmütig aufgenommen wurden. Goethe erklärt die Thatsache, die jene glauben rechtfertigen zu müßen. Er war offenbar am Anfange eines Abweges, der seinem Herzen gefährlich werden konnte; er der nicht hatte leiden können, daß Herder Wortspiele mit seinem Namen trieb, weil ein Name zum Menschen gehöre, opferte die Werke seiner Freunde und seine eignen dem Gelächter eines Hofes; er schuf Werke, bei denen es ihm weder mit dem Scherz noch dem Ernste recht zu Mute war; die große offne immer aus dem Vollen thätige Natur des Dichters ließ sich von Launen bestimmen und zur zweideutigen Form der Ironie niederdrücken. Es war etwas ungesund geworden in dieser reinen Gesundheit. Die Schweizerreise, von der später die Rede sein wird, trat wolthuend dazwischen.

Auf derselben dichtete Goethe die Operette Jery und Bätely. „Die Scene ist in der Schweiz; es sind aber und bleiben Leute aus meiner Fabrik. Kaiser soll sie componieren und wenn ers trifft, wird sichs gut spielen laßen; es ist eingerichtet, daß es sich in der Ferne bei Licht gut ausnimmt." Auch diese Oper war offenbar zur Geburtstagsfeier der Herzogin bestimmt. Die Musik hielt aber, da Kaiser sie nicht lieferte, auf und wurde später von Seckendorf gesetzt; im Mai 1780 war Probe, die so ziemlich gut ausfiel; am 30. Juni war sie noch nicht flott geworden und erst am 22. Juli 1782 gelangte sie, nachdem mehrfache Proben in Goethes Garten vorgenommen waren, zur Darstellung und lief gut ab. Anstatt der

Operette wurde zum Geburtstage der Herzogin 1780 der rasch hingeworfene Aufzug der vier Weltalter dargestellt, der aus Irrtum dem J. 1782 zugeteilt ist. Jery und Bätely wurde in Italien umgearbeitet. — Im Jahr 1780 begann Goethe Material für eine Lebensgeschichte des Herzogs Bernhard von Weimar zu sammeln. An Merck schrieb er im April: „Ich habe dazu viel Documente und Collectaneen zusammengebracht und will, wenn ich erst den Scheiterhaufen gedruckter und ungedruckter Nachrichten, Urkunden und Anecdoten recht zierlich zusammengelegt, ausgeschmückt und eine Menge schönes Rauchwerks und Wohlgeruchs darauf herumgestreut habe, ihn einmal bei schöner trockner Nachtzeit anzünden und auch dieses Kunst- und Lustfeuer zum Vergnügen des Publici brennen laßen." Im Juni denkt er schon daran, das Bildnis des Herzogs von Lips stechen zu laßen. An Lavater schreibt er dabei, er sammle nach seiner Art, um aus dem Vorrat bei glücklicher Zeit ein Feuerwerk zu machen. „Sein und seiner Brüder Familiengemälde interessirt mich noch am meisten, da ich ihren Urenkeln, in denen so manche Züge leibhaftig wiederkommen, so nahe bin." Wollte er die Gegenwart in der Vergangenheit wiederfinden oder aus der Geschichte eine Folie der Gegenwart machen? Es war kein Hofpoem, was ihm vorschwebte, aber seine Verbindung mit dem Fürstenhause brachte ihn auf den Gedanken. Es blieb dabei. Die Sammlungen sollten auf der Weimarer Bibliothek sein, sind aber nicht da.

Sehr bezeichnend für Goethes Art zu arbeiten und die Umstände, die ihn trieben und hemmten, ist die Entstehungsgeschichte seiner Skizze nach den Vögeln des Aristophanes, bezeichnend bis auf den Wortlaut der Quellen. Montag den 12. Juni 1780 traf der Herzog von einem Ausfluge nach Wörlitz wieder in Weimar ein und brachte Oeser von Leipzig mit: „Er bleibt vierzehen Tage in Ettersburg; er hat sich verbindlich gemacht, in dieser Zeit eine Decoration zu malen, und Goethe soll in eben dieser Zeit ein Stück dazu verfertigen; er wird's thun und die angefangenen

aristophanischen Vögel dazu nehmen.“ So schreibt der Herzog am 15. Juni an Knebel; am Tage vorher Goethe an Frau v. Stein: „Oeser will in Ettersburg eine Decoration malen und ich soll ein Stück machen; diese Woche hab' ich noch zu thun; wenn es von Sonnabend über den Sonntag (17.—18. Juni) fertig werden kann, so mag's gehen, ich will's der Göchhausen dictieren und wie ich's im Kopfe habe, soll's in 12 Stunden inclusive Eßen und Trinken fertig sein. Wenn's nur so geschwind gelernt und die Leute ins Leben gebracht wären. Ich will die Vögel nehmen, eigentlich nur die obersten Spitzen oder den Rahm abschöpfen, denn es muß kurz sein. So kommt noch die Thorheit und macht uns neu zu schaffen. Thut nichts; es bringt doch die Menschen zusammen, unterhält den Prinzen, dem eine große Rolle zugedacht ist, und bringt ihn von Tiefurt weg.“ Es wurde hier wirklich der Anlauf genommen, aus der Not eine Tugend zu machen; die aufgedrungene Arbeit sollte zugleich für die Erziehung des Prinzen Constantin nutzbar gemacht werden, dessen ungeregelte Wirtschaft in Tiefurt allerlei Maßregeln nötig machte, deren Absicht ihm nicht zu deutlich und fühlbar werden durfte. — Die Raschheit, mit der Goethe zu Ende zu kommen dachte, blieb aus. Im Juni war zwar „der erste Act“ bald fertig und Goethe rief der Frau v. Stein zu: „Ich wollte, Sie könnten an Plattitüden so eine Freude haben wie ich. Das Stück würde Sie herzlich lachen machen.“ Sonntag (25. Juni) war er in Ettersburg und dictierte der Göchhausen mit dem lebhaftesten Mutwillen an den Vögeln. Oeser gieng am 28. Juni zurück; seine Decoration war fertig; von den Vögeln heißt es kleinlaut: sie rücken vor. Am Freitage (30. Juni) arbeiten Schuchmann und Mieding mit aller Kraft an den Masken zu den Vögeln und für Goethe sind einige Vorfälle und die Lust mit den Vögeln, die er immer Sonntags der Göchhausen dictiert hat, gute Sterne in der Dämmerung geworden. Am Montag 3. Juli ist „der erste Act der Vögel“ nahe

fertig. Am 14. August ist bereits eine Abschrift der Vögel vorhanden, die er von Frau v. Stein zurückerbittet, um sie seiner Mutter zu schicken. Am 15. Aug. (Dienstag) wünscht der Herzog die Vögel zu Ende der Woche, „da gibts noch was zu treiben!“ Es wurden rasch Proben, Hauptproben, Privatproben gemacht und am Abend des 18. Aug. ist „die Komödie gut gegangen.“ Die Bearbeitung des Aristophanes war zur Bearbeitung der Exposition zusammen geschmolzen, der „erste Act“ blieb der einzige. Da wo das Lustspiel bedeutend werden muste, vor der Einrichtung des Staates der Vögel, bricht es mit einer sophistischen Rede ab, die aus nichts alles macht, aber ein Alles das ein Nichts ist. Goethe selbst hatte seine mutwillige Freude an den Plattheiten des mäusefangenden Papageien, des mäusefreßenden Schuhus — und die unbedingten Bewunderer suchen nach der Grundidee des Stücks, das über einige literarische Scherze und Schönrednerei als Selbstzweck nicht bis zur Aufstellung der verkehrten Welt gelangen konnte!

„In Ettersburg, schrieb der Herzog an Knebel (26. Aug. 1780), florieren die Künste; künftige Woche wird aufs Neue das Walddrama vermehrt und verbeßert herausgegeben.“ Er meinte Einsiedels Zigeuner, eine Oper, die mit Liedern und Einlagen Goethes versehen war.

Der Geburtstag der Herzogin wurde 1781 durch die Iphigenie gefeiert. Goethe spielte wieder den Orest und hoffte, trotz eines Unwohlseins (er litt am Halse) durch sein Spiel vergeßen zu machen, daß ihm was fehle. Vorher am heil. Dreikönigabend war in der fürstlichen Gesellschaft, in Gegenwart des Prinzen von Meiningen, Goethes Gedicht Epiphaniasfest im Costüm von zwei Sängern und Corona Schröter vorgetragen und „der Spaß wurde sehr glücklich aufgenommen.“ Auf einer der üblichen Redouten erschien unter den Maskenzügen der Zug der Lappländer mit Goethes Versen aufgeführt und am 16. Febr. der Aufzu'g des Winters (wiederholt am 8. Febr. 1782), wobei

Goethe den Schlaf, Frau v. Stein die Nacht darstellte. Auf diese Lustbarkeiten beziehen sich die obenmitgeteilten Aeußerungen gegen Lavater vom Dienst der Eitelkeit. (Ein am 30. Mai an Kestner gesandtes „Nachspiel" waren die Vögel.)

Nach so vielen dramatischen Amusements, die Goethe dem Hofe gegeben, hielt es die Herzogin Amalie für angemeßen, auch ihm eins zu bereiten. Es waren damals chinesische Schattenspiele sehr beliebt. Zwischen Licht und aufgespanntem weißen Tuche wurden Figuren bewegt, die je nachdem sie vom Lichte fern waren oder ihm nahe kamen, klein oder groß erschienen. Eine Spielerei dieser Art, mit Reimen und Musik von Seckendorf, wurde am 28. August 1781, dem 32. Geburtstage Goethes ihm zu Ehren in der Mooshütte des Tiefurter Parks gegeben: Minervens Geburt. Jupiter, vom Maler Kraus mit colossalem Kopf von Pappe dargestellt, verschlang die Metis, litt heftige Kopfschmerzen; Ganymed auf dem Adler reitend, reichte ihm vergeblich die Nektarschale, holte den Aeskulap, der, wiewol vergeblich, den Kranken an der Nase zur Ader ließ. Als ihm aber Vulkan, vom Herzoge dargestellt, den Schädel gespalten, stieg Minerva (Corona Schröter) hervor, erst klein, endlich in ganzer Größe erscheinend. Sie ward vom Vater und andern Göttern beschenkt, geschmückt, bejubelt. Im dritten Acte fand die Göttin im Buche des Schicksals den heutigen Tag als einen der glücklichsten bezeichnet, da vor nun 32 Jahren der Welt einer der besten und weisesten Menschen geschenkt worden. Ein Genius schrieb Goethes Namen in die Wolken, den Minerva mit dem Kranze umflocht und die ihr gebrachten Göttergeschenke, Apolls Leier, der Musen Blumenkränze u. s. w. ihm weihete. Die Peitsche des Momus, an deren Riemen Aves zu lesen war, hatte sie bei Seit gelegt, während in feurigen Inschriften Iphigenie und Faust hervortraten. Aber zum Schluß kam Momus wieder und hieng auch dieses Attribut zu den andern Weihegeschenken. Goethe berichtet der Frau v. Stein am andern

Tage, das Schauspiel sei sehr artig gewesen, die Erfindung sehr drollig und für den engen Raum des Orts und der Zeit sehr gut ausgeführt. (Textabdrücke existiren noch in Weimar.)

Einige Monate ruhten dann die dramatischen Lustbarkeiten. Die Herzogin Amalie eröffnete darauf (am 24. Nov. 1781), wie sie an Knebel schreibt, das Theater mit einem Schattenspiele, welches die Geschichte des Königs Midas repräsentierte; „was darauf erfolgen wird, steht zu erwarten.“ Zunächst erfolgte darauf (Weihnachten 1781) von Goethe Das Neueste von Plundersweilern. Nachdem die Herzogin Amalie ihre Christbescherungen, die in einem geräumigen Zimmer auf Tischchen, Gestellen, Pyramiden ausgebreitet waren, verteilt hatte, wurde ein auf einem vergoldeten Gestell eingerahmtes, bis dahin verdecktes Aquarellbild des Malers Kraus enthüllt. Man erblickte durch die Fenster einer Reihe von Dachstuben eine Menge schreibender Hände ohne einen einzigen dazu mitwirkenden Kopf. Der Marktschreier von Plundersweilern in Gesellschaft Hanswursts trat herein, begrüßte die Gesellschaft und deutete das Bild auf die deutsche Literatur der nächstvergangnen Jahre mit Goethes Versen aus, den literarischen Jahrmarkt mit der Lesewelt, der leichtfertigen Tagesliteratur, dem Verlage soliderer Schriften, der Kritik, den Autoren unter denen Goethe sich selbst wieder mit seinem Werther preisgibt. Der Göttinger Dichterbund, Klopstock mit seinen Anhängern, Wielands Merkur, die pomphaften Odendichter, die tändelnden Lyriker, Götz von Berlichingen und in seinem Gefolge die wilde Jagd des Genies, die titanischen Poeten, die deutschtümelnden Dichter, das deutsche Theater mit der gravitätischen Alten im Reifrock, der Repräsentant des französischen Geschmacks, von einer kürzlich angekommnen jungen Rotte bedrängt, die eine ganze Welt auf das Theater zusammendrängen will — das und anderes wurde mit leichtem Scherz gestreift, nicht ohne kleinen Verdruß einiger Anwesenden, die

sich getroffen fühlen mochten. Es war ein Vorspuk der Xenien und der Walpurgisnacht.

Für den Geburtstag der Herzogin 1782 hatte Goethe ein Festspiel schon zu Anfang December 1781 entworfen; am 29. war es fertig, am 10. Januar wurde die erste Probe gehalten. Es war Amor, der in den Briefen jener Zeit als Comödie-Ballet vielfach erwähnt wird. Eine Fee und ein Zauberer, berichtet die Göchhausen an Merck, hatten einen mächtigen Geist beleidigt und sich dadurch um das Vorrecht ewiger Jugend gebracht. Sie wurden alt mit allen Feen und Zauberern die ihnen ergeben waren. Diese Strafe sollten sie dulden bis in gewissen Bergklüften der große Karfunkel gefunden würde, dem das verzaubert war, was ihnen allen fehlte. Dazu vereinigten Fee und Zauberer ihre Macht. Die Berggeister wurden beschworen, Feen, Gnomen und Nymphen thaten ihr Mögliches, das Abenteuer wurde bestanden, der große Karfunkel herbeigebracht, geöffnet und Amor sprang heraus. Augenblicklich wurden aus einem Theater voll alter Mütterchen und Gnomen lauter schöne Mädchen und Jünglinge. Das Ganze war mit Gesängen und Tänzen gemischt und schloß mit einem großen Ballet, in dem Amor der Herzogin die Verse übergab, die unter den Maskenzügen (N. 5) gedruckt stehen.

Zwei Tage später, Freitag 1. Febr., producierten sich auf der Redoute neun weibliche Tugenden, die in einem Reihen, nachdem jede es zu thun abgelehnt hatte, der Herzogin durch die Bescheidenheit Kränze überreichen ließen, die mit einem Bande geflochten waren, auf dem Goethes Verse gedruckt standen (Maskenzüge N. 4. Graf Werther führte einen Aufzug der vier Jahreszeiten, die er mit französischen Versen ausgestattet hatte.)

Kurz vor dem Geburtstage der Herzogin, am 27. Jan. 1782, war der Hoftischler und Theatermeister Mieding, das eigentliche Factotum bei allen weimarschen Theaterlustbarkeiten, nach längerm Kränkeln, doch bis ans Ende thätig, gestorben. Gleich nach der

Redoute fieng Goethe an, seinem Andenken einen Kranz à la façon zu weihen, wie der Herzog an Knebel schreibt (8. Febr.); „es sind treffliche Sachen in diesem angefangnen Werke." Am 16. März ruft Goethe der Frau v. Stein zu: „Mieding ist fertig. Mir scheint das Ende des Anfangs nicht unwerth und das Ganze zusammenpassend." Das wunderbare Gedicht, das im leichtesten Alltagstone die tiefste Empfindung ausdrückt, wollte Goethe später als Parentation auf sich selbst angesehen wißen. Wie Mieding auf der Bretterwelt des Theaters war Goethe auf der damaligen Bühne der Welt „der Mann der nie gefehlt, der sinnreich schnell, mit schmerzbeladner Brust, den Lattenbau zu fügen wol gewust."

Im Sommer 1782 faßte Goethe mehre früher gedichtete Lieder in ein Singspiel zusammen, die Fischerin, das auf dem natürlichen Schauplatz im Park zu Tiefurt, doch nicht zu Goethes Zufriedenheit dargestellt wurde. Es war unter freiem Himmel unter den Erlen der Ilm; „die Neuheit unterhielt, der Effect war zu zerstreut," bemerkt Friedrich v. Stein, der wol nicht gegenwärtig war. Goethe schob die Schuld auf die Schauspieler; Corona Schröter spielte das Dortchen, Oberconsistorialsecretär Seidler den Niklas, Hoftanzmeister Aulhorn den alten Fischer; „sie haben hundert Schweinereien gemacht, ruft Goethe der Frau v. Stein Abends nach der Darstellung zu: am Ende war freilich das Stück vorüber, wie wenn einer nach einem Rehe schöße, es fehlte und durch ein Ohngefähr einen Hasen träfe. So ists mit dem Effect!" Der Haupteffect war wol der, daß Goethe es müde wurde, der „Großmeister der Affen" zu sein. Mit der Fischerin schließt fürs erste die Reihe der Dichtungen und Erfindungen, die ihn zur Belustigung des Hofes beschäftigt hatten. Die Geburt des Erbprinzen (2. Febr. 1783) hatte die Feier des fürstlichen Geburtstages für das mal zwar ausfallen machen: aber für die darauf folgenden Festlichkeiten verzichtete Goethe auf die leichte Festspieldichtung und suchte sich, wiewol vergebens, für eine größere seiner Kraft würdige Dichtung, den El-

penor, zu sammeln. Daß es ihm nicht gelang, ist schon berichtet worden. Ein dürftiges Gratulationscarmen, das 14 Tage nachher, am 15. Febr. die Geburt feierte, und dem man die Widerwilligkeit der Muse ansieht, war alles, womit Goethe sich vernehmen ließ. Um so schöner feierte er den Geburtstag seines fürstlichen Freundes durch das Gedicht „Ilmenau. Am 3. Sept. 1783." „Wenn es möglich ist, schreibe ich dem Herzog ein Gedicht auf seinen Geburtstag", heißt es in einem Brief vom 30. Aug. 1783 an Frau v. Stein. Das Gedicht ist übrigens nicht in Ilmenau, sondern in Weimar geschrieben; Goethe war den ganzen Monat nicht in Ilmenau und am wenigsten auf dem Gickelhahn, wo er später das Lied „Ueber allen Gipfeln" meinte gedichtet zu haben*). In jenem Gedichte an den Herzog stellt er die früheren Jahre der ersten weimarschen Zeit wie ein ängstliches Gesicht der Nacht dar, das vor dem schon lange begonnenen neuen Leben in Luft zerfloß. Der Fürst kennt lange schon die Pflichten seines Standes und schränkte nach und nach die freie Seele ein. Das schöne Gedicht, ganz mit Zügen der Wirklichkeit geschaffen und doch in edelster Hoheit über den Dingen schwebend, weiht den Hörer in das Freundschaftsverhältnis des Dichters und Fürsten tief und seelenvoll ein; es bildet ein herrliches Seitenstück zu dem auf Miedings Tod, mit dem es im Stil nichts und doch im Innersten fast alles gemeinsam hat. Beide zeigen daß Goethe, wenn die Umstände es möglich machten, noch jedem Stoff und jeder Stimmung gewachsen, „noch immer bei sich selbst zu Hause war und vom Grundstock seines Vermögens nichts zugesetzt hatte." — Für den 30. Jan. 1784 ordnete er noch den Planetentanz und stattete ihn mit Versen

*) Brief 813 an Zelter, vom 4. Sept. 1831 Goethe war am 6. Sept. in Weimar, am 9. in Langenstein bei der Marquise Brancont zwischen Blankenburg und Halberstadt. Er wollte mit Fritz Stein eine Harzreise machen und hatte weder Ursache noch Zeit über Ilmenau zu gehen und die Berge der Umgegend zu besteigen.

aus, in denen er mit allerlei Allegorien (bekanntlich auch ein übles Surrogat für Poesie) die Glückwünsche für den neugebornen Erbprinzen, die Mutter und das ganze Haus nachholte, die ihm im Jahre vorher so schwer geworden waren. Die Operette Scherz, List und Rache, die schon 1784 begonnen war und im Spätjahre 1785 vollendet wurde, fand wenig Beifall. Der Herzog schreibt am 25. Dec. 1785, etwas erfrische das beßre Publikum Kaisers Composition zu Goethes neuester Operette, daß die Operette selbst einen derartigen Eindruck gemacht erwähnt weder er noch irgend sonst jemand, selbst keiner von den unbedingtesten Bewunderern des Dichters; Goethe selbst suchte sich später damit zu trösten, daß ihn ein dunkler Begriff des Intermezzos verführt habe und zugleich die Lust, mit Sparsamkeit und Kargheit in einem engen Raume viel zu wirken. Von der Ausführung weiß er kaum Entschuldigendes zu sagen. Scapin und Scapine betrügen den Dottore um hundert Ducaten, die er als Erbschaftsgut einer Muhme erschlichen hat. Für einen rechtlichen Deutschen, bemerkt Goethe verdrießlich, habe der freche Betrug keinen Reiz, wenn Italiener und Franzosen sich daran wohl ergetzen möchten. Die Form ist die der Commedie dell' arte, und als Merkmal der immer heftiger werdenden Sehnsucht nach Italien, über das er in jenen Jahren viel las, hat die Operette persönlichen Wert; sie war das Vorgenießen der Genüsse eines Landes, das er glaubte erreichen zu müßen, wenn er nicht untergehen solle. Ehe die Erzählung bis zu dem entscheidenden Schritte folgt, muß der Bericht über seine äußern Schicksale, so weit sie nicht durch die amtliche Stellung bedingt oder veranlaßt waren, kurz nachgeholt werden.

Unbefriedigt mit Einem, was ihn ganz hätte ausfüllen, wenigstens neben seiner Weltrolle ihn in jedem Augenblicke voll gesammelt sich selbst hätte wiedergeben können, das große anvertraute Talent zwischen der Lösung großer Probleme und ephemerem Tand

zersplitternd und deshalb nicht selten an der wahren Begabung irre, im selben Odemzug voll titanischen Selbstgefühls und äußersten Kleinmuts, griff er nach alten, oft versuchten und nie erprobten Mitteln, um sich Halt und Ziel zu geben. Wäre es bloße Zerstreuung gewesen, was er suchte, so dürfte hier kaum davon die Rede sein; es war mehr; er teuschte sich mit dem Traume, als sei die bildende Kunst und Wißenschaft für ihn nicht Mittel zum Zweck, sondern Lebensberuf. Er zeichnete, tuschte, malte in Oel, Aquarell und auf Porzellan, er machte Silhouetten, ätzte und damit es ja noch bunter in seinem Kopfe werde, versuchte er die edle Kunst des Gießers; aber nach langen Versuchen in allen diesen Künsten und Künsteleien, sah er zwar täglich mehr ein, wie eine anhaltende mechanische Uebung endlich nur das Geistige auszudrücken fähig mache und daß es, wo jene nicht sei, eine hole Begierde bleibe, diese im Fluge schießen zu wollen; aber er ließ dennoch nicht ab, und glaubte, er müße sich nur die Freiheit schaffen, jene Mechanik anhaltend zu üben, es könne dann am Gelingen nicht fehlen. So begann er in Rom wie er in Weimar geendet hatte. Mit der Philosophie nahm er es nicht ganz so ernsthaft. Gewohnt, sich aus dem Ganzen ins Einzelne hinein zu arbeiten und eines realistischen Bodens eben so sehr bedürftig, wie den Speculationen aus metaphysischen Gegenden abhold, konnte ihm unter den Philosophen der Zeit, so weit er sie kannte, keiner imponieren; und imponieren muste ihm, wer ihn zu nachdenkender Teilnahme mitziehen wollte. Er las Aristoteles und Cardan, flüchtete sich immer gern wieder zu Spinoza, der ihm alles so einfach und ebenso eindringlich sagte, was er sich oft selbst nicht sagen konnte. Aber dieser Liebling und treue Freund war nicht mächtig genug, ihm für die Philosophie hinzunehmen, falls sie mehr sein wollte, als stiller immer aufzufindender Rückzug.

Gar zu gern hätte er der großen formenden Hand nächste Spuren entdecken mögen. Aber auch hier war die Ungeduld die-

selbe wie in der Kunst. Was er in Straßburg vom Bau des menschlichen Körpers gelernt, war mehr aus Wißbegierde als Wißenschaftstrieb geschehen und längst lückenhaft und verbleicht. Er ließ sich von Loder in Jena deshalb alle Beine und Muskeln erklären und um das kaum Gelernte nicht wieder zu verlieren, nahm er sich vor, es gleich wieder zu lehren. Gleichlautend als ob er aus einem Programme abschreibe, meldet er am 14. Nov. 1781 an Merck und Lavater, er wolle auf der weimarschen Zeichnungsakademie den Winter mit den Lehrern und Schülern den Knochenbau des menschlichen Körpers durchgehen, sowol um ihnen, als sich zu nutzen, sie auf das Merkwürdige dieser einzigen Gestalt zu führen und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nachahmung sichtlicher Dinge zu erkennen und zu suchen. Zugleich behandle er die Knochen als einen Text, woran sich alles Leben und alles Menschliche anhängen laße; er habe dabei den Vorteil, zweimal die Woche öffentlich zu reden und sich über Dinge, die ihm wert seien, mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten, ein Vergnügen dem man in unserm gewöhnlichen Welt-, Geschäfts- und Hofleben gänzlich entsagen müße. — Kaum hat er zu Ende des Jahres 1784 den ersten osteologischen Versuch, wodurch er den Zwischenknochen auch dem Menschen zueignet an Camper abgesandt, als er schon daran denkt, den Caßler Elephantenschädel zu commentieren. Ein Mikroskop wird aufgestellt, um die Versuche Außwurms mit Frühlingseintritt nachzubeobachten und zu contrallieren. Und im Frühling des Jahres 1786 sind Botanik und Mikroskop Hauptfeinde, mit denen er zu kämpfen hat; schon im Sommer meldet er Jacobi: „Im Pflanzenreich werde ich nach und nach recht einheimisch.“ In herbis et lapidibus sucht er das Göttliche. Er steigt auf die hohen Gipfel und kriecht in die Tiefen der Erde, sammelt Gestein und hat sich den mineralogischen Studien mit einer völligen Leidenschaft ergeben und genießt sehr große Freude

daran. Vom Gipfel des Inselsberges bis ins Würzburgische, Fuldische, Hessische, Eursächsische bis über die Saale hinüber und wieder so weiter bis Saalfeld und Coburg herum hat er seine schnellen Ausflüge und Ausschickungen getrieben, hat die meisten Stein- und Gebirgsarten von allen diesen Gegenden beisammen und findet in seiner Art zu sehen das bischen Metallische, das den mühseligen Menschen in die Tiefen hineinlockt, immer das Geringste. Ihm haben sich die allgemeinsten Ideen ergeben, und er ist gewiß, einen reinen Begriff, wie alles aufeinander steht und liegt, ohne Prätension auszuführen, wie es auf einander gekommen ist. So rührt ihn das Weltwesen nicht sehr; sein Geist ist ihm nahe, sein Herz fremd. — Dazwischen wieder Studium der Architektur, die ihn früher auf Münster und Dome geführt und nun (im Nov. 1778) mit eifrigen Gedanken an einen Theaterbau erfüllte, daß er unablässig krizzelte und verkrizzelte, bis er mit Aufstellung eines Modells sagen mochte: dabei bleibts. Aus dem Bau wurde jedoch nur die Einrichtung des Redoutensaales zum Theater (Mai 1779), das, so lange der Hof seine dramatischen Wünsche mit dem Liebhabertheater befriedigen konnte, vollkommen genügte.

„Ach ich bin des Treibens müde", seufzte er am Hang des Ettersbergs im Februar 1776 und im Vorwinter des folgenden Jahres trieb ihn ungeduldige Unruhe plötzlich zur Flucht. Der Herzog ritt am 29. Nov. 1777 mit den Genossen und Dienern seiner Waidmannslust zum Jagen aus. Goethe war dabei, trennte sich aber heimlich und ritt vom Jagdgefolge seitab dem Ettersberge zu und in wunderbar dunkler Verwirrung seiner Gedanken hinüber nach Sondershausen. Der ganze Tag leuchtete in unendlicher gleicher Reinheit. Am nächsten Tage, es war ein Sonntag, brach er von Sondershausen auf und kam über den Kyffhäuser durch die goldne Aue nach Nordhausen und Abends mit Boten und Laternen nach Ilfeld. Mit Mühe fand er hinter einem Bretterverschlage ein Unterkommen und sah durch Astlöcher auf eine

fröhliche Festtafel, an der Commissarien der höchsten Höfe ein beendigtes Geschäft beschmausten. Von Ilfeld, das er früh um 7 Uhr verließ, gelangte er am 2. Dec. mit einem Boten gegen Mittag nach Elbingerode. Das Wetter war gelind, leiser Regen begrüßte ihn auf dem herrlichen Eintritt in den Harz. Der Bergweg wand sich durch Felsen empor. Im düstern von Norden her sich heranwälzenden Schneegewölk schwebte hoch ein Geier über ihm. Hier begann jenes Gedicht „Dem Geier gleich", das als Denkmal dieser Harzreise im Winter die Ausleger quälte, bis Goethe ihnen mit den Thatsachen das einfachste Verständnis aufschloß, das sie dennoch nicht faßten, wie sie denn den im Gebüsch sich verlierenden Dichter mit dem Menschenhaßer, zu dem ihn der Pfad durch die Oede führen soll, an Tautologien gewöhnt, zusammen warfen. — Nachdem Goethe die Baumannshöle besucht hatte kehrte er nach Elbingerode zurück und machte am 3. die zwei Stunden bis Wernigerode, wo er den menschenhaßerischen Selbstquäler Plessing unter fremdem Namen besuchte. Briefe desselben hatten ihn angezogen. In der „Campagne in Frankreich" macht er eine Schilderung von diesem Menschen, die viel eher Dichtung als Wahrheit sein wird. Plessing selbst, der allerlei hat drucken laßen, gab auch eine Selbstschilderung*), die der goetheschen wenig entspricht. Goethe spazierte mit ihm auf die Berge und verbrachte den Tag fast ganz mit ihm. Am folgenden Tage (Donnerstag 4. Dec.) gieng er über Ilsenburg bei grimmigem Wetter nach Goslar, wo er bei Scheffler einkehrend viel Väterliches fand, so daß ihm „bei der schönen Philisterei im Hause" ganz wohl ward. Auf diesem dunkeln Zuge in den Harz, rühmt er, habe er wieder Liebe zu der Classe von Menschen gewonnen, die man die niedere nenne, die aber gewis für Gott die höchste sei; da seien noch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Ge-

*) Gedruckt in der Neuen Berliner Monatsschrift 1809. I, 3 ff.

nügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden und Ausharren. Er war unbekümmert, wie sich die Irrfahrt enden werde; so gewohnt war er, sich vom Schicksal leiten zu lassen, daß er gar keine Hast mehr in sich spürte; nur manchmal dämmerten leise Träume von Sorglichkeit wieder in ihm auf, die aber auch schwanden. Während des argen Regenwetters am Freitage durchkroch er die Bergwerke des Rammelsberges und besah am nächsten Tage die Messingarbeit und die Hüttenwerke im Okerthale. Er hatte den Namen Weber angenommen und galt für einen Maler. Es war ihm, als wenn er sein Verhältnis zu den Menschen und Sachen weit wahrer fühlte; eine reine Ruhe und Sicherheit umgab ihn; aber er fühlte Heimweh, als wenn ihm sein Thal wie ein Klotz angebunden wäre. Am 7. Dec. Mittags ritt er nach Klausthal, wo ihn die seltsame Empfindung befiel, aus der Reichsstadt, die in und mit ihren Privilegien vermoderte, da hinaufzukommen, wo vom unterirdischen Segen die Bergstädte fröhlich nachwuchsen. Montags den 8. fuhr er, da der Hauptzweck der Fahrt außer dem Besuch bei Plessing unmittelbares Anschauen des Bergbaues war, in der Karoline und Dorothea ein, den Nachmittag log er sich durch, spazierte und trieb Spaß mit den Fremden, die Menschenwirtschaft durcheinander unterhielt ihn bis zur Nacht. In seiner Verkappung sah er täglich, wie leicht es werde, ein Schelm zu sein und wie viel Vorteile einer, der sich im Augenblick verleugne, über die harmlose Selbstigkeit der Menschen gewinnen könne. Niemand machte ihm mehr Freude, als die Hundsflütter, die er nun so ganz vor sich gewähren und ihre Rolle gemächlich ausspielen ließ. Den Nutzen aber, den es auf seinen phantastischen Sinn hatte, mit lauter Menschen umzugehen, die ein bestimmtes einfaches dauerndes wichtiges Geschäft führten, erklärte er für unsäglich. Es war wie ein kaltes Bad, das ihn aus einer bürgerlich-wollüstigen Abspannung wieder zu einem neuen kräftigen Leben zusammenzog. Am 9. war er

früh auf den Hütten, besah Nachmittags Ilsemanns Cabinet und kam Abends nach Altenau. Am 10. früh stieg er zum Torfhause hinauf. Das Ziel seiner Sehnsucht der Brocken lag von Nebeln verhüllt unsichtbar vor ihm. Der Förster auf dem Torfhause versicherte, es sei unmöglich hinaufzusteigen; droben sei's wie hier, alles Nebel und Nebel. Aber die Nebel teilten sich, der Brocken lag klar wie ein Gesicht im Spiegel vor ihnen und der Mann erbot sich, den Fremden hinaufzuführen. Bald nach Eins waren sie droben. „Heitrer herrlicher Tag, rings die ganze Welt in Wolken und Nebel, oben alles heiter. Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst!" Um vier Uhr zurück; bei dem Förster in Herberge. Goethe kehrte dann über die Altenau nach Klausthal zurück, eilte über Andreasberg, Lauterberg, Duderstadt (13. Dec.), Mülhausen (14.) und Eisenach (15.), wo er den Herzog wiedertraf, nach Weimar heim. Dienstag 16. Dec. war er wieder im alten Lebensgleise. Auf der Reise fand er, daß man gar nicht zu reisen brauchte, wenn man bei sich etwas lernte. Der unbefangene Verkehr mit allerlei einfachen thätigen fremden Menschen, denen man die höchste Prätension entgegenbringe, keine Prätension zu haben, und die deshalb den Menschen nur für das, was er ohne das Beiwerk der Welt an sich selbst ist, nehmen, reifte in ihm den Entschluß, seinen zwanzigjährigen fürstlichen Freund über kurz oder lang aus der gesellschaftlichen Abspannung durch ein ähnliches kaltes Bad zu führen und zu neuem Leben zu kräftigen. Vorher hatte er unerwartet noch eine andere Wendung der Dinge mit durchzumachen.

Als Oesterreich nach dem Tode des Kurfürsten von Baiern Max Joseph ungerechte Ansprüche auf die baierischen Lande erhob, denen Friedrich II. entschiedenen Widerspruch und gewaffneten Widerstand entgegensetzte, erwachte (im April 1778) in dem jugendlichen Herzog das Kriegsgefühl und Goethe selbst scheint davon erfaßt zu sein, wenngleich er besorgen mochte, daß der weimarsche Nachen von den Orlogschiffen gequetscht werden könne. Der Herzog war

rasch entschieden. Vielleicht daß er hoffte, alte Ansprüche seines Hauses unter Beistand seines Großoheims Friedrichs II. in oder nach dem Kriege durchzusetzen, vielleicht war es nur die jugendliche Kampflust, die ihm das Commando eines Regiments unter der Leitung des großen Feldherrn reizend machte. Er gieng nach Berlin; Goethe war ihm nach Leipzig (10. Mai) vorangegangen; ihm folgte der Herzog; am 13. reisten sie in Begleitung der Kammerjunker v. Wedel und von Ahlefeld nach Dessau, wo der Dichter in dem zauberischen Frühling des Wörlitzer Parkes dem Ziele dramatischen Wesens immer näher zu kommen meinte, da es ihn nun immer näher angehe, wie die Großen mit den Menschen und die Götter mit den Großen spielen. Als er in Potsdam und Berlin gewesen, den alten Fritz und sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrißnen Vorhänge, als er über den großen Menschen seine eignen Lumpenhunde hatte räsonnieren hören und von der Bewegung der Puppen auf die verborgnen Räder, besonders auf die große alte Walze, F. R. gezeichnet, mit tausend Stiften, die diese Melodien eine nach der andern hervorbringe, schließen lernte; da bekennt er, daß ihm die Götter zwar Gleichmut und Reinheit aufs schönste erhalten, aber daß die Blüte des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe täglich mehr welke. Sonst war seine Seele wie eine Stadt mit geringen Mauern, die hinter sich eine Citadelle auf dem Berge hat; das Schloß bewachte er und die Stadt ließ er in Krieg und Frieden wehrlos; nun fieng er an auch die zu befestigen und, fügt er hinzu, wär's nur indeß gegen die leichten Truppen. Die eisernen Reifen, mit denen sein Herz eingefaßt wurde, trieben sich täglich fester an, daß endlich gar nichts mehr durchrinnen werde. Aber so viel konnte er sagen: je größer die Welt, desto garstiger die Farce, und er schwört, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden sei so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander. So tief waren seine schönen Hoffnungen herabgestimmt und die seines fürstlichen Freundes

nicht minder, „daß er die Götter bat, ihm seinen Mut und Gradsinn zu erhalten bis ans Ende und daß sie lieber das Ende möchten vorrücken, als ihn den letzten Theil des Zieles lausig hinkriechen lassen.“ Das war auch ein kaltes Bad und auch kein unwolthätiges, aber nur erkältend, nicht zu neuer Kraft und neuem Leben erfrischend. Am 21. Mai waren die Reisenden wieder in Potsdam, verweilten dann einige Tage bei dem Fürsten in Dessau, wo Goethe Basedow wiedersah, und trafen am 1. Juli wieder in Weimar ein. In Berlin hatte Goethe die Karschin, die ihn beverste, und Chodowiecki besucht; am Tage vor seiner Abreise wollte er auch Mendelssohn besuchen, dieser nahm jedoch, wahrscheinlich weil er ihn früher erwartet hatte, aus Empfindlichkeit ihn nicht an. Nach Tiecks Erzählung hätte er auch den Dichtersonderling Burmann aufgesucht, der, als Goethe seinen Namen genannt, einen Freudensprung gethan und sich dann auf den Boden wie ein Kind herumgekollert habe. Auf Goethes Befremden über dies Bezeigen, habe er gerufen, er wiße seiner Freude keinen Rat und Goethe habe sich lachend zu ihm geworfen — eine Erzählung, die auf Burmann sehr wohl, auf Goethe im Jahre 1778 sehr übel paßen will, übrigens auch von Claudius und Burmann erzählt wird.

In vertrauten Gesprächen verabredete Goethe zu Anfang August 1779 mit dem Herzoge eine Herbstreise, die für Weimar bis auf den letzten Augenblick ein Geheimnis blieb, selbst Frau v. Stein erfuhr kurz vor der Abreise nur den nächsten Zielpunkt. Wenige Tage nach dem Geburtstage trat der Herzog, der unter dem Namen des Oberforstmeisters v. Wedel reiste, mit Goethe, und dem Kammerherrn v. Wedel und wenigen Dienern (darunter Goethes Philipp Seidel) die Fahrt an (12. Sept.). Gleich in Kassel, wo sie am 15. unter denen Herlichkeiten herumwandelten und eine Menge in sich hineinsahen, hatte der Herzog Gelegenheit zu erproben, wie vorteilhaft es einem tüchtigen Fürsten sei, unerkannt mit tüchtigen Leuten zu verkehren. Georg Forster wurde Abends zu Tische geladen;

da sich Goethe nicht genannt hatte, erkundigte er sich bei ihm nach ihm selbst; den Herzog kannte er nicht und hielt ihn für den Oberforstmeister; um so freimütiger sprach er von großen Herren überhaupt und meinte später, es möge Goethe Mühe gekostet haben, bei einigen Gelegenheiten über seine Treuherzigkeit nicht „loszuprustchen." In dem Herzog fand er einen artigen kleinen Mann, der ziemlich viel wußte, sehr einfach war, viel frug, doch „keinmal albern." Für einen zweiundzwanzigjährigen Fürsten, der seit vier Jahren sein eigner Herr war, fand er viel mehr in ihm als er erwartete. Die unbefangen gemachten Aeußerungen waren dem Herzog „ohne Zweifel lieb"; wenigstens wurde Forster am 17. wieder zu Mittag gebeten und wieder viel ausgefragt, wie es in der Südsee aussehe. „Goethe, äußert Forster nach diesem Zusammentreffen, ist ein gescheuter, vernünftiger, schnellblickender Mann, der wenig Worte macht; gutherzig, einfach in seinem Wesen. Männer, die sich aus dem großen Haufen auszeichnen sind nicht zu beschreiben; der Charakter eines Mannes von hohem Genius ist selten wetterleuchtend und übertrieben, er besteht in einigen wenigen Schattirungen, die man sehen und hören muß, aber nicht beschreiben kann."

Gleich nach Mittag (17.) reisten sie von Kassel weiter und wurden am Sonntagabend (19.) in Frankfurt mit viel freundlichen Gesichtern empfangen. Goethes Vater war in den vier Jahren verändert, stiller, sein Gedächtnis nahm ab; die Mutter noch in alter Kraft und Liebe. Wenige Züge zur Charakteristik dieser herrlichen Frau, die sich mit ihrem Wolfgang immer gut vertragen, werden, aus echten Briefen von ihr, an dieser Stelle willkommen sein. „Von Person bin ich ziemlich groß und ziemlich corpulent, habe braune Augen und Haar, und getraute mir die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele Personen, wozu auch die Fürstin von Dessau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre. Ich kann das nun eben nicht finden, doch muß etwas daran sein, weil es schon so oft

ist behauptet worden. Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters, daher thue ich Alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst, und verschlucke den Teufel (nach dem weisen Rath des Gevatters Wieland) ohne ihn erst lange zu begucken; liegt dann alles wieder in den alten Falten, ist alles unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte. — Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, weß Standes, Alters und Geschlechts sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätension durch die Welt, und dies behagt allen Erdensöhnen und Töchtern, bemoralisiere niemand, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimme dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt ... Wir haben diesen Winter (85) drei öffentliche Concerte, ich gehe aber in keins, wenigstens bin ich nicht abonniert, das große, welches Freitags gehalten wird, ist mir zu steif, das montägige zu schlecht, in dem mittwöchigen habe ich Langeweile, und die kann ich in meiner Stube gemächlicher haben ... Neues gibt es hier gar nichts; unsere freien Reichsbürger essen, trinken, bankettieren, musicieren, tanzen und erlustigen sich auf allerlei Weise, und da sie das freut, so gesegne es ihnen Gott ... Hier schicke ich eine getreue und wahrhafte von Sternen und Ordensbändern unterzeichnete ausführliche Beschreibung des zuerst zerplatzten, hernach aber zur Freude der ganzen Christenheit in die Luft geflogenen Luftballons nebst allem Klingklang und Singsang, kurzweilig zu lesen und andächtig zu beschauen. Uebrigens befinde ich mich wohl und werde heute den Grafen Essex enthaupten sehen, auch war gestern der transparente Saal bei der Hand und erfreute jedermänniglich; aber du lieber Gott, was sieht man auch nicht alles in dem noblen Frankfurth, der Himmel erhalte uns dabei ...

(An Schönborn in Algier 1776:) Sie erinnern Sich doch daß beynahe 3 Jahr Verflossen sind, da Wir so Vergnügt beysammen waren und Weintrauben assen. Ich dächte Sie wären lang genung in der Barbarey gewesen, hätten lang genung Verschleierte Menschen gesehen, mein rath den Ihnen mein Freundschaftliches Hertz gibt, ist also der, kommen Sie bald Wieder Zu uns, es War Vor mich jederzeit eine Wolust große Menschen um und bey mir zu haben, aber in meiner jetzigen Lage (da meine Beyden Kinder Weit Weit von mir entfernt sind) ists Himmel Freude. Folgen Sie mir und kommen je ehender je besser, es soll Ihnen Wohl thun, Was wollen wir einander erzählen, Vor langer Weile dürfen wir uns nicht fürchten, ich besitze einen Schatz von Anectoten, Geschichten u. s. w. daß ich mich anheischig mache, 8 Tage in einem fort zu plaudern, und Wenn Sie nun gar anfangen werden Von Seen und Meeren, Städtten und Dörffern, Menschen und Mißgeburten, Elevanten und Schlangen. Das soll ein Gaudium werden.."

Wie lange die Reisenden in der Casa santa bei der Frau Aja verweilten, ist ungewis; vielleicht machten sie auch in Darmstadt eine kurze Rast. Freitag Mittag, 24. Sept. warten sie Speyer gegenüber auf die Fähre. Goethe schreibt: „Dem Herzog thuts sehr wohl, Wedel ist vergnügt. Die Schweiz liegt vor uns und wir hoffen mit Beistand des Himmels in den großen Gestalten der Welt uns umzutreiben und unsere Geister im Erhabenen der Natur zu baden." In Weimar wollten sie nach Frankfurt, in Kaßel nach Darmstadt, in Frankfurt nach Straßburg und in Speyer nach der Schweiz! In Speyer fasteten sie mit dem Domherrn Beroldingen sehr gut. Abends bei schönem Mondenschein fuhren sie, da sie ihre Pferde zeitiger vorausgeschickt, nach Rheinzabern, wo sie um 11 Uhr ankamen. Sonnabend Mittags (25.) waren sie in Sultz, „eine glückliche Gegend, noch alles grün, kaum hie und da ein Buchen- oder Eichenblatt gelb; die Weiden noch in ihrer silbernen Schönheit, ein milder willkommner Athem

durchs ganze Land. Trauben mit jedem Schritt und Tage beßer; jedes Bauerhaus mit Reben bis unters Dach, jeder Hof mit einer großen vollhangenden Laube. Himmelsluft weich, warm, feuchtlich, man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele. Der Rhein und die klaren Gebürge in der Nähe, die abwechselnden Wälder, Wiesen und gartenmäßigen Felder machen dem Menschen wohl und geben mir eine Art Behagen, das ich lange entbehre". Die liebliche Gegend weckte alte Erinnerungen. Während die andern ihre Reise grad auf Straßburg fortsetzten, ritt Goethe etwas seitwärts nach Sesenheim, fand daselbst die Familie, wie er sie vor acht Jahren verlaßen hatte, beisammen und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Wie tief er die Erinnerungen an Friederike Brion in sich verschloßen gehalten, sieht man, da er der Frau v. Stein, der er viel vertraut hatte, bis dahin noch nichts davon verraten. Im Tone erster Mitteilung schrieb er nun an die Freundin: „Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner als ichs verdiente und mehr als andre, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe; ich muste sie in einem Augenblicke verlaßen, wo es ihr fast das Leben kostete. Sie gieng leise drüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm." Sie führte ihn in jede Laube und da must' er sitzen und so war's gut. Es war schönster Vollmond. Goethe erkundigte sich nach allem. Ein Nachbar, der sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugte, daß er noch vor acht Tagen nach ihm gefragt hatte; der Barbier muste auch kommen. Goethe fand alte Lieder, die er

gestiftet, eine Kutsche, die er gemalt hatte; manche Streiche jener guten Zeit wurden in Erinnerung gebracht, und er fand sein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob er kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, er sei jünger geworden. Er blieb die Nacht und schied den Sonntagmorgen bei Sonnenaufgang von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß er nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Friede mit den Geistern dieser ausgesöhnten in sich leben konnte.

Er traf wieder mit der Gesellschaft zusammen und Sonntag gegen Mittag (26.) waren sie in Straßburg. Goethe gieng zu Lili und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen und ihre Mutter auch bei ihr. Auch da wurde er mit Verwunderung und Freude empfangen. Er erkundigte sich nach allem und sah in alle Ecken, da er denn zu seinem Ergötzen fand, daß die gute Creatur recht glücklich verheuratet war. Den Mann (Herr v. Türkheim), der abwesend war, nennt er brav, vernünftig und beschäftigt, wolhabend, — schönes Haus, ansehnliche Familie, stattlicher bürgerlicher Rang, alles was sie brauchte. Goethe blieb zu Tisch, aß Abends wieder bei ihr und gieng in schönem Mondschein weg. So prosaisch er mit diesen Menschen war, so war doch in dem Gefühl von durchgehendem reinen Wolwollen und wie er den Weg hin gleichsam einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet, eine recht ätherische Wollust. Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft traten nun in seine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind; seine entfernten Freunde und ihr Schicksal lagen nun vor ihm wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelfluge sieht.

Eine andre Erinnerung wurde ihm bei Schlosser in Emmendingen, wohin die Gesellschaft Montag Abend (27.) gelangte, schmerzlich wach. Seine Schwester Cornelia, seit 1. Nov. 1773

mit Schlosser verheiratet; war am 8. Juni 1777 gestorben. Als er acht Tage später Abends mit sich selbst mitunter lesend in seinem Garten auf- und abgieng und die Todesbriefe gebracht wurden, verschloß er sich der Welt. In seinem Tagebuche nannte er den Tag dunkel, zerrißen und die folgenden füllten „Leiden und Träume." Es waren nun Jahre drüber hingegangen, Schlosser hatte sich mit Johanna Fahlmer wiederverheiratet; sie, der Schwager, einige Freundinnen, die er dort traf, waren ihm so nahe wie sonst, aber der Haushalt seiner Schwester war ihm wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht worden.

Die Sehnsucht trieb weiter. Lavatern zu sehen und ihn dem Herzog näher zu wißen, war Goethes gröste Hofnung. Die Einzelnheiten der Schweizerreise, die Goethe nach den unterwegs geschriebnen Briefen ausarbeitete und in seine Werke aufnahm, dürfen hier übergangen werden. Der Herzog brachte nach seiner waghalsigen Laune Goethen mitunter in Sorgen, hatte aber eine gute Art von Aufpassen, Teilnehmen und Neugier und beschämte Goethen oft, wenn er anhaltend und dringend war, etwas zu sehen und zu erfahren, wo der ältere Freund oft vergeßen oder gleichgültig erschien. Webel hatte des Tags hundert tolle Einfälle, und wär ihn nicht manchmal der Schwindel angekommen und hätte ihn auf Augenblicke böser Laune gemacht, wäre kein Gesellschafter über ihn gewesen. Manchen Weg muste er sich dieses Schwindels wegen versagen, während der Herzog und Goethe mutig und sorglichen Widerspruch nicht achtend gefährliche Pfade nicht scheuten. Die Novemberreise in die savoischen Eisgebirge, von der sich Karl August viel Vergnügen versprach, wurde so dringend abgeraten, man machte so ernsthaft eine Staats- und Gewißenssache daraus, daß Prof. de Saussüre in Rat genommen wurde, der den Weg für möglich und ungefährlich erklärte. Sie durchstrichen demnach von Genf aus die Eisgebirge Savoiens, stiegen ins Wallis, das sie die ganze Länge hinauf durchzogen, und kamen über die Furka

auf dem Gotthard. Hier hinauf war der Herzog mit Goethe allein und dem Jäger gegangen. Sehnsucht nach Italien regte sich nicht. Vom Gotthard fuhren sie über den Luzerner See nach Schwyz und Luzern, von da ritten sie nach Zürich. „Die Bekanntschaft mit Lavater ist für den Herzog und mich, schreibt er von dort, was ich gehofft habe, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise und eine Weide an Himmels Himmelsbrot, wovon man lange gute Folgen spüren wird. Die Trefflichkeit dieses Menschen spricht kein Mund aus; wenn durch Abwesenheit die Idee von ihm sich verschwächt hat, wird man aufs Neue von seinem Wesen überrascht. Er ist der beste, größte, weiseste, innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen die ich kenne. Wir sind in und mit ihm glücklich; es ist uns allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem was er wirkt Genuß im Wirken hat, und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut. Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wieder einmal so einen ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt. Aber auch ists im Moralischen wie mit einer Brunnenkur; alle Uebel im Menschen, tiefe und flache, kommen in Bewegung und das ganze Eingeweide arbeitet durcheinander. Erst hier geht mir recht und klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammenleben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott, daß unter mehr großen Vortheilen auch dieser uns nach Hause begleite, daß wir unsre Seelen offen behalten und wir die guten Seelen auch zu öfnen vermögen. Es ist mit Lavater wie mit dem Rheinfall, man glaubt auch man habe ihn nie so gesehen, wenn man ihn wiedersieht, er ist die Blüte der Menschheit, das Beste vom Besten."

Ueber Schafhausen (6.—8. Dec.) gingen sie zurück. In Stuttgart war Herzog Karl äußerst galant gegen Karl August,

und ohne das Incognito zu brechen erzeigte er ihm die möglichste Aufmerksamkeit. Am 14. Dec., dem Jahrestag der Militärakademie, wohnten sie den Feierlichkeiten derselben bei. Goethe war schon Morgens in der Akademiekirche gewesen, Mittags speiste er an der herzoglichen Tafel und Abends erschien er mit seinem fürstlichen Freunde in dem Saale wo die Preisverteilung geschehen sollte; Karl August als Baron Wedel zur Rechten, Goethe zur Linken des Herzogs Karl. Unter den mit Preisen Ausgezeichneten war der Eleve Friedrich Schiller, der einen Preis in der praktischen Medicin, einen zweiten in der materia medica und einen dritten in der Chirurgie erhielt. Bei den beiden ersten concurrierte der Eleve Plieninger mit ihm, das Loß entschied und entschied für Schiller, der dagegen in der deutschen Sprache und Schreibart mit den Eleven Elwert, Pfeiffer aus Pfullingen und Hoven concurrierte, wobei das Loß gegen ihn und die übrigen zu Gunsten Elwerts entschied. Goethe, der die Artigkeit des Herzogs rühmte und den achttägigen Aufenthalt in Stuttgart in allem Betracht sehr merkwürdig und instructiv nannte, ahnte wol ebenso wenig wie der Eleve Schiller, daß sie beide einst um die höchsten Preise des Ruhmes concurrieren sollten, wobei kein Loß entscheiden konnte.

Von Stuttgart giengs auf Karlsruhe (19.—21. Dec.), wo zwischen den hohen Herzen sich keine Herzlichkeit spüren laßen wollte und die Langeweile von Stunde zu Stunde wuchs. Bis Neujahr verweilten sie in Darmstadt, am 2. Jan. 1780 trafen sie in Homburg ein. „So ziehen wir an den Höfen herum, frieren und langeweilen, eßen schlecht und trinken noch schlechter. Hier jammern einen die Leute; sie fühlen, wie es bei ihnen aussieht und ein Fremder macht ihnen bang; sie sind schlecht eingerichtet und haben meist Schöpse und Lumpen um sich. Den sogenannten Weltleuten suche ich nun abzupassen, worin es ihnen denn eigentlich sitzt; was sie guten Ton heißen? Worum sich ihre Ideen drehen und was sie wollen und wo ihr Kreischen sich zuschließt? Wenn ich sie

einmal in der Tasche habe, werde ich auch dieses als Drama verführen." Am 4. waren sie wieder in Darmstadt, giengen dann (am 5.) über Frankfurt, wo eine kurze Rast in der Cafa Sante gemacht wurde, die der Herzog später wiederholt besuchte, weiter über Fulda und Eisenach zurück nach Weimar, wo sie am 18. Jan. 1780 wieder eintrafen. Wie sie den Leuten in Weimar erschienen berichtet Wieland mit gravitätischem Scherz: „Wie wir homunciones nun von jeher gewesen sind und immer bleiben werden, so könnt ihr euch leicht vorstellen, daß der glückliche Ausgang dieser Reise, des Herzogs herliches Wolbefinden und ungemein gute Stimmung und herzgewinnendes Betragen gegen alle seine Leute cuiuscunque generis, ordinis, furfuris et farinae bei männiglich einen großen Effect gethan und Goethen in ein sehr günstiges Licht gestellt hat, und dies um so mehr, da er auch multum mutatus ab illo zurückgekommen und in einem Tone zu musicieren angefangen hat, in den wir Übrigen mit Freuden und jeder so gut als sein Instrument und seine Lungenflügel gestatten, harmonisch einzustimmen nicht ermangeln werden. Die Schweizerreise, nach dem Wenigen aber Hinlänglichen, was ich aus der Quelle selbst davon vernommen habe, gehört unter Goethens meisterhafteste Dramata." Wie hoch Goethe selbst den Gewinn der Reise anschlug, geht aus den Andeutungen hervor, die er Lavater für einen im Park aufzustellenden Denkstein gab. Er hoffte, von der Reise werde für den Herzog und seine Umgebung gewiß eine neue Lebensepoche anfangen. Für Goethe ging allerdings so wenig wie für den Herzog die Reise verloren; wie sehr er aber die vorteilhaften Folgen überschätzt hatte, ergibt sich aus vielfachen Aeußerungen seiner Briefe, namentlich in Bezug auf den Herzog, über den er fortan nicht selten mit Bitterkeit spricht, wie ein Lehrer über den unfolgsamen Zögling. Schon in der Schweiz macht er die Bemerkung, der Herzog habe „die böse Art, den Speck zu spicken, und wenn man auf dem Gipfel des Berges mit Mühe und Gefahr sei, noch ein

Stiegelchen ohne Zweck und Not mit Müh und Gefahr zu suchen.“ Im Herbst nach der Reise bemerkt er in Ilmenau „bei dem vielen Verstande des Herzogs hier und da so vorsätzliche Dunkelheiten und Verworrenheiten“ und findet es „curios, daß ihm, wenn er vom Hause weg sei, gewisse Geister des Irrtums anwehen,“ die Goethe sonst so viel zu schaffen gemacht, weil er selbst noch nicht vom Moly, dem schützenden Wunderkraut, gegen die Bezauberungen der Circe, gegessen. Als sie im März 1781 beim Grafen Werther in Neunheiligen sind, spricht er von Knoten, die er im Strange des Wesens des Herzogs bemerkt und die eine ruhige Entwicklung des Fadens so sehr hinderten. „Mich wundert nun gar nicht mehr, daß Fürsten meistens so toll, dumm und albern sind; nicht leicht hat einer so gute Anlagen als der Herzog, nicht leicht hat einer so viel verständige und gute Menschen um sich und zu Freunden als er, und doch wills nicht nach Proportion vom Flecke, und das Kind und der Fischschwanz gucken, eh man sichs versieht, wieder hervor. So passioniert er fürs Gute und Rechte ist, so wirds ihm doch weniger darinne wohl als im Unschicklichen; es ist ganz wunderbar, wie verständig er sein kann, wie viel er einsieht, wie viel er kennt, und doch wenn er sich etwas zu Gute thun will, so muß er etwas Albernes vornehmen, und wenns das Wachslichterzerknaupeln wäre. Leider sieht man daraus, daß es in der tiefsten Natur steckt und daß der Frosch für's Waßer gemacht ist, wenn er gleich auch eine Zeitlang sich auf der Erde befinden kann.“*) Die Verstimmung gieng so weit, daß es nahe am Bruch gewesen sein muß. Nach der Rückkehr aus Neunheiligen hatte der Herzog einen neuen Ausflug nach Dessau vor und wünschte, Goethe möge ihn begleiten. Dieser schreibt am 27. Apr. 1781 an Frau v. Stein: Hierbei eine Epistel. Wenn Sie meinen, so schicken Sie das Blatt dem Herzog, reden Sie mit ihm und schonen Sie ihn

*) Vgl. Wilhelm Meisters Lehrj. B. 1. Cap. 14.

nicht. Ich will nichts als Ruhe und daß er auch weiß, woran er ist. Sie können ihm auch sagen, daß ich Ihnen erklärt hätte, keine Reise mehr mit ihm zu thun.*) Der Herzog mußte die Reise nach Dessau in der That ohne Goethe machen (10.—20. Mai 1781); nur ein Kammerdiener und zwei Jagdlakaien begleiteten ihn. Goethe ließ sich zwar bald wieder versöhnen und folgte ihm auch wieder nach Neunheiligen, Leipzig, Dessau u. s. w., aber die Verstimmung bricht nicht selten wieder durch. „Der Herzog, heißt es am 12. Nov. 1781, hat doch im Grunde eine enge Vorstellungsart und was er kühnes unternimmt, ist nur im Taumel; einen langen Plan durchzusetzen, der in seiner Länge und Breite verwegen wäre, fehlt es ihm an Folge der Ideen und an wahrer Standhaftigkeit." Als sie im Dec. 1781 bei Eisenach auf der Jagd sind, wo der Herzog sich den theuern Spas macht, 80 Menschen in der Wildnis und dem Frost zu füttern, im Freien hetzen will, die Seinigen plagt und ennuyieret, ein paar schmarotzende Edelleute aus der Nachbarschaft unterhält, die es ihm nicht danken, und alles mit dem besten Willen, sich und andre zu vergnügen, ruft Goethe: „Gott weiß, ob er lernen wird, daß ein Feuerwerk um Mittag keinen Effect thut. Ich mag nicht immer der Popanz sein und die andern frägt er weder um Rat, noch spricht er mit ihnen, was er thun will. Der Herzog thut etwas Unschickliches mit dieser Jagd und doch bin ich nach seiner Herzoglichkeit mit ihm zufrieden; er weiß weit mehr als sonst was er will, wenn er nur was bessers wollte. Sein Unglück ist, daß ihm zu Haus nicht wohl ist, denn er mag gerne Hof haben." Gerade das Wohlsein zu Hause hatte Goethe durch den Besuch in Zürich bei Lavater dem Herzoge schmackhaft machen wollen. Im August 1782, am Vorabend seines Geburtstages nennt Goethe den Herzog „wacker, und man könnte ihn recht lieben, wenn er nicht durch

*) Gerade in diesen Tagen arbeitete er am Tasso.

seine Unarten das gesellige Leben gerinnen machte und seine Freunde durch unaufhaltsame Waghalsigkeit nötigte, über sein Wol und Wehe gleichgültig zu werden. Es ist eine curiose Empfindung, setzt G. hinzu, seines nächsten Freundes und Schicksalsverwandten Hals und Arm und Beine täglich als halb verloren anzusehen und sich darüber zu beruhigen, ohne gleichgültig zu werden. Vielleicht wird er alt und grau indeß viele sorgliche abgehen." — Der Herzog (in den Briefen an Knebel wenigstens) zeigt keine Spur von Verstimmung gegen Goethe, drückt aber seine Unbefriedigtheit am Weimarer Leben unbefangen aus. Er sitzt Abends allein im Kloster und am ersten Tage der Freiheit, nachdem die Gothaer abgereist sind, weit von dem Erdentreiben: „Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt; es ist einem ja nicht größer zu Mute, als wenn man doch die Sonne so untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt, und das alles so für sich, so wenig der Menschen halber, und doch genießen sie's und so hoch, daß sie glauben, es sei für sie." Er zieht sich nach Dornburg zurück, um Diderots Jacques le Fataliste (1780) zu studieren und spöttelt über die herlichen polierten Gespräche zu denen „die andern" Stoff liefern. Von Hufeland läßt er sich schriftlich geben, wie er leben soll, um wenigstens, wenn er nicht wohl ist, zu wißen, wo er gefehlt habe. Goethe macht über diesen Diätzettel sonderliche Betrachtungen. Der Herzog spottet über die neu entstehende rein adlige Gesellschaft, die vor lauter Reinheit des Aethers nicht zum Athemholen kommen werde; über seinen Bruder Constantin, der mit unendlicher Ruhe auf der Reise genieße, was andre Leute außer sich bringe; klagt über höchst beschwerliche Besuche (Raynal, Villoison); liest Rousseaus Confessions mit Enthusiasmus und Lavaters Pilatiade mit Ekel; findet es beinahe gar zu schwer, sich in den unnatürlichen Zustand zu fügen, in dem „Unsereiner" leben muß und „an den man nur so langsam sich gewöhnt zu haben glaubt", und ist manchmal in Gefahr, sich das

Concept verrückt zu sehen. Consistorialacten, die er liest, sind „das baare Gegenteil des Begriffs einer menschlichen Behandlung des allermenschlichsten von allen menschlichen Begriffen: der Erziehung." Er nähert sich den Geschäften immer mehr, wird von Goethe mit ins Studium der Naturwißenschaften gezogen und muß bekennen: „unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennyanteste vom ganzen Erdboden!" — Sehr deutlich klingt einmal durch, wie ihm seine kleinen von Goethe s. g. „Unschicklichkeiten" zum Verbrechen gemacht werden: „Der Mensch hat einen fürchterlichen Hang zu Ausnahmen von der Regel in sich, welcher ihn unerwartet recht scheußliche Handlungen begehen läßt, betreffen sie auch oft nur ein Schnitzel Papier. Dergleichen verborgne und doch abgedroschne Wahrheiten kommen mir leider täglich vors Gesicht und verbittern das Blut." — Auch von dieser Seite bedurfte Goethes Zustand einer erfrischenden Aenderung. Die kleinen Reisen in Geschäften und zum Vergnügen, von denen noch zu berichten ist, schlugen nicht an.

Im Mai 1782 führte ihn ein diplomatisches Geschäft, freilich nichts Wichtiges und Schweres, aber als Uebung betrachtet doch nicht ohne Reiz, an alle Höfe Thüringens, zuerst nach Gotha, wo er schon im Jahr vorher gut aufgenommen war und an dem Prinzen August einen verständigen Freund hatte. Von Gotha giengs auf Meiningen, wo er als Gesandter in förmlicher Audienz empfangen wurde, „die Livreen auf dem Saal, der Hof im Vorzimmer, an den Thürflügeln zwei Pagen und die gnädigsten Herren im Audienzgemach." Er wurde „auf das allerartigste behandelt," es war „ohnmöglich mehr Attention, Freundschaft und Gefälligkeit zu haben." Er trat dem ohngeachtet sehr leise auf und nahm nichts an, als was sie ihm, jedes einzeln und alle zusammen gewis nicht zurücknahmen. „Die Seele aber wird immer tiefer in sich selbst zurückgeführt, je mehr man die Menschen nach ihrer und nicht nach seiner Art behandelt; man verhält sich zu ihnen wie der Musikus zum Instrument." Am 13. Mai gieng er nach Coburg, die Ko-

mödie der förmlichen Audienz auch da zu spielen. Unterwegs stellte er sich auch in Hildburghausen am Hofe. „Der Alte“ (Herzog Ernst, 55 J. alt) war sehr munter und freundlich, gab ihm Audienz im Bette und war nachher gleich angekleidet zur Tafel, zu welcher Goethe bleiben mußte. Abends war er in Coburg, wo er sein Geschäft am 14. erledigte und mit der „Herschaft“ ausfuhr. Die ganze Gegend war über Nacht grün geworden; „des armen Menschen Freude, wenn wieder einmal etwas jung wird, ist gar groß, weil er doch selbst immer altert.“ Er besah die Festung, fuhr am 15. Nachmittags auf eine Marmelmühle von Thümmeln und war ganz zufrieden, ließ sich aber nicht halten. Es war ihm ganz artig, eine Reihe von Physiognomien von Städten und Höfen zu sehen, und den decidiert eignen Charakter jedes Hofes kennen zu lernen, der sich von oben herein bildete. Von Coburg gieng er, sich auf der Steinjagd erlustigend, durch die Ämter Sonneberg und Schalkau und absolvierte mit Rudolstadt alle thüringischen Höfe. Noch im Mai war die diplomatische Fahrt, die er gern für einen Ritt auf dem Pegasus entbehrt hätte, überwunden und am 19. kam er wieder in Weimar an. Seine liebe Gartenwohnung vertauschte er am 2. Juni mit der neuen Wohnung in der Stadt, wo er bald, wenn Wieland Abends spät in der Kutsche zu Haus rumpelte oder der Ruf der Wache am Frauenthor erscholl, den Verlust seiner schönen Stille und Einsamkeit fühlte. Der Einzug schien mit bösen Vorbedeutungen zu beginnen. Am 27. Mai war Goethes Vater gestorben. In den Briefen an die Stein verlautet kein Wort über diesen Verlust, der Goethen nicht tief kann getroffen haben. In Andrer Briefen aus Weimar wird in lieblosen Worten von dem „Abzuge des Alten“ gesprochen, der mit mehr herzlicher Liebe an dem Sohne als der Sohn an ihm hieng. Väter sind häufig in der Notwendigkeit, die Söhne zuerst mit dem Zwang des Lebens bekannt zu machen, und die Söhne nur zu leicht in der

Laune, den fühlbar werdenden Druck für einen willkürlich und grundlos gefühlten zu halten.

Im Herbste 1783 machte Goethe einen Ausflug nach dem Harze; sein Zögling Fritz v. Stein begleitete ihn. Am 6. oder 7. Sept. brachen sie von Weimar auf, nicht über Ilmenau, sondern geradeswegs nach dem nordöstlichen Harz. Am 9. Sept. schreibt Goethe aus Langenstein, einem Gute der Marquise Branconi, zwischen Halberstadt und Blankenburg, wo er schon am Tage vorher angekommen zu sein scheint. Er meinte, es werde ihm gut thun, fremde Luft einzuathmen und sein Verhältnis von weitem zu betrachten. „Die Existenzen fremder Menschen sind die besten Spiegel, worin wir die unsrige erkennen können.“ Am 11. Sept. bestieg er mit Fritz v. Stein den Roßtrapp, speiste unten im Thal auf einem großen in die Bode gestürzten Granitblock zu Mittag, gieng dann über Blankenburg nach Rübeland, um die Baumannshöle wieder zu befahren und nachdem er am 14. die von Braunschweig zurückkehrende, vom ganzen Braunschweiger Hofe begleitete Herzogin Amalie in Halberstadt begrüßt hatte, wandte er sich mit Fritz nach dem Oberharze. Am 18. kamen sie in Clausthal an, wo er sich freute, mit seinen Speculationen über die alte Kruste der neuen Welt auf dem rechten Wege zu sein. Er wohnte beim Berghauptmann von Trebra, „guten redlichen Menschen“, denen er sich diesmal durch keine Maske verbarg. Am 21. Sept. ritten sie auf den Brocken. Im Brockenbuch von jenem Jahre steht unterm 21. Sept. „J. W. v. Goethe. F. v. Stein. v. Trebra, zum drittenmale hier“, ein Zusatz der sich nur auf Trebra bezieht. Sie übernachteten oben. Am 26. verließ Goethe Zellerfeld und kam am 28. nach Göttingen, wo er alle Professoren zu besuchen sich vorgenommen hatte. Die weitere Reise gieng, weil Fritz Stein den Riesen auf dem Winterkasten zu sehen wünschte, über Kassel, wo Goethe am Hof war und gut aufgenommen wurde wie überall. Den gleichgültigen Menschen begegnete er nach der Welt Sitte, den

genten offen und freundlich, und sie behandelten ihn dagegen, als wenn ihn der Verstand mit der Redlichkeit erzeugt hätte und diese Abkunft etwas Weltbekanntes wäre. Fritz, der ihn nach Kaßel gelockt, plagte ihn nun, nach Frankfurt zu gehen; wenn er ihm sagte: „deine Mutter ist allein“, so versicherte der Knabe: „die deinige würde ein großes Vergnügen haben, uns zu sehen.“ Allein Goethe widerstand, eilte am 5. Oct. von Kaßel über Eisenach der Heimath zu, wo er am 6. eintraf und sich sogleich unter Acten vergrub. — Im folgenden Herbst machte er wieder eine Brockenreise. Das Brockenbuch vom J. 1784 hat unterm 4. Sept. die Inschrift: „Goethe“ und darunter die Verse:

Quis cœlum posset nisi cœli munere nosse,
Et reperire Deum, nisi qui pars ipse Deorum est?

Es ist oft ausgesprochen und ebenso oft geleugnet worden, daß Goethe die Versetzung nach Weimar auf die Bühne der Welt und des Hofes nicht wolthätig gewesen sei. Wäre sein Leben auf dem Punkte, bis zu dem es hier geführt worden, abgebrochen, so würde kaum jemand leugnen, daß er an Weimar zu Grunde gegangen. Bei einer ernsten Prüfung seiner Zustände muste ihm das selbst unwidersprechlich erscheinen. Einige Züge aus diesen letzten Jahren mögen darthun, daß ihm mehr als einmal das Bewußtsein seiner Lage lastend und fast unerträglich wurde. Schon im Sept. 1777 sieht er stündlich mehr, daß er sich aus diesem Strome des Lebens ans Ufer retten, darinne mit allen Kräften arbeiten oder ersaufen müße. Auf dem Wege nach Erfurt am 2. Mai 1780 nimmt er alle Verhältnisse in Gedanken durch, was gethan ist, zu thun ist, sein Welttreiben, seine Dichtung, seine Liebe. Im Herbst des Jahres fleht er nur um vier Wochen Ruhe, wenigstens einen Theil des Wilhelm Meister zur Probe zu liefern. Der Stein kann er zum Neujahr 1781 keine Reime schicken, sein prosaisch Leben verschlingt diese Bächlein wie ein weiter Sand. Die Hofnot kann er (27. Mai 1781) nicht den ganzen Tag mit ausstehen, er ist

(1. Mai 1782) wieder bei Hof und schon im voraus müde. Als er den zweiten Act des Tasso an Lavater sendet (Nov. 1781), klagt er, daß die Unruhe, in der er lebe, ihn nicht über der vergnüglichen Arbeit bleiben laße und daß er den Raum noch nicht vor sich sehe, die übrigen Acte zu vollenden; gleichzeitig seufzt er, daß seine Seele durch Acten eingeschnürt sei. Der Egmont wird (April 1782) durch Zerstreuungen unterbrochen, die nichts zulaßen. Es ist (April 1783) ein sauer Stückchen Brod, darauf angewiesen zu sein, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen; das ganze Jahr sucht ihn kein angenehmes Geschäft auf und Not und Ungeschick der Menschen ziehen ihn immer hin und her. Als er die Geheimnisse auszuführen kaum den Versuch macht, wird ihm deutlich, daß für seine Lage das Unternehmen zu ungeheuer ist. Als er einmal draußen ist, meint er, Ein Jahr in der Welt würde ihn sehr weit führen. Am Schluß des Carnevals ruft er (12. Febr. 1782): „Von Morgen an zähle ich eine neue Epoche, und muß und werde ein neues Leben anfangen.“ Er nennt sich im Streit der politischen Elemente (4. Juni 1782) für Wißenschaften und Künste zum Schriftsteller geboren (10. Aug. 1782), und fühlt, daß er noch immer bei sich selbst zu Hause ist, von dem Grundstock seines Vermögens nicht zugesetzt hat (10. März 1781); wenige Wochen später (8. Juli 1781) klagt er, sein Geist werde kleinlich und habe an nichts Lust, einmal gewinnen Sorgen die Oberhand, einmal der Unmut und ein böser Genius schildert ihm die lästigste Seite seines Zustandes und rät ihm, *sich mit der Flucht zu retten*.

Er hatte einen Freund, der für seine Jahre zu jung war, für seine Führung zu hoch stand. Sein Geschäftskreiß war, je festere äußere Formen derselbe annahm, desto schwerer mit seinem innersten Berufe in Harmonie zu bringen. Was er für den Hof schuf war seines Talentes nicht wert und was er mit ungeteilter Kraft hätte schaffen und bilden mögen, litt unter den Geschäften und dem

Hofe. Geschätzt und gefeiert wie kein anderer in Weimar stand er doch mitten in der regsamen Welt einsam, muste um die Fülle seiner Liebe auszuströmen, mit den Kindern spielen, oder die Frau eines Andern zur Vertrauten seiner Seele machen. Zwar, sein Verhältnis in Weimar war ein freies, er durfte nur Postpferde bestellen, um das Leben in Frankfurt wieder anzuheben, wo er es unterbrochen hatte. So wenigstens suchte er die Mutter zu beruhigen, die ihre Sorge hatte blicken laßen. Aber ein Leben läßt sich schwerer verpflanzen als ein Baum; man beginnt nicht gleich wieder, wo man vor länger als zehn Jahren aufgehört hat. Als Knebel, der im weimarschen Leben eine ansehnliche, aber doch immer secundäre Rolle spielte, im Jahre 1781 Weimar verlaßen wollte, weil er meinte, er sei dort nicht an seinem Platze, fragte ihn der Herzog in dem schönen Briefe vom 4. October mit unverholner Kümmernis: „Achtest du dich denn so gering, oder hältst dich für so allein, daß du glaubst, höchstens etwas für dich zu entbehren, wenn du die engen Bande lösest, die uns mit dir verbinden? Wird der Baum allein verwundet, wenn man ihn aus der Erde reißt, in die er mit seinen Wurzeln verwachsen?" Wie würde dem Herzoge geworden sein, wenn Goethe, der einzige Mensch an dem sein Herz mit vollster Liebe hieng, Postpferde nach Frankfurt bestellt hätte! Ein ausgesprochenes Scheiden war unmöglich und ein Verharren nicht minder. Es blieb nichts übrig als sich mit der Flucht zu retten.

Am 23. Juni 1785 begann Goethe mit Knebel von Jena aus eine Reise nach Karlsbad; in Neustadt an der Orla wurde er krank, erholte sich aber, nachdem Loder von Jena berufen war, bald wieder und konnte die Reise am 29. fortsetzen; am 2. Juli waren die Reisenden in Wunsiedel, am 4. über Eger in Zwota, am 5. in Karlsbad. Hier beschloß er, eine Reise nach Italien zu unternehmen, das, wie seine Mutter versichert, von Jugend auf sein Tagesgedanken, Nachts sein Traum gewesen. Er selbst be-

richtet uns, daß er von Sehnsucht nach Italien fast verzehrt sei und das Lied im Wilhelm Meister, das die verzehrende Sehnsucht nach dem Lande, wo die Citronen blühen mit seligen Bildern aufreizt, gehört in diese Zeit und erscheint wie Bestätigung. Dennoch war das Land, das er aufsuchen wollte, unbedingt weniger die Ursache seines Entschlußes, als jenes, das er verlaßen muste. Er hatte Italien aus den Schilderungen des Vaters kennen gelernt, wie Kinder solche Schilderungen auffaßen; er hatte sich vielleicht 1775, als die Einholung nach Weimar sich verzögerte, notdürftig auf Italien vorbereitet; allein als es nun wirklich Ernst werden sollte, prüfte er ganz ruhig, was die philisterhafte Trockenheit eines Archenholz und Andrer Uebles von Italien ausgebreitet und was Italien ihm wirklich sei und werden könne. Der Vorsatz blieb fest. Wie ein guter Haushalter beschloß er, seine Sachen zu ordnen. Schon im Juni 1782 hatte er den Einfall gehabt, seine Schriften zu sammeln, die bis dahin teils ungedruckt, teils einzeln gedruckt oder in der himburgschen Sammlung und deren Nachdrücken vorlagen. Jetzt nahm er den Einfall ernstlich wieder auf und begann mit Hülfe Wielands und Herders, dem er damals wieder, und noch in unbefangener Hingebung, nahe getreten war, die Redaction seiner Schriften, die sich bis in den Sommer des Jahres 1788 hinzog. Göschen in Leipzig übernahm den Verlag und eine Ankündigung von Goethe und Göschen wurde gedruckt und durch das Journal von und für Deutschland verbreitet. Am 24. Juni 1786 geleitete Karl August den Herzog von Braunschweig und als er zurückkam, um Goethen bis Jena zu begleiten, war dieser vor einer Viertelstunde nach Karlsbad abgereist; der Herzog muste ihm den Abschiedsgruß durch Knebel in Jena ausrichten. In Karlsbad verbrachte Goethe die Zeit der Kur. Herder war mit ihm und ermahnte ihn, als er nach seinem siebenunddreißigsten Geburtstage, geheimnisvoll wie immer, von einem Ausfluge sprach, anstatt taubes Gestein zu klopfen, die Iphigenie zu sich zu

stecken. Das Stück wie es damals lag war mehr Entwurf als Ausführung, in poetischer Prosa geschrieben, die sich manchmal in einen jambischen Rhythmus verlor, auch wol andern Silbenmaßen ähnelte. Goethe gehorchte dem wolgemeinten Andrängen, steckte nicht nur die Iphigenie zu sich, sondern alles was er fertig und unfertig geschaffen hatte und gieng am 3. Sept. 1786 in die Berge, niemand wuste wohin. Am 17. Dec. fragt Goethes Mutter ihren kleinen Cherubim Fritz Stein: „Wißen Sie denn noch immer nicht, wo mein Sohn ist?"

Wie der Rattenfänger von Hameln war Goethe in die Berge gegangen; kaum wagte er sich selbst zu sagen, wohin; unterwegs fürchtete er noch, und erst unter der Porta del popolo war er sich gewis, Rom zu haben. Die Einzelheiten der Reise*), die in seinen Briefen aus Italien erzählt sind, dürfen hier übergangen werden, da es nur darauf ankommt, nachzuweisen, wie er sich selbst wiederfand um das, was bisher geschaffen war, auf die Höhe der reinen Kunst zu erheben, die ihm während der letzten elf Jahre durch Hof- und Geschäftsleben versperrt gewesen. Auch in Italien kam er nicht zur vollen Samlung seiner poetischen Kräfte, da er zwischen wißenschaftlicher Forschung und Beschäftigung mit den zeichnenden Künsten mannigfach geteilt erscheint. Der alte Wahn, als ob er zum bildenden Künstler bestimmt sein könne,

*) Am 3. Sept. früh von Karlsbad über Zwota, Eger, Waldsaßen, Schwandorf und Regenstauf; am 4. 10 Uhr in Regensburg bis 5. Sept. Mittags; am 6. früh 6 Uhr in München, Abends über Benedictbeuern, Wallensee nach Mittenwalde; am 8. Sept. über Scharnitz, Zirl, Insbruck auf den Brenner bis zum 9. Abends 7 Uhr; dann Nachts nach Sterzing, Mittelwalde, Brixen, am 10. mit Tagesanbruch in Colman, nach Teutschen und Botzen; 10. Sept. Abends in Trient, 11. Sept. Abends in Roveredo bis 3 Uhr Morgens; am 12. an dem Gardasee nach Torbole, 13. nach Malsesine, 14. Sept. in Verona, 19. Vicenza, 25. Padua, 28. Sept. 5 Uhr Abends in Venedig bis 14. Oct., dann nach Ferrara (16. Oct.), über Cento (16.) nach Bologna (18. Oct.), Logano 21. Oct., Perugia 25., zu Fuß nach Assisi, am 27. in Terni, am 28. in Alta Castellana, am 29. Oct. in Rom.

verließ ihn auch hier, mitten unter den Schöpfungen, die von ganzen Naturen zeugten, nicht völlig, aber der Glaube schwand allmählich und die Uebung selbst wurde eingeschränkt, bis sie als angenehme Unterhaltung in das richtige Verhältnis trat. Die Neuheit der Scene, Erdbildung und Vegetation, lockten dagegen zu neuen anhaltenden Betrachtungen und der naturwißenschaftliche Trieb, der in Deutschland schon vielfach beeinträchtigend eingewirkt hatte, erhielt neue Stärke, so daß er sich später und die ganzen künftigen Jahre hindurch geltend machte, wobei denn wenige außer Goethe selbst Freude und Förderung fanden.

Als er am 9. Sept. Abends den Brenner verließ, nahm er aus dem größern Pakete die Iphigenie und steckte sie zu sich. Am Gardasee in Torbole, als der gewaltige Mittagswind die Wellen ans Ufer trieb (12. Sept.), wo er wenigstens so allein war, wie seine Heldin in Tauris, zog er die ersten Linien der neuen Bearbeitung, die er in Verona, Vicenza, Padua, am fleißigsten aber in Venedig fortsetzte. Sodann aber geriet die Arbeit ins Stocken, ja er wurde auf eine neue Erfindung geführt, nämlich eine Iphigenie auf Delphi zu schreiben, was er auch sogleich würde gethan haben, wenn nicht die Reisezerstreuung und ein Pflichtgefühl gegen das ältere Stück ihn davon abgehalten hätte. Jene Iphigenie auf Delphi stieg ihm zuerst auf, als er von Cento am 17. Oct. nach Bologna reiste. Elektra, in gewisser Hofnung, daß Orest das Bild der taurischen Artemis nach Delphi bringen werde, erscheint (so war der Plan) im Tempel des Apollo und widmet die grausame Axt, die so viel Unheil im Hause des Pelops angerichtet, als schließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt einer der Griechen und erzählt, wie er Orest und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen sehen und sich glücklich gerettet habe. Die leidenschaftliche Elektra kennt sich selbst nicht und weiß nicht, ob sie gegen Götter oder Menschen ihre Wut richten soll. Indessen sind Iphigenie, Orest und Pyla-

des gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigeniens heilige Ruhe contrastiert gar merkwürdig mit Elektras irdischer Leidenschaft, als die beiden Gestalten unerkannt zusammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Priesterin, welcher die Freunde zum Opfer übergeben worden, und entdeckt es Elektra. Diese im Begriff, mit demselben Beil, welches sie dem Altar wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, wird durch eine glückliche Wendung vor diesem letzten schrecklichen Uebel bewahrt. Wenn diese Scene gelingt, schrieb Goethe damals, so ist nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden. Der Plan blieb leider ganz und gar liegen. Wenig mehr wurde ein andrer, aus alter Zeit sich plötzlich wieder aufdrängender und die Iphigenie unzeitig hemmender Entwurf gepflegt. Als Goethe am 27. October zu Terni, dem Mittelpunkt des Katholizismus immer mehr genähert, Rast machte, trat ihm lebhaft vor die Seele, daß vom ursprünglichen Christentum alle Spur verloschen sei, und wenn er es sich in der Reinheit der Apostelgeschichte vergegenwärtigte was für ein unförmliches, ja barockes Heidentum auf jenem gemütlichen Anfang laste. Da fiel ihm der Ewige Jude wieder ein, welcher Zeuge aller dieser wundersamen Ent- und Aufwicklungen gewesen und so einen wundersamen Zustand erlebte, daß Christus selbst, als er zurückkommt, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, in Gefahr gerät, zum zweitenmale gekreuzigt zu werden. Jene Legende venio iterum crucifigi sollte ihm bei dieser Katastrophe zum Stoff dienen. Einzelne Stellen wurden ausgeführt; aber alles blieb vor Rom liegen. Hier wo er seit dem 29. Oct. als „Möller“ im halben Incognito lebte, verkehrte er vorzugsweise mit dem ältern Freunde Tischbein, der ihn in dem bekannten Bilde an der Seule liegend, im Hintergrunde die Campagna, malte, und mit Moritz, der durch die Wanderung nach England und den autobiographischen Roman Anton Reiser merkwürdig geworden und am 5. Nov. in Rom eingetroffen war. Er

schloß sich gleich an Goethe an und machte mit ihm kleine Spaziergänge in die umliegende Gegend. Bei der Zurückkunft von einem Spazierritt nach der Mündung der Tiber (8. Dec.) hatte er das Unglück, auf dem von der Zeit ausgeglätteten und noch dazu von einem Staubregen schlüpfrig gemachten antiken Pflaster in der Gegend des Pantheon durch einen Sturz mit dem Pferde den linken Arm zu brechen. Mehre Deutsche nahmen sich seiner bei diesem traurigen Zufall aufs freundschaftlichste an. Am thätigsten unterstützte ihn Goethe*), der ihn täglich besuchte und pflegte. Während des Krankenlagers klärte Moritz Goethen über unsre Prosodie auf; seine ausgeklügelte Rangordnung der Silben diente Goethe als Leitstern bei der Uebersetzung der Iphigenie aus der rhythmischen Form in Jamben. Die Arbeit gieng in Rom mit geziemender Stetigkeit fort. Abends beim Schlafengehen bereitete sich Goethe aufs morgende Pensum, welches dann sogleich beim Erwachen angegriffen wurde. Sein Verfahren dabei war ganz einfach; er schrieb das Stück ruhig ab und ließ es Zeile vor Zeile, Periode vor Periode regelmäßig erklingen. Am 6. Jan. 1787 konnte er nach Deutschland melden, daß Iphigenie endlich fertig geworden, d. h. daß sie in zwei ziemlich gleichlautenden Exemplaren vor ihm auf dem Tische lag, von denen er das eine am 10. Januar absandte, „ein Schmerzenskind aus mehr als einem Sinn!" Er wünschte, ob Herder vielleicht ein paar Federzüge hineinthun wolle, da er selbst sich daran ganz stumpf gearbeitet. Die römischen Freunde, denen Goethe sein Werk vorgelesen, junge Männer, darunter Maler Müller, an jene früheren heftigen vordringenden Arbeiten gewöhnt, erwarteten etwas Berlichingisches und konnten sich in den ruhigen Gang nicht gleich finden. Auch Tischbein wollte „diese fast gänzliche Entäußerung der Leidenschaft"

*) Biester veranstaltete in Berlin eine Samlung für Moritz, die 200 Thlr. einbrachte.

nicht zu Sinne, und wie es damals in Rom ergieng, ist es bei dem großen Haufen der Gebildeten noch lange Jahre, um nicht zu sagen bis jetzt ergangen.

Das öffentliche Versprechen, das Goethe vor seiner Abreise aus Deutschland gegeben, in die Samlung seiner Schriften keine Bruchstücke aufzunehmen, bereute er, als er im Februar 1787 Anstalt traf, nach Neapel abzureisen. Er glaubte, wenn er Angefangenes, wie es war, hingegeben, würde er neue Gegenstände, an denen er frischeren Anteil nahm, mit frischerem Mute und festerer Kraft unternommen haben. Die delphische Iphigenie schien ihm unter dem reinen Himmel gemäßer als die Grillen des Tasso, und doch hatte er auch dahinein schon wieder zu viel von seinem Eigen gelegt, um die Arbeit fruchtlos aufzugeben. Am 21. Febr. gewann er es über sich, daß er von seinen poetischen Arbeiten nichts mitnahm als Tasso allein. Zu ihm hatte er die beste Hofnung. Der Gegenstand, noch beschränkter als der Iphigenies, wollte im Einzelnen noch mehr ausgearbeitet sein. Das Vorhandene muste ganz zerstört werden; es hatte zu lange gelegen; weder die Personen, noch der Plan, noch der Ton hatten mit des Dichters damaliger Ansicht die geringste Verwandtschaft. Nach dem Carneval reiste er, von Tischbein begleitet, nach Neapel ab, wo er am 25. Febr. anlangte, zwar auch den Februar spürte, aber doch allen verzieh, die in Neapel von Sinnen kamen. Mit Rührung erinnerte er sich besonders seines Vaters, der hier einen unauslöschlichen Eindruck erhalten und seitdem nie unglücklich werden konnte, weil er sich immer wieder nach Neapel dachte. Goethe war nach seiner Art ganz stille und machte nur, „wenn's gar zu toll wurde, große große Augen." Bei trübem Wetter bestieg er am 2. März den Vesuv, recognoscierte den Berg, dessen Gipfel umwölkt war, einstweilen um ihn, sobald das Wetter gut werde, förmlich zu belagern. An Gesellschaft fehlte es in Neapel nicht, nicht an Zerstreuung, auch nicht an neuen Blicken. Durch Filan-

gieri lernte er Gian Battista Vico's Schriften kennen, in denen er (später) vorgeahnt fand, was deutsche Wißenschaft in der Folge unabhängig erkannte. Goethe meint, indem er das Sibyllinische dieser Schriften und die Verehrung der vorschauenden Anhänger des Philosophen erwähnt, den Deutschen werde einst Hamann ein gleicher Codex von Vorahnungen des Guten und Rechten werden, das einst kommen solle oder sollte! — Am 6. März bestieg er mit Tischbein den Vesuv. Er besuchte Pompeji, sah Hackert arbeiten, dessen Landschaften er zuerst am Hofe in Gotha hatte kennen lernen, und schaute den Stellungen der hamiltonschen Miß Harte zu, bei denen der alte Ritter das Licht hielt.

Die Fülle der Anschauungen, die Goethe in Neapel aufnahm, versuchte er manchmal zu faßen, aber er vermocht' es nicht; wenn er Worte schreiben wollte, standen ihm immer Bilder vor Augen, des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftigen Inseln, des rauchenden Berges — die Welt öfnete sich immer mehr, außen und innen, auch alles was er schon lange wuste wurde ihm erst eigen, nun ihm die Worte zu ihren Gegenständen wurden. Viel faßte er zusammen zu bleibendem Gut und er konnte versichern, daß er viel zurückbringen werde, auch viel Vaterlandsliebe und Freude am Leben mit wenigen Freunden. Je mehr die Straßen vom lauten Leben tobten, desto ruhiger wurd' er. Aber er hielt es nicht an der Zeit, im Verharren zu genießen, er bedurfte des schnellen Auffaßens und der Weite. Sein Streben zog ihn nach Sicilien hinüber. Der Maler Kniep begleitete ihn, als er am 29. März die Reise antrat. Während der Seekrankheit begann er die Umarbeitung der beiden ersten Acte des Tasso; sie gelang so gut, daß er mit der Hauptsache fertig war, als das Schiff am 2. April mit Not und Anstrengung in den Hafen von Palermo einlief. Er findet nicht Worte, um die Reinheit der Contoure, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Erde und Meer auszudrücken. Wer es gese-

hen, habe es auf sein Leben gesehen. Dunstige Klarheit schwebte um die Küsten; die Maulbeerbäume standen im frischen Grün neben dem Immergrün der Oleander und Citronenhecken; die Luft war mild und wolriechend, der Wind lau. Der Mond gieng dazu voll hinter einem Vorgebirge herauf und schien ins Meer. Die Natur so unendlich rein und schön und daneben die unschöpferische Willkür des Menschenwerkes wie es in dem Schloße des Prinzen Pallagonia fratzenhaft und widersinnig aus allen Winkeln hervorblickte und Knieps Künstlersinn wie ein Tollhaus zur Verzweiflung trieb, während Goethe es zu „schematisieren" suchte. Auch die Familie Cagliostro's machte er ausfindig und da ihre Dürftigkeit und Rechtlichkeit ihn erbarmte, sorgte er später für Unterstützung, die als vom Sohne gesandt mit heißem Danke aufgenommen wurde. — Die reizende Insel hatte ihn an das Phaeakeneiland erinnert, dies an Homer; er kaufte ein Exemplar, las seinem Begleiter die Rhapsodie frei übersetzend vor und dachte dem Plane nach, wie der Geschichte der Nausikaa eine dramatische Seite abzugewinnen sei. Er verzeichnete den Plan und konnte nicht unterlaßen, einige Stellen, die ihn besonders anzogen zu entwerfen und auszuführen. In die dichterischen Träume drängten sich Gespenster. Die Urpflanze, von der er schon aus Neapel meldete, daß er bald mit ihr zu Stande sei (vierzig Jahr später lernte er erst die Spiraltendenz der Vegetation kennen) meinte er hier finden zu müßen; die Vergeblichkeit des Bemühens presste ihm den Seufzer ab, warum wir Neueren doch so zerstreut und zu Forderungen gereizt seien, die wir nicht erreichen noch erfüllen können! Es schien ihm dann wol das Einfachste zu sein, was man denken möge. Den Hauptpunkt, wo der Keim stecke, habe er ganz klar und zweifellos gefunden, alles übrige, bis auf einige Punkte, sehe er auch schon im Ganzen. Seine Urpflanze werde das wunderlichste Geschöpf von der Welt (oder auch nicht von der Welt) werden, um das ihn die Natur selbst beneiden solle; mit diesem Mo-

dell und dem Schlüssel dazu könne man dann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die nicht etwa malerische Schatten und Scheine seien, sondern innerliche Wahrheit und Notwendigkeit hätten. Er verstieg sich in seiner Schöpferlaune bis zu der Versicherung, dasselbe Gesetz werde sich auf alles übrige Lebendige anwenden laßen. Wieder dann, unter Taormina am Meere in einem verwilderten Bauerngarten auf Orangenästen sitzend, dachte er den Plan der Nausikaa weiter, eine dramatische Concentration der Odyssee, und er hielt sie nicht für unmöglich, wenn man den Grundunterschied des Dramas und der Epopöe recht ins Auge faße. Die Rosen blühten und die Nachtigallen sangen darein: aber Nausikaa ist nicht in Form gebannt wie sie damals vor des Dichters träumerischen Augen stand. Er arbeitete den größten Teil bis auf das letzte Detail im Geiste durch, schrieb aber nach seiner Gewohnheit nichts davon auf und vermochte später nur schattenhafte Erinnerung zurückzurufen.

Am 16. Mai war er nach gefährdevoller Seefahrt wieder in Neapel, wo er den Monat hindurch blieb, das geschäftig genießende Volksleben studierte und zu Anfang Juni kurz vor der Abreise noch einen prächtigen Ausbruch des Vesuv erlebte. Am 3. Juni fuhr er durch das unendliche Leben der unvergleichlichen Stadt, die er nicht wiedersah, halb betäubt hinaus, vergnügt jedoch, daß weder Reue noch Schmerz hinter ihm blieb. Kniep, den er zurückließ, gelobte er auch in der Ferne seine beste Vorsorge. Den 6. Juni war er wieder in Rom, wo er Tischbein noch wiederfand, der ihn glücklich portraitierte, während Angelica Kaufmann sich vergebens an ihm versuchte; es wurde ein hübscher Bursche aber keine Spur von ihm. Er nahm den oft unterbrochenen Egmont wieder auf, der nun (11. Aug.) in Rom vollendet wurde, gerade als die Zeitungen ähnliche Scenen aus Brüssel berichteten, wie die, welche er vor zwölf Jahren aufgeschrieben hatte, so daß man, dachte er, alles für ein Pasquill halten möge. Dabei wurde fleißig gezeichnet

und illuminiert. Seine Vorstellung, sein Gedächtnis füllten sich voll unendlich schöner Gegenstände. Er faßte den guten Vorsatz, zwei Grundfehler, die ihn sein Leben hindurch gepeinigt und gehemmt hatten, zu verbeßern. Der eine war, daß er das Handwerk einer Sache, die er treiben wollte oder sollte, nicht lernen mochte, woher es denn gekommen, daß er, bei so viel natürlicher Anlage, so wenig gemacht und gethan. Der andre, daß er nie auf eine Arbeit oder ein Geschäft so viel Zeit wenden mochte, als dazu erfordert wird. Er genoß die Glückseligkeit, in kurzer Zeit sehr viel denken und combinieren zu können; die schrittweise Ausführung wurde ihm nojos und unerträglich. Alle Künstler — zunächst hatte er bei jenen Fehlern nur seine hartnäckig beanspruchte Künstlerschaft im Auge — alle, alt und jung, halfen ihm sein Talentchen zuzustutzen und zu erweitern. In der Perspective und Baukunst rückte er vor, auch in der Composition der Landschaft. An den lebendigen Conturen hiengs noch; da blieb ein Abgrund, doch, meinte er, wäre mit Ernst und Application auch hier weiter zu kommen. Wie immer trieb er wieder zu viel; seine größte Freude war, daß sein Auge sich an sichern Formen bildete und sich an Gestalt und Verhältnis leicht gewöhnte, wobei sein alt Gefühl für Haltung und Ganzes recht lebhaft wiederkehrte. Er versuchte es wieder mit der menschlichen Figur; da es mit dem Zeichnen nicht glückte, entschloß er sich zum Modelliren; alle seine physiognomischen Kunststückchen, die er aus Pik auf Lavater den Propheten in den Winkel geworfen, suchte er wieder hervor, und sie kamen ihm, meinte er, gut zu passen. Er verhelte sich indes nicht, daß seine Bestrebungen nur für ihn Wert haben könnten; nicht Künstler wollte er werden, um zu wetteifern oder Schau zu bieten; er wollte es in der Kunst so weit bringen, daß alles anschauende Kenntnis werde, nichts Tradition oder Name bleibe. Dies Ziel hielt er fest, auch als Mahnungen aus der Heimat kamen, abzubrechen und zurückzukehren. Man wurde in Weimar ungeduldig über den

Entflohenen; es liefen Gerüchte um, er werde gar nicht wiederkommen, gar nicht mehr in Weimar bleiben können. Der Herzog hatte ihm schon am 30. März „einen sehr langen Brief" geschrieben und war auf die Antwort neugierig „Diesem Menschen scheints gewaltig wol zu gehen, äußerte er gegen Knebel, und jetzt in seinem Alter hat er die Gewalt über sich, sich's nicht woler werden zu laßen als sichs geziemt." Was Goethe auf die Mahnung des Herzogs, die Gewalt zum Aufhören im Genuß über sich zu üben, geantwortet hat, ist noch nicht bekannt. Er war nicht gleichgültig dagegen, aber er blieb fest bei seinem Sinn und nahm auch die Möglichkeit hin, daß er ein isoliertes privates Leben werde führen müßen, wobei er den Reichtum, den er gesammelt, hoch genug anschlug, so daß er mit Nachholen und Vereinigen für zehen Jahre keine Ruhe sah. So ernsthaft nahm der Herzog denn doch die Sache nicht. Er hieng fester an Goethe als dieser an ihm; er wünschte den Freund wiederzuhaben, nicht ihn gänzlich zu verlieren. Man ließ ihn gewähren, gab den ganzen Winter und dann auch noch den halben Sommer des nächsten Jahres in den Kauf. Goethe muste in Weimar leicht zu ersetzen oder eine lange Trennung muste ihm wie eine Lebensbedingung unausweichliche Not geworden sein. Daß der Ersatz für ihn auf die Dauer nicht gefunden wurde, zeigt das über allen Vergleich große Benehmen des Herzogs gegen ihn; es bleibt also nur der zweite Fall übrig und wenn man ihn gelten zu laßen nicht umhin kann, wird daran erst recht augenfällig, wie wenig Befriedigung und wahren Gewinn die weimarschen Jahre ihm bisher geboten hatten und wie irrig die Ansicht ist, als habe er das Opfer, zu dem ihn jugendlicher Lebensmut und Ehrgeiz führten, nicht zu theuer gebracht. Was er auch auf dem kleinen Welttheater gewonnen an Umblick und Einsicht, er würde es in jeder andern seiner Künstlernatur gemäßen Lage, zu der er sich aus jeden Druck und durch alle Schranken durchgearbeitet hätte, auch gewonnen haben. Als er Ende October die italienische Reise bis Weinheim

und Heidelberg zurückgelegt, dem Wunsche seines Vaters gemäß, war er 26 Jahre alt und wie bedeutend war damals seine Stelle in der Literatur. Was hatte er seitdem zu diesem Ruhme hinzugethan? — Es ist müßig, über geschichtliche Alternativen zu streiten, aber zweifellos deutlich war es Goethe selbst, daß sein Leben in Weimar kein Schritt auf der geraden Bahn, allenfalls auf einem Umwege, gewesen und daß das Verlorne nur mit Mühe einzubringen sei. Die Einzelheiten seines zweiten römischen Aufenthalts, seines dilettantischen Strebens in einsiedlerisch bewegter Zurückgezogenheit, mögen in seiner eignen Schilderung gelesen werden. Uns zieht der Dichter, der sich immer mehr vorherrschend geltend machte und immer gesammelter hervortrat, näher an, als der geduldete Schüler der Maler und Bildner, von denen ihm trotz seines halben Incognitos keiner reinen Wein schenken mochte.

Nachdem er Egmont am 5. Sept. 1787 bis auf Titel und Personenverzeichnis wirklich vollendet und an Herder gesandt hatte, der das Stück Anfang Dec. abschreiben ließ, gieng er an die Umarbeitung des alten, noch aus der Frankfurter Periode stammenden Singspieles Erwin und Elmire und suchte mehr Leben und Interesse hineinzubringen. Den Dialog warf er ganz weg, da er ihn äußerst platt fand, „eine Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei.“ Die „artigen Gesänge,“ auf denen sich alles drehte, blieben natürlich. Unter der Arbeit überraschten ihn die vier ersten Teile seiner bei Göschen gedruckten Schriften. Es war ihm sonderbar zu Mute, daß diese vier zarten Bändchen, die Resultate eines halben Lebens, ihn in Rom aufsuchten. Er „konnte wol sagen, daß kein Buchstabe drin sei, der nicht gelebt, empfunden, genoßen, gelitten, gedacht wäre, und sie sprachen ihn nun alle desto lebhafter an.“ Doch gieng es wieder munter an die Kunst; den ganzen Tag, bis in die Nacht wurde gezeichnet, gemalt, getuscht, geklebt, Handwerk und Kunst recht ex professo getrieben, Abends wurden die Villen im Mondschein besucht und sogar im Dunkeln die frappantesten

Motive nachgezeichnet. Es fehlte nur die Zeit des Vollendens. „Die Vollendung liegt nur zu weit, wenn man weit sieht.“ Was hätte er ohne Zersplitterung leisten können, auf das eine von ihm undankbar geschmähte Organ, das ihm vor allen Lebenden die Natur geschenkt, auf die Sprache seine ganze Kraft sammelnd und doch wieder, wie tief wurzelt sein Vollendetes in dieser lebensvollen Ausweitung seiner künstlerischen Natur! Es that ihm leid, aber er entschloß sich doch, die bildende Kunst zurückzusetzen, um mit seinen dramatischen Arbeiten fertig zu werden. Außer den zwei schweren Steinen, Faust und Tasso, die er nicht vergebens zu wälzen hofte, wartete Claudine auf ihn; sie wurde so zu sagen ganz neu ausgeführt und die alte Spreu seiner Existenz herausgeschwungen. Im Februar 1788 war die Umarbeitung vollendet (am 9. Febr. an Herder abgesandt), mit Kaysers Beistand sorgfältig für Componisten und Acteurs eingerichtet, doch „auch fürs Lesen.“ Einen Einblick in das damalige römische Leben, eben nach Schluß des Carnevals, gibt ein Brief an Fritz Stein: „Unsere kleine Haushaltung geht recht ordentlich. Kayser componiert die Symphonie, die Lieder und Zwischenspiele zu Egmont; Schütz von Frankfurt malt ein Bild und zeichnet mancherlei, Bury von Hanau, sonst Fritz der Zweite, macht Zeichnungen nach Michael Angelo in der Capelle Sixtina. Unsere Alte kocht, unser Alter, der Vater von Filippo, schleicht herum, die hindernde Magd schwätzt mehr als sie thut, ein Bedienter der ein Exjesuit ist, beßert die Röcke aus und wartet auf, und das Kätzchen bringt viele Lerchenköpfe, die oft gegeßen werden. Vor einigen Abenden, da ich traurige Gedanken hatte, zeichnete ich mein Grab bei der Pyramide des Cestius, ich will es gelegentlich fertig tuschen.“ Er ahnte nicht, daß an der Pyramide des Cestius, dem stillen Ruheplatz der Protestanten, einst ein Goethe die letzte Rast finden solle.

In stiller und reiner Stimmung wurde er immer wieder auf die unabweisliche, unerfreuliche Erkenntnis geführt, daß er ein

bildender Künstler weder sei noch werde. Um sich nicht selbst wehe zu thun meinte er, der sein halbes Leben damit vertändelt hatte, er sei für die Kunst zu alt, und um doch forttändeln zu können, dachte er weiter, ob er ein bischen mehr oder weniger pfusche, gelte gleich. Aber die immer wiederkehrende Warnehmung hatte doch so viel gewirkt, daß er den längeren Aufenthalt in Rom, den er früher fest, beinahe hartnäckig behauptet hatte, zu entbehren willig geworden war, „jedem Ruf bereit und ergeben.“ In Erwartung des Rufes setzte er sich die Umarbeitung des Tasso vor. Was dastand schien ihm unbrauchbar und doch auch nicht ganz zum Wegwerfen. In dieser Not konnte niemand raten und helfen. „Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben!“ Doch gerade bei diesen Schwierigkeiten wurde es ihm täglich deutlicher, daß er eigentlich zur Dichtkunst geboren war und daß er die nächsten zehn Jahre, die er sich höchstens zum Arbeiten noch gab, dies Talent ausbilden und noch etwas Gutes machen sollte, da ihm das Feuer der Jugend manches ohne großes Studium habe gelingen laßen. Seine kleinen Gedichte, die er in eine gewisse Ordnung zu bringen gesucht, nahmen sich ihm wunderlich aus. Die Gedichte auf Hans Sachs und Miedings Tod, mit denen er den letzten Band der Schriften zu schließen beabsichtigte, könnten, meinte er, statt Personalien und Parentation gelten, wenn sie ihn indessen bei der Pyramide des Cestius zur Ruhe brächten. Den Faust nahm er im März 1788 wieder auf; er machte den Plan und hoffte, daß ihm die Operation geglückt sei. Es sei natürlich ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor fünfzehn Jahren ausschreiben, es solle nichts dabei verlieren, besonders da er jetzt den Faden wiedergefunden zu haben glaube. Bis dahin hatte er sich also nicht wieder darum bemüht und die Frankfurter Arbeit hatte die weimarsche Zeit unverändert durchdauert. Auch was den Ton betreffe, war er getröstet; eine neue Scene die er ausgeführt, unterscheide sich von den alten nur durch das neue Papier. Es ist die in das zuerst

gedruckte Fragment noch mit aufgenommene Hexenküche, die er im Garten der Villa Borghese schrieb, man hätte eher meinen sollen im Schloß des Prinzen Pallagonia, da sie sich von den übrigen Scenen etwa wie jenes von der unendlichen Schönheit der Natur unterscheidet. Er meinte aber doch durch die lange Ruhe und Abgeschiedenheit so ganz auf das Niveau seiner Existenz zurückgebracht, vielmehr wieder gehoben zu sein, daß er sich in den alten Blättern unverändert wiederfand, die wie das Fragment eines alten Codex aussahen, gelb von der Zeit, vergriffen, mürbe und an den Rändern zerstoßen. Die Hauptscenen waren gleich so ohne Concept hingeschrieben. Hatte er sich damals in eine frühere Welt mit Sinnen und Ahnen versetzt, so muste er sich jetzt in eine selbst gelebte Vorzeit wieder versetzen. Auch der Plan zum Tasso war in Ordnung. Künstlers Erdenwallen sollte neu ausgeführt und dessen Apotheose neu hinzugethan werden. Zu diesen Jugendeinfällen hatte er nun erst die Studien gemacht und alles Detail war ihm recht lebendig. Bei der Anordnung der kleinen Gedichte ließ er sich Herders zerstreute Blätter zum Muster dienen und hoffte eine Art gefunden zu haben, die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen. Daneben speculierte er, von der gewohnheitsmäßigen Technik der Künstler in der Farbengebung wenig erbaut und diese Seite der Kunst auf die Gesetze der Natur zurückverfolgen geneigt, allerlei über Farben und diese Speculationen lagen ihm sehr an, weil das der Teil war, von dem er bisher am wenigsten begriff. Mit einiger Uebung und anhaltendem Nachdenken werde er, wie er hoffte, auch diesen schönen Genuß der Weltoberfläche sich zueignen können. Der Verkehr mit den Künstlern war fortdauernd lebhaft; drei vier kamen täglich auf sein Zimmer, deren Anmerkungen er nutzte, unter denen jedoch genau besehen Heinrich Meyers Rat und Nachhülfe ihn am meisten förderte. Hier knüpfte sich das Verhältnis, das wie jenes mit Moritz noch längere Jahre von lebendiger Nachwirkung

Zeugnis hinterlaßen hat: „Moritz, Meyer und Bury (der nach Düntzers Vermutung der dritte war) mögen, meinte er, die drei Personen sein, die mein Abschied aus Rom innigst betrübt, die nie wiederfinden mögen, was sie an mir beseßen, die ich mit Schmerz verlaße." Das Ende rückte heran, der erwartete Ruf aus Deutschland war gekommen und ganz wie ihn Goethe gehofft hatte. Er dankte dem Herzoge, daß er ihm diese köstliche Muße gebe und gönne. Da doch einmal sein Geist von Jugend auf diese Richtung genommen, so würde er niemals haben ruhig werden können, ohne das Ziel zu erreichen. Sein Verhältnis zu den Geschäften sei aus dem persönlichen zum Herzoge entstanden; er möge nun ein neues Verhältnis zu ihm nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen laßen. Er dürfe wol sagen, daß er in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit sich selbst wiedergefunden und zwar als Künstler. Was er sonst noch sei, werde der Herzog beurteilen und nutzen, der durch sein fortdauernd wirkendes Leben jene fürstliche Kenntnis immer mehr erweitert und geschärft habe, wozu die Menschen zu gebrauchen seien. Dieser Beurteilung unterwerfe er sich gern. Frage ihn der Herzog über die Symphonie, die er zu spielen gedenke, so wolle er gern und ehrlich jederzeit seine Meinung sagen. „Laßen Sie mich an Ihrer Seite das Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft wie eine neu eröffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht da oder dorthin zu leiten sein. Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wol als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag. Ja ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun laßen, was niemand als ich kann, und das übrige andern auftragen. Ihre

Gesinnungen, die Sie mir in Ihrem Briefe zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: Herr hier bin ich, mache aus deinem Knecht was du willst." Der Herzog bewährte, was er bei der Ernennung Goethes im J. 1776 zum Legationsrat den Eltern nach Frankfurt hatte schreiben laßen, daß jede andre Stellung als die eines Freundes unter Goethes Werte sei. Schon unterm 11. April 1788 war der Geheime Assistenzrat Schmid, nachdem Goethe seines bisherigen Geschäftskreißes überhoben, zum Kammerpräsidenten ernannt worden. Im Conseil hatte Goethe, so oft es ihm beliebte, den für den Landesherrn bestimmten Seßel einzunehmen; nur die Bergwerkscommission behielt er, wie Schiller, der freilich nicht immer gut Bescheid wuste, erfahren hatte, als eine bloße Liebhaberei noch bei. In Wahrheit hatte er die Stellung eines Freundes Karl Augusts und nur die Institute der Wißenschaft und Kunst waren seiner besondern Anteilname und obern Leitung vorbehalten. Daß er der wirklich einflußreichste und mächtigste Mann nach dem Herzoge war, ergab sich einfach aus dem unbedingten Vertrauen, das ihm dieser schenkte und das er während Goethes Abwesenheit zwischen Herder und Knebel hatte teilen müßen. Nachdem Goethe sein Verhältnis auch von dieser wichtigsten Seite gelichtet wuste, rüstete er sich, gegen Ende April Rom zu verlaßen. Er vergegenwärtigte sich den ganzen Aufenthalt noch einmal. Er hatte sich selbst zuerst gefunden, war zuerst übereinstimmend mit sich selbst glücklich und vernünftig geworden; jeder Tag mehrte sein Glück, gab seinem Vergnügen Zuwachs, und wenn es traurig scheinen mochte, daß er eben scheiden sollte, da er am meisten verdiente zu bleiben, so war es doch wieder eine große Beruhigung, daß er so lange hatte bleiben können, um auf diesen Punkt zu gelangen. Wie einst Ovid mit trauriger Seele der Nacht gedachte, die für ihn die letzte in der römischen Stadt ward, schied auch Goethe mit innigen Schmerzen, deren

zarten Duft er zu verscheuchen fürchtete, wenn er ihnen Worte liehe. Doch gar bald drang sich ihm auf, wie herlich die Ansicht der Welt sei, wenn man sie mit gerührtem Sinn betrachte. Er ermannte sich zu einer freieren poetischen Thätigkeit. Der Gedanke wurde an Tasso angeknüpft und er bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die ihm in diesem Augenblick zunächst lagen. Den größten Teil seines Aufenthaltes zu Florenz verbrachte er in den dortigen Lust- und Prachtgärten; dort schrieb er die Stellen, die ihm noch nach Jahren jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückriefen. Dem Zustand der geschilderten Lage schreibt er jene Ausführlichkeit zu, mit der das Stück teilweis behandelt ist und durch diese Erscheinung auf dem Theater beinahe unmöglich wurde. Wie mit Ovid dem Locale nach, so konnte er sich mit Tasso dem Schicksal nach vergleichen. Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Diese Stimmung verließ ihn nicht auf der Rückreise trotz aller Zerstreuung und Ablenkung und, als ob harmonische Umgebungen ihn immer begünstigen sollten, schloß sich nach seiner Rückkunft (am 18. Juni 1788) das Ganze bei einem zufälligen Aufenthalte zu Belvedere (20. Mai bis 7. Juni 1789), wo so viele Erinnerungen bedeutender Momente ihn umschwebten.

Neue Werke hatte Goethe in Italien nicht geschaffen, das einzige kleine Stück Künstlers Apotheose ausgenommen, in das er teils die Erfahrungen verarbeitete, die er als Kunstschüler durch sich und den Mund andrer in Rom gemacht hatte, und teils die Anerkennung, die den Meister nach dem Tode hebt, als Schlußbild fügte. Nach der Rückkehr schrieb er den Stammbaum Cagliostros und die Schilderung des römischen Carnevals, dem er erst beim zweiten Aufenthalt in Rom Geschmack abgewonnen hatte. Die so genannten römischen Elegien, die schon 1788 in Rom mehr aus der Phantasie als aus rückblickender Er-

fahrung geschrieben sein sollen, haben mit Rom wol nichts als das benutzte Local gemein und fallen in die nächstfolgende Zeit. Neues hat Goethe nicht geschaffen, aber sich selbst hatte er neu geschaffen und die edelsten Werke seiner letzten Zeit, die in Weimar vergebens nach vollendeter Form gestrebt hatten, mit sich zu gleicher Höhe emporgehoben. Er verließ die charakteristische und stieg zur idealen Kunst. Die beiden unsterblichen Schöpfungen dieses Höhepunktes seiner dichterischen Entfaltung waren Iphigenie und Tasso und ein Versuch am Egmont, der aber scheitern muste, weil die Anlage des Ganzen so innig mit der charakteristischen Kunst verwachsen war, daß eine teilweise Einwirkung der idealischen eine Grundbedingung aller Kunst, die Harmonie, aufhob. In die vollendete Charakteristik, die mit lauter möglichen, zum Teil historischen Zügen geführt wird und durchweg auf irdischem Grunde ruht, drängt sich plötzlich das Traumgesicht einer himmlischen, mit den Attributen der Freiheit winkenden, von Musik begleiteten Erscheinung, die verklärte Gestalt eines Mädchens, das seiner zweideutigen Rolle eben auf der Bühne mit Gift ein Ende gemacht hat. Von der sittlichen Seite ganz abgesehen tritt der Gedanke an diese Vision so sehr aus der überall innegehaltenen realistischen Natur des Egmont in die Phantastik hinüber, fällt so sehr aus der wirklichen Welt der übrigen Dichtung, daß Schiller sie mit vollem Fuge ein salto mortale in die Opernwelt nennen durfte. Wie es scheint bediente sich Goethe erst spät dieser Wendung, um die für Mitgefühl sonst wenig geeignete Person seines Egmont „um einen Grad höher zu schrauben." Es ist wieder Schiller, der den Grundmangel des Stücks treffend hervorhob. Er bemerkt, daß der dramatische Dichter wol befugt sei, die historische Treue hintanzusetzen um das Intereße an seinem Gegenstande zu heben, nicht um es zu schwächen, und er führt aus, wie sehr gegen den durch Sorge um seine Familie zurückgehaltenen und dadurch dem Verderben verfallenden Egmont der Geschichte der goethesche Egmont

verlieren muste, dessen Uebermaß von leichtsinniger Sorglosigkeit nicht geeignet sei, Mitleiden zu erwecken. „Man ist nicht gewohnt, das Mitleiden zu verschenken.“ Schillers Ausführung, wie viel menschlich ergreifender das Schicksal Egmonts hätte werden müßen, wenn die historische Person in das Stück eingeführt wäre, war unbefangen und absichtslos, rein der Ausfluß seiner sittlichen Natur, muste aber gerade damals auf Goethe einen abstoßenden Eindruck machen, da viele Züge aus dem Verhältnis Egmonts zu Klärchen auf seinen eignen Zustand passten und die Bemerkungen Schillers über Goethes Composition diesen selbst berührten. Es hat denn freilich auch nicht an Lobrednern gefehlt, die da meinen, wenn zur Charakteristik des lebensfreudigen Grafen die Liebe einmal notwendig gewesen, so habe er zugleich nur ein Bürgermädchen lieben können, denn in diesem Verhältnis komme die Sympathie Egmonts für das Volk, für die Bürger zur reellen Erscheinung; die Einheit des freien niederländischen Geistes in allen seinen Kindern, hohen wie niedern, werde in dieser Liebe anschaulich. Das Volk, die Bürger werden für solche Sympathien des Grafen wenig erkenntlich sein, und es muß eine wunderliche Einheit des freien Geistes sein, wenn sie sich in der Liebelei eines hochadligen Herrn zu einem solchen Mädchen, das er nie zu ehelichen denken kann, anschaulich machen soll. Diese Clare, die selbst Schiller lobt, ist überhaupt eine unglückliche Mischung von Kind und Heroine, von Dirne und Engel; eine dankbare Theaterfigur, aber dichterisch eine traurige Creatur, die weder sittlich noch menschlich ein Wolgefallen aufkommen läßt. Egmont war im Wesentlichen schon 1775 fertig, Volks- und Cabinetsscenen lagen vor und wurden 1782 nur entschiedner in die Einzelheiten der Charakteristik durchgearbeitet; auf dem Standpunkte, den Goethe in Italien gewonnen hatte, genügte ihm das Vorhandne wie es war nicht völlig mehr, es war aber zu selbstständig, um einer gründlichen durchgreifenden Umarbeitung

sich zu fügen. Er zog die alten Götter nur leicht durch den idealischen Aether, und dabei litten sie.

Euripides hat eine Iphigenie in Aulis und eine zweite in Tauris gedichtet; die letzte regte Goethen zu seiner Iphigenie an. Bei Euripides bildet die Entführung des Götterbildes der Artemis den Stoff. Iphigenie, die von Mykene unter dem Vorwande weggelockt worden, um mit Achill vermählt zu werden, war vom eigenen Vater Agamemnon der Artemis dargebracht. Ihr Opfer sollte die von der Göttin gehemmte Fahrt der Griechen zur Wiedergewinnung der Helena möglich machen. Die Göttin hatte eine Hirschkuh untergeschoben und Iphigenie nach Tauris entführt, wo sie als Priesterin dient. Unwißend wie es daheim um die Helden und im Vaterhause steht, verwaltet sie ihr Amt, die Blutopfer der Göttin zu weihen, voll grimmiger Erbitterung gegen den Vater und mit dem brennenden Wunsche, daß unter den Gefangenen ihr einst Menelaos und Helena, um die sie geopfert worden, unter die zum Tode weihende Hand kommen möchten. Nächtliche Träume auf den Untergang ihres Bruders Orest deutend tritt sie heraus und verhärtet sich in ihren Rachegedanken gegen die Hellenen, von deren Blut die Seiten des Opfersteines kleben. Als sie die Bühne verlaßen treten Orest und Pylades auf, und beschauen den Tempel, aus dem sie dem Orakelspruch gemäß das vom Himmel gefallene Bild der Göttin entführen sollen. Da die Thorflügel fest sind, beschließen sie, im Dunkel der Nacht einzusteigen, um das Geheiß des Gottes zu erfüllen. Rinderhirten entdecken beide am Gestade, der eine von den Erinnyen verfolgt ruft den andern bei seinem Namen Pylades. Beide werden nach langem Kampf und Ringen gefangen genommen und ein Rinderhirt, der diesen ganzen Hergang erzählt, kommt, um der Priesterin das bevorstehende neue Opfer zu melden. Iphigenie fragt die Fremdlinge, die sie als Hellenen erkennt, über die Schicksale des Volkes aus und hört mit gesteigerter Erbitterung, daß Helena mit Menelaos nach Sparta

heimgekehrt; mit Freuden, daß Kalchas, der das Opfer geraten, und Achill, dessen Name sie verlockt hatte, beide todt sind und Odysseus verschollen ist. Der Mord des Vaters und der Mutter preßt ihr einen Seufzer aus. Mit Freude hört sie durch Orest, der sich für Pylades ausgibt, daß ihr Bruder Orest lebe. Sie verspricht ihm das Leben, wenn er ihr einen Brief nach Mykene befördern wolle. Orest verzichtet zu Gunsten seines Freundes auf das Geschenk des Lebens, und Iphigenie, mit dem Tausche zufrieden, übergibt dem namenlosen Pylades den Brief; er muß schwören, denselben getreu zu bestellen, sie dagegen, ihn lebend zu entlaßen. Als der Doppelschwur geleistet, macht Pylades die Bedingung, wenn er bei einem Schiffbruche sich etwa rette und den Brief verliere, so müße er seines Schwures ledig sein. Iphigenie hält es für die Möglichkeit dieses Falles geraten, ihm den Inhalt des Briefes vorzulesen, wobei sich findet, daß er an Orest gerichtet ist und diesen auffordert, Iphigenien aus Tauris zu befreien. Pylades nimmt den Brief, den er, wie er sagt, gleich hier an Orest bestellen könne, denn der Fremdling sei Orest. Die Geschwister erkennen sich durch Erinnerungen an Gewebe, die Iphigenie gewirkt, und an dem Warzeichen eines im Frauengemach zu Mykene versteckten Speeres. Alle drei ersinnen nun, als Iphigenie den Zweck der Fahrt kennen gelernt, die List, das Bildnis der Göttin unter dem Vorwande, daß es durch die Berührung der Blutschuldigen entweiht sei und im Meere entsühnt werden müße, zu entführen und damit nach Hellas zu fliehen. Iphigenie beredet den König Thoas, der ihr in allem willig glaubt und recht gibt, die Thore der Stadt zu schließen und den entweihten Tempel mit heiliger Flamme selbst zu reinigen, während sie in geheimer Stille die Entsühnung des Bildes und der Opfer vollbringe. Bald kommt ein lärmender Bote, einer aus den mitgesandten Tempeldienern, der berichtet, wie die Sühne nur als Vorwand habe dienen sollen, das heilige Bild und die Opfer über das Meer zu entführen; der Betrug sei zeitig entdeckt, das Schiff, dem das Meer

feindlich und hindernd entgegen gewesen, sei angehalten und harre in der Bucht des königlichen Urteils. Der erzürnte König gebietet, die trügerische Genoßenschaft zur Strafe zu ziehen, worauf Pallas erscheint, ihm Einhalt thut und die Hellenen in die Heimat entläßt. Thoas fügt sich dem Göttergeheiß und gelobt, auch den Chor der Hellenen in die Heimat zu entsenden. — Der Stoff ist ganz äußerlich erfaßt, die Behandlung geht durchweg auf Intrigue hinaus und wird in der Briefscene zum lächerlichsten Poßenspiel. Kein Pariser Komödienschreiber brauchte sich der Neckerei dieses Auftrittes zu schämen. Kein deutscher Schauspieldichter des XVI. Jh. hätte den Stoff simpler und kunstloser behandelt als Euripides. Goethes Iphigenie hat mit der des Griechen kaum mehr als den Namen gemein. Die tiefe innerliche Durcharbeitung des Stoffes verhält sich fast gegensätzlich zu der euripideischen Dialogisirung einer Begebenheit. Aus der kalten Ferne sind die erstarrten Mythenbilder in die warme Nähe lebendiger Menschlichkeit gerückt. Ein furchtbares Geschick, das über das Geschlecht des Tantalus hereingebrochen und in Mord und Brudermord, Blutschande und Gattenmord, Ehebruch und Muttermord fortgenährt worden, wird durch die vollendete Sittlichkeit eines reinen Weibes gesühnt. Die schuldlos entrückte Iphigenie ist, während daheim Verbrechen und Fluch fortwüten, in Tauris rein geblieben, hat die barbarischen Scythen der blutigen Sitte des Menschenopfers entwöhnt und im milden Walten Segen über die rauhe Küste verbreitet. Der König Thoas, der in ihr bald die Liebe einer Tochter, bald die Neigung einer Braut zu sehen meinte, wirbt um sie. Die Hofnung, einst zur Heimat zurückzukehren, hat Iphigenien nie verlaßen; um dem Verlangen des Königs zu entgehen, dessen Erfüllung sie an Tauris feßeln würde, enthüllt sie ihm das Greuelgeschick ihres Hauses. Der König bleibt dennoch bei seiner Werbung, und als die Priesterin ihm keine Hofnung gibt, gebietet er, die der Göttin mit Unrecht vorenthaltenen Opfer wieder anzustellen; zwei Fremde, die in den Hölen des Ufers

gefunden worden, sind die ersten, mit denen Iphigenie den Dienst beginnen soll. Es sind Orest und Pylades. Von letzterem, der wie Ulysses im Teuschen nie verlegen ist und sich für Cephalus, den Sohn des Adrast, seinen Gefährten für seinen mit Brudermord belasteten, von den Furien verfolgten Bruder Laodomas ausgibt, erfragt Iphigenie das Schicksal der Hellenen. Sie hört, daß Troja gefallen, Achill mit seinem schönen Freunde zu Staub geworden, daß Agamemnon bei der Heimkehr von Klytemnestra und Aegisth teils um die eigne Schuld zu verdecken, teils um das Opfer der Iphigenie zu rächen, gemordet sei. In tiefster Erschütterung entweicht die Unglückselige, die sich schuldlos und fern dennoch in das Fluchgeschick ihres Hauses verwickelt sieht. Von Orest erfährt sie das Ende Klytemnestras und sein eigenes den Furien verfallenes Geschick; zu groß und offen für Teuschung, zerstört er die Fabel des Pylades und gibt sich als Orest zu erkennen. Als Iphigenia ihm sagt, daß er in der Priesterin die Schwester finde, entsetzt es ihn, in der Schwester die Priesterin zu finden, deren Hand bestimmt sei, das furchtbare Schicksal der Atriden durch Brudermord zu vollenden. Nach leidenschaftlicher Aufregung sinkt er in Ermattung; die Sühne des auf ihm lastenden Fluches ist über ihn gekommen, da er seine Schuld bekannt hat; als Iphigenie und Pylades ihn wieder zum Leben wecken, haben ihn die Furien verlaßen. Aber Iphigeniens reine Seele beginnt sich zu trüben; sie hat sich von Pylades bereden laßen, den König zu teuschen: die Gegenwart des von den Furien verfolgten Fremdlings habe das Heiligtum entweiht; das Bild der Göttin müße im Meer gebadet und gesühnt werden. In tiefster Bewegung ist sie auf dem Punkte, dem alten Haß ihres Hauses gegen die Gottheit zu verfallen, und als der Betrug, den sie sinnt, dem Könige entdeckt wird und ihn zum Zorne reizt, wechselt Schmerz und Stolz in ihrer Seele und fast hart tritt sie dem Zürnenden gegenüber, bis sie von ihrem Unrecht überwältigt in demütiger, reinster Offenheit ihre Schuld bekennt.

Thoas wird von ihrer schönen Reinheit gerührt und ist geneigt, sie und die Gefangenen zu entlaßen, nur der eingestandene Vorsatz, das heilige Bild zu rauben, macht ihm Bedenken. Jetzt erst wird Orest der Sinn des Gottesausspruches deutlich; unter der Schwester, die Orest aus Tauris befreien soll, um den Fluch zu sühnen, hat der Gott nicht die eigne Schwester, sondern die Schwester des Orest verstanden. Widerwillig gewährt der König die Heimkehr, aber Iphigenie löst auch den letzten Mißton in seiner Seele auf, und zum Pfand der alten Freundschaft reicht er ihr die Rechte zum Lebewohl. — Iphigeniens schuldlose Reinheit ließ sich mit der teuschenden List der Hellenen ein und das Schicksal drohte auch sie zu faßen; in sittlicher Selbstüberwindung hebt sie die Schuld auf, und erst jetzt ist auch Orests geistiger Blick hell und rein, so daß er die Gottheit versteht. Dieser Grundgedanke des Schauspiels ist mit der vollendetesten künstlerischen Meisterschaft dramatisch gestaltet, keine Scene, keine Rede, fast kein Wort ist zu viel oder zu wenig, nichts kommt zu früh, nichts zu spät, mit streugster Notwendigkeit ist eins aus dem andern entwickelt, alles vollendet vorbereitet, alles vollendet ausgeführt. Das Ganze könnte auch in dieser Ausführung dem Altertum gehören, da nur allgemein menschliche Mittel zur Auflösung des Menschengeschicks angewandt werden, und doch hat das Altertum kaum einen einzigen Zug für die Ausführung zu bieten gehabt. Die ganze sittliche Durchdringung des Stoffes ist Goethes Eigentum, der hier ein Bild reinster Humanität aufgestellt hat, zu dem selbst die reinste Blüte des Weibes im Altertume, Antigone, nicht hinaufreicht. Erst in der Iphigenie Goethes war das Kunstideal des classischen Altertums lebendige Gestalt geworden und mit ihr beginnt die Herrschaft desselben in der deutschen Literatur. Was bei Goethe die Durchbildung der eignen Natur zur entsprechenden reinsten Form war, würde bei andern verstandesmäßige Anbildung, die von außen nach innen drang und im Vollendetsten, was der Grad der innern Bildung möglich werden ließ,

ein Misverhältnis zwischen der Natur des Schaffenden und den ergriffnen Formen nicht vollständig zu heben vermochte, so daß, während bei Goethe alles in warmem Herzschlag lebt, bei andern ein Grad von Kälte fühlbar blieb und erkältend wirkte. Selbst die Kunsttheorie vermochte den Bruchteil des Misverhältnisses zwischen Kunst und Künstler nicht zu heben. Die bildende Kunst, die auf dem Wege des classischen Idealismus vorschritt, sah sich in zahllose Unsicherheiten verwirrt und überall gehemmt, wo sie gefördert zu sein hoffen durfte. Die Höhe war die Grenze; jeder Schritt weiter war ein Schritt abwärts; was für Goethe schönste Blüte, wurde bei den Nachfolgern beginnender Verfall. Sein Stil wurde bei ihnen Manier, die Manier Mode und Mode ist Ende des Stils und der Kunst.

Aus der alten rhythmischen Form der Iphigenie behielt Goethe in der Umarbeitung einzelne Stellen bei, die für den lyrischen Gefühlserguß Iphigeniens besonders geeignet erschienen. Für den Tasso kam ihm nichts der Art zu statten, als er die alte Form in fünffüßige Jamben umgoß; jene war die gewöhnliche Prosa. Im übrigen scheint jedoch die Umarbeitung nicht so tiefgreifend gewesen zu sein, wie die Briefe aus Italien andeuten, die zugleich bekennen, daß in der ersten Bearbeitung zu viel von des Dichters Eigenstem enthalten war, um ganz weggeworfen zu werden. In der That aus der letzten Bearbeitung leiten so viele Spuren in die weimarische Lebensstimmung des Dichters zurück, finden sich manche Sätze so genau übereinstimmend in älteren Briefen wieder, daß man zwischen dem Wesentlichen der alten und der neuen Bearbeitung eine große Verschiedenheit nicht annehmen kann. Tasso ist ein dramatisch eingekleideter Moment aus der innern Entwicklung des Dichters, und der Idealismus des Stücks beruht darin, daß das Schicksal Eines Dichters unbeschadet der Localzüge und des Costümes als Schicksal des Dichters überhaupt gefaßt wird. Die Dissonanz ist nicht voll aufgelöst, weil das Schicksal

Tassos die Auflösung nicht darbot, aber sie ist bis auf den Punkt geführt, wo die Auflösung möglich wird und bei Tasso wirklich geworden wäre, wenn fester ausdauernder Wille den Entschluß der Zerknirschung gekräftigt und durchgeführt hätten. Der aus der Welt der idealen Träume hervortretende Dichter gerät mit dem auf dem Felde praktischer Thätigkeit bewußt und kühl gewordnen Weltmanne in Conflict und macht die bittere Erfahrung, daß die Neigung für seine Dichtung mit einer Neigung für den Dichter nichts zu thun hat. Auf sich selbst zurückgewiesen erkennt er zwar den eignen Wert, aber auch die Notwendigkeit, denselben mit der Welt in Einklang zu setzen. Der historische Tasso vermochte diese Anforderung nicht zu befriedigen; Goethe ließ ihn deshalb da, wo er den Conflict durch darstellende Handlung hätte lösen müssen, vor uns verschwinden; er selbst, der im Tasso sein weimarisches Hofleben, seine Neigung zu Frau v. Stein, sein Verhältnis zu Karl August, die Stellung des Grafen Görz zu ihm, als Aufzug des Bildes benutzte, in das er Tassos Schicksal am Hofe zu Ferrara als Einschlag webte, hat die Lösung des Conflictes wol zu finden gewußt.

Die übrigen aus Deutschland nach Italien mitgenommenen und dort neu geformten Arbeiten Erwin und Elmire, Claudine von Villa bella, bedürfen einer eingehenden Betrachtung nicht, da sie an sich unerheblich durch die bloße äußerliche Umformung nicht bedeutender werden konnten. Faust geriet sogar in Gefahr von seiner Höhe, welche die wahre Höhe der goetheschen Kunst war, herabgedrückt zu werden, wie die fratzenhafte Hexenküche sattsam zeigt. Bemerkt werden mag hier noch, daß schon im Mai 1783 der Versuch gemacht wurde, den Werther um einige Stufen höher zu schrauben, ohne die Hand an das zu legen, was so viel Sensation gemacht hatte. Es war dabei die Absicht, Albert so zu stellen, daß ihn wol der leidenschaftliche Jüngling, aber doch der Leser nicht verkenne. Es blieb jedoch bei

der Einfügung der Episode vom Bauerknecht, über die schon früher gesprochen ist.

Das Gepräge, welches Goethe in den letzten Jahren vor der italienischen Reise dem weimarischen Leben aufgedrückt hatte, fiel Schiller, der dort im Sommer 1787 zuerst auftrat, merklich auf. Er besuchte im August Knebel in Goethes Garten und sah wie Goethes Geist alle Menschen modle, die sich zu seinem Zirkel zählten. „Eine stolze philosophische Verachtung aller Speculation und Untersuchung, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne, kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichne ihn und seine ganze Secte. Da suche man lieber Kräuter oder treibe Mineralogie als daß man sich in leeren Demonstrationen verfienge. Es sei so viel Gesundes, so viel Sattes und grämlich Hypochondrisches in dieser Vernünftigkeit, daß es beinahe mehr reizen könne, nach der entgegengesetzten Seite ein Thor zu sein. Goethe werde von sehr vielen Menschen mit einer Art von Anbetung genannt und mehr noch als Mensch, denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder gebe ihm einen klaren universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens. Alles was er sei, sei er ganz und er könne wie Julius Cäsar vieles zugleich sein. Herder sprach ihn rein von allem Intriguengeist, er habe wißentlich noch niemand verfolgt, noch keines andern Glück untergraben. Er liebe in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haße er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit. Herder wollte ihn ebenso und noch mehr als Geschäftsmann, denn als Dichter bewundert wißen. Ihm war er ein allumfaßender Geist.

Die schon im Sommer 1787 vorgenommene Reise der Herzogin Amalie nach Italien, die auf Goethes Vorstellung verschoben war, fand nach Goethes Rückkunft statt (15. Aug.); Herder war

schon (am 6.) vorausgegangen. Der Herzog gieng nach Dresden. Knebel war fort. Die übrigen verschlugen nicht viel, und da Goethe einstweilen ohne Geschäfte war, konnte er in Ruhe neue Lebensverhältnisse nach innen und nach außen gründen. Die alte innige Verbindung mit Frau v. Stein wurde kühl und bald ganz Kälte. Goethe studierte die Alten und folgte ihrem Beispiel, so gut es in Thüringen gehen wollte. Schon von Italien aus soll er in derben Ausdrücken, wie Eckermann mündlich mitteilte, geschrieben haben, man möge für seine Häuslichkeit und seine menschlichen Bedürfnisse sorgen. Bald nach seiner Zurückkunft war veranstaltet, daß Christiane Vulpius ihm im Park auf dem Spaziergange eine Bitte um Holzunterstützung überreichte. Die Bitte wurde gewährt und die Bittstellerin als Gehülfin für botanische und chromatische Beschäftigungen angenommen. Sie besuchte Goethe, nahm sich seines Hauswesens an, zog bald darauf zu ihm, der in ein Nebengebäude auch die Tante und Stiefschwester einziehen ließ und für den Bruder sorgte, der früh aus Neigung und Not hatte drucken laßen und damals als Secretär bei dem geizigen Kreisgesandten v. Soden in Nürnberg arbeitete. Es ist der später als Bibliothekar in Weimar angestellte unsterbliche Verfaßer des Räuberromans Rinaldo Rinaldini, lange Zeit das Entzücken aller Wachtstuben und Schneidermamsellen. Goethe datiert seine Gewißensehe mit Christiane Vulpius vom 13. Juli 1788. Sie wird als erste Jugendblüte geschildert, von naivem freundlichen Wesen, mit vollem runden Gesichte, langen Locken, kleinem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen tanzlustigen Füßchen. Er rühmt seine „Kleine“, nennt seine Lage glücklich, wie sie ein Mensch verlangen könne; sein Leben im Ganzen sei vergnüglich und gut, er habe alle Ursache zufrieden zu sein und sich nur Dauer seines Zustandes zu wünschen; er spricht von seinen angenehmen häuslich-geselligen Verhältnissen, die ihn lieblich erquicken und Mut und Stimmung geben, die römischen Elegien auszuarbeiten und zu redigieren, denen unmittelbar darauf die vene-

tianischen Epigramme gefolgt seien. Mehre Gedichte bestätigen diese Aeußerungen. In den Liedern „Ich gieng im Walde, So für mich hin" schildert er die Entstehung, Begründung und Folge dieses Verhältnisses; in dem andern „Das Beet schon lockert Sichs in die Höh" feiert er das immer offne Blütenherz, des Liebchens liebliches Gemüt, das ihm einen Frühling über das Jahr ausbreite. In der Elegie Metamorphose der Pflanzen erinnert er an die allmählich gewachsene Innigkeit, an die Liebe, die zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen, gleicher Ansicht der Dinge aufstrebt, damit das Paar im harmonischen Anschaun verbunden die höhere Welt finde. — So zufrieden er anfangs war oder zu sein glaubte, so wenig blieb er es. Auf das Extrem des geselligen Welttreibens vor der italienischen Reise folgte das andre Extrem der äußersten gesellschaftlichen Abgeschiedenheit. In den römischen Elegien, die alle aus dem Verhältnis mit Christiane hervorgiengen und nur in römische Localitäten verhüllt wurden, spottet er freilich über die schönen Damen und die Herren der feinern Welt mit ihren Fragen nach Oheim und Vetter und alten Muhmen und Tanten, vor denen er nun geborgen sei wie vor den großen und kleinen Zirkeln der Uebrigen, deren politisch zwecklose Treiben und Wiederholen jeglicher Meinung ihn so oft der Verzweiflung nahe gebracht; aber ein Mann wie Goethe vermochte die offne und unverholne Geringschätzung seiner „elenden häuslichen Verhältnisse" nicht gleichmütig zu ertragen. Liebe duldet keine Verachtung des geliebten Gegenstandes, und offen genug muß diese sich gegen „die Mamsell", „das Mädchen" gezeigt haben, da in später Zeit noch der Ton der herbsten Bitterkeit anklingt, wenn über die Frau gesprochen wird, deren jugendliche Anmut bald einer breiten vierschrötigen Starrheit wich, die Bettinen, als es später zwischen beiden zum Streit und darüber mit Goethe zum Bruch kam, eine charakteristische Bezeichnung entlockte. — Goethe suchte das Mädchen zu sich und seiner Bildung emporzuheben, dabei muste ihm der ungeheure Abstand fühlbar werden; er zögerte, selbst als sie ihm am 25. Dec. 1789

einen Sohn August geboren hatte, sie zu heiraten, und erst am 19. Oct. 1806, als Weimar von den Franzosen geplündert wurde, ließ er sich mit ihr öffentlich in der Kirche trauen, die unmittelbar darauf in ein Magazin verwandelt wurde. Die Geheimrätin Christiane v. Goethe starb am 6. Juni 1816. Ihren Verlust zu beweinen, bleibe der ganze Gewinn seines Lebens, seufzte der Ueberlebende! — Sein ganzes Leben hatte durch diese Verbindung einen andern Anstrich erhalten. Die schon vor der italienischen Reise sichtbar gewordene Kälte der äußern Erscheinung nahm zu und wirkte nach innen. Goethe waffnete sich mit stolzer Ueberlegenheit gegen die Blicke der weimarschen Welt; er sah nicht, weil er nicht sehen wollte; aber heiter wurde ihm dabei nicht. Alle Zeugnisse stimmen überein, daß er, sobald er aus der drückenden Atmosphäre getreten, sich als einen ganz andern Menschen gezeigt habe; der steife frostige, schweigsame Mann sei mitteilend teilnehmend liebenswürdig geworden. In Weimar hatten sich Wieland und Herder ihm entfremdet; die Stein, einst die innigste Vertraute aller seiner Gefühle und Gedanken, die stete Treiberin zu dichterischem Schaffen, wandte sich bald ganz von ihm; er hatte keine Geschäfte und war tief einsam. Schiller, dessen Egmontrecension schon erwähnt ist, stieß ihn ab. Alte Freunde in der Ferne wurden wieder aufgesucht, neue von fern herangezogen und der Beschäftigungstrieb wandte sich jahrelang fast ausschließlich auf wißenschaftliche Untersuchungen, so daß die künstlerische Reife, die Goethe in Italien erlangt hatte, für die Folgejahre der Dichtkunst wenigstens verloren zu sein schien. Aus dieser Eintrocknung führte erst der engere Verkehr mit Schiller zu erneuetem Leben. Als Goethe seine Gewißensehe schloß, schloß Schiller seinen Lebensbund mit Charlotte von Lengefeld in Rudolstadt. An diesem Ort war es, wo beide zuerst zusammentrafen. Sonntag den 9. Sept. 1788 brachte Schiller beinahe ganz in seiner Gesellschaft zu. Goethe war mit Frau v. Stein, ihrer Schwägerin der Frau v. Schardt und mit Herders Frau bei der Frau v. Lengefeld zum Besuch erschienen, wo Schiller schon längere Zeit sich aufhielt. Der erste Anblick

stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man Schiller von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte: „Er ist von mittler Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wolwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen als er meiner Berechnung nach sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse." Schillers Bekanntschaft mit ihm war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; „freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein, oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm hätte sprechen können." Im Ganzen genommen war Schillers in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert, indes zweifelte er, daß sie sich jemals nahe rücken würden. Vieles was Schiller jetzt noch interessant war, was ihm noch zu wünschen und zu hoffen blieb, hatte seine Epoche bei Goethe längst durchlaufen. „Er ist mir, an Jahren weniger als an Lebenserfahrung und Selbstentwicklung, so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden, und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang an anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsre Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sichs aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich." Der Schluß war denn auch glücklicherweise irrig. Schon im December sandte Goethe an Schiller ein Rescript aus der Regierung, worin ihm Weisung gegeben wurde, sich auf eine Professur der Geschichte in Jena vorzubereiten. Die Freundschaft Charlottes v. Lengefeld mit Frau v. Stein und der Einfluß, den letztere damals noch auf Goethe übte, war der Canal, durch welchen Schiller dies Glück, das für ihn keins war, unerwartet zufloß. Wohin Goethe.

sein Interesse einmal lenkte, wurde es fruchtbar. Das zeigte sich unter anderm auch an Moritz, der ihn von Italien heimkehrend im December aufsuchte. Durch den Gastfreund wurde Moritz dem Herzoge zugeführt, schwerlich der Herzogin Amalie, wie sein Doppelgänger Klischnig angibt. Damals wenigstens war diese Fürstin auf Reisen, auch blieb er nicht bis zum Frühjahr oder April 1789, da er, als Goethe am 10. Febr. Mitglied der Berliner Akademie der Künste wurde, schon etwa 14 Tage wieder in Berlin war. An seiner Schrift über die bildende Nachahmung des Schönen hatte Goethe den thätigsten Anteil genommen, wie er beim fragmentarischen Abdrucke derselben unter seinen Werken (B. 24, 270) selbst bezeugt. Diese kleine Schrift machte damals großen Eindruck und beschäftigte namentlich Schiller sehr lebhaft, der im übrigen an der Ueberschätzung, mit der Moritz von Goethe als dem größten Genie, dem humansten Menschen sprach, wenig erbaut war, aber die Tiefe seines Wesens, das schwere Wirken seiner Seele und die möglichst klare Herausbildung seiner Ideen rühmt. Durch den Herzog von Weimar war Moritz dem preuß. Staatsminister v. Heinitz empfolen und durch diesen als Professor der Theorie der schönen Künste und Altertumskunde bei der Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wißenschaften in Berlin angestellt.

Da die moritzische Schrift das ausspricht, was der Herausgeber mit Goethe in Italien durchgearbeitet hatte, und das Fundament seiner später mehr entwickelten Denkart geblieben ist, mag hier die Summe derselben zur Aufnahme nicht ungeeignet sein. Der Grundsatz des in sich selbst Vollendeten wurde als erstes Grundgesetz der schönen Künste aufgestellt und sowol der Grundsatz von der Nachahmung der Natur als der ihm untergeordnete Zweck des Vergnügens verworfen. Das ächte Schöne ist danach nicht bloß in uns und unsrer Vorstellungsart, sondern auch außer uns in den Gegenständen selbst befindlich. Es gibt daher eine wirkliche Theorie des Schönen, wodurch das Auge auf einen gewissen Punkt geheftet wird, aus welchem das Schöne notwendig betrachtet wer-

den muß, wenn es gehörig empfunden und geschätzt werden soll. Dieser Punkt ist allemal in dem Kunstwerke selbst zu suchen, denn jedes ächte Kunstwerk hat einen solchen Punkt in sich, durch den alle seine Teile und ihre Stellungen gegeneinander notwendig werden, und aus diesem Hauptgesichtspunkte betrachtet sich uns auch als notwendig darstellen. Je strenger die Notwendigkeit die Teile des Kunstwerkes zusammenhält, desto schöner ist das Werk, je mehr, unbeschadet des Ganzen, hinzugethan oder abgenommen werden kann, desto weiter steht das Werk von der Vollkommenheit ab. Durch die gehörige Betrachtung des ächten Schönen in der Poesie muß der Geschmack zur Schätzung und Betrachtung des Schönen in den Werken der bildenden Kunst erst vorbereitet werden. Die vollkommenste Darstellung der vollkommensten menschlichen Bildung ist der höchste Gipfel der Kunst, nach welchem sich alles übrige abmißt. Das Schöne schließt das Nützliche nicht aus; wenn es sich aber dem Nützlichen unterordnet, wird es zur Zierde. Aus der höchsten Mischung des Schönen mit dem Edlen entsteht der Begriff des Majestätischen. Wenn wir das Edle in Handlung und Gesinnung mit dem Unedlen meßen, so nennen wir das Edle groß, das Unedle klein, und meßen wir das Edle, Große und Schöne nach der Höhe, in der es über uns, unsrer Faßungskraft kaum noch erreichbar ist, so geht der Begriff des Schönen in den des Erhabenen über. Unsre Empfindungsorgane schreiben dem Schönen sein Maß vor. Der Zusammenhang der ganzen Natur würde für uns das höchste Schöne sein, wenn wir ihn einen Augenblick umfaßen könnten. Jedes schöne Ganze ist im Kleinen ein Abdruck des höchsten Schönen im großen Ganzen der Natur. Der geborne Künstler begnügt sich nicht, die Natur anzuschauen, er muß ihr nachahmen, ihr nachstreben und bilden und schaffen wie sie. Der höchste Genuß des Schönen läßt sich nur in dessen Werden aus eigner Kraft empfinden. Jeder Nachgenuß desselben ist nur eine Folge seines Daseins. Damit wir den Genuß des Schönen nicht

ganz entbehren, tritt der Geschmack oder die Empfindungsfähigkeit für das Schöne in uns an die Stelle der hervorbringenden Kraft und nähert sich ihr so viel als möglich, ohne in sie selbst überzugehen. Je vollkommner das Empfindungsvermögen für eine gewisse Gattung des Schönen ist, um desto mehr ist es in Gefahr sich zu teuschen, sich selbst für Bildungskraft zu nehmen und auf die Weise durch tausend mislingende Versuche den Frieden mit sich selbst zu stören. Was uns allein zum wahren Genuß des Schönen bilden kann, ist das, wodurch das Schöne selbst entstand: ruhige Betrachtung der Natur und Kunst, als eines einzigen großen Ganzen; was die Vorwelt hervorgebracht, ist nun mit der Natur verbunden für uns eins geworden und soll mit ihr vereint harmonisch auf uns wirken.

Der Verkehr mit Schiller wurde wenn auch nicht häufig doch häufiger. „Oefters um Goethe zu sein, schreibt Schiller, würde mich unglücklich machen; er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, ist an nichts zu faßen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist, in ungewöhnlichem Grade" In demselben Augenblicke, da Schiller diese unvorteilhafte Warnehmung macht und sich gegen Goethe wehrt, legt er auch Zeugnis für ihn ab: „Er besitzt das Talent, die Menschen zu feßeln und durch kleine sowol als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst," lautet dann freilich die Bemerkung wieder, „sich selbst weiß er immer frei zu halten. Er macht seine Existenz wolthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben. Dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculiert ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht unter sich aufkommen laßen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke." Diese mit sich selbst im Kampfe liegende Verfaßung dauerte bei Schiller längere Zeit fort: „Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe

ist es, die er in mir erweckt hat; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht (die Künstler) gern recht vollendet wünsche. An seinem Urteil liegt mir überaus viel. Sein Kopf ist reif und sein Urteil über mich wenigstens eher gegen als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich werde ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen." Dieser liebende Groll, die abgezwungene Bewunderung spricht deutlich wie persönliches Anschauen, daß Goethe noch immer dieselbe zauberische Gewalt seines Wesens hatte, die den beweglichern Wieland vor Jahren in einem Athem „zum Freßen verliebt" und eifersüchtig zum Schmollen machte. Schiller fühlte seine Zukunft voraus, Goethe nahm ihn nach dem Werte seiner bisherigen Leistungen; durch größere Vollkommenheit der letzteren wollte Schiller die Achtung erzwingen, die er durch seinen Gehalt zu verdienen sich bewußt war. Wenn er in tiefer Verstimmung einige Wochen später bekennt, dieser Mensch, dieser Goethe sei ihm einmal im Wege und erinnere ihn so oft, daß das Schicksal ihn hart behandelt habe; wenn er betont, wie leicht Goethes Genie vom Schicksal getragen worden und wie er selbst dagegen bis auf die Minute noch kämpfen müße; so war das die Höhe des zur Aussöhnung sich durchringenden Grolls, daß Goethe Goethe war. Die volle Anerkennung blieb nicht lange aus. Der Lebensinhalt schillerscher Dicht- und Denkweise lag jener, bei aller Leidenschaftlichkeit olympischen, Ruhe Goethes fern und konnte, stürmisch und lodernd wie er war, in den ruhigen Höhen der Gesellschaft nicht die Teilnahme wie der goethesche finden; dafür drang er rascher und zündender in das Volk selbst ein, um so viel mächtiger wirkend, je mehr die Völkerschicksale sich gewaltig entfalteten. Goethe seinerseits hat es an Bekenntnissen über sein Verhalten mit Schiller auch

nicht fehlen laßen. Er fand nach seiner Rückkehr aus Italien — vorher hatte er wenig Deutsches gelesen — neuere Dichterwerke, die ihn anwiderten, in großem Ansehen. Er gibt den Deutschen das Zeugnis, daß sie im Durchschnitt rechtliche, biedere Menschen seien, aber von Originalität, Erfindung, Charakter, Einheit und Ausführung eines Kunstwerkes nicht den mindesten Begriff, mit einem Worte keinen Geschmack haben, versteht sich: auch im Durchschnitt. Den roheren Teil habe man durch Abwechslung und Uebertreiben, den gebildeten durch eine Art von Honettetät zum besten. Ritter, Räuber, Wolthätige, Dankbare, ein redlicher biederer Tiers-Etat, ein infamer Adel u. s. w. und durchaus eine wolsoutenierte Mittelmäßigkeit, aus der man nur allenfalls abwärts ins Platte, aufwärts in den Unsinn einige Schritte wage, das seien nun schon zehen Jahre die Ingredienzien und der Charakter unserer Romane und Schauspiele. Neben Heinses Ardinghello Schillers Räuber, in welchen letzteren ein kraftvolles aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er sich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegoßen. Das Rumoren, das in Deutschland dadurch erregt, der Beifall, den jene wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame erworben, habe ihn erschreckt, er habe glauben müßen, all sein Bemühen völlig verloren zu sehen; die Gegenstände zu welchen, die Art und Weise wie er sich gebildet, schienen ihm beseitigt und gelähmt. Auch seine Freunde Meyer, Moritz, Tischbein, Bury schienen ihm gefährdet. Er war sehr betroffen. Moritz bestärkte sich mit ihm leidenschaftlich in diesen Gesinnungen. Er vermied Schiller, der sich in Weimar aufhaltend in seiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Carlos war einer Annäherung nicht günstig. Alle Versuche lehnte Goethe ab und so lebten beide eine zeitlang neben einander fort. Schillers Aufsatz über Anmut und Würde (in der neuen Thalia 1793) war eben so wenig ein Mittel Goethen zu

versöhnen. Schiller hatte die kantische Philosophie, die das Subject so hoch erhebt, indem sie es einzuengen scheint, mit Freuden in sich aufgenommen; sie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewis nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie als selbstständig vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten. Gewisse harte Stellen glaubte Goethe sogar auf sich deuten zu können; sie zeigten sein Glaubensbekenntnis in einem falschen Lichte; dabei fühlte Goethe, es sei noch schlimmer, wenn es ohne Beziehung auf ihn gesagt worden; denn die ungeheure Kluft zwischen ihren Denkweisen klaffte nur um so entschiedener. An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg blieb fruchtlos.

Goethe hatte im Juni 1789 Tasso der letzten Revision unterworfen und zum Druck an Göschen abgesandt, legte eben zu Schulzes Atalie, vielmehr zu den Chören, Worte unter, da brach die französische Revolution aus, auch eine Revolution für ihn, wie er Jacobi versicherte. Schon die berüchtigte Halsbandgeschichte hatte vor vier Jahren einen unaussprechlichen Eindruck auf ihn gemacht. In dem unsittlichen Stadt- Hof- und Staatsabgrunde, der sich dort eröfnete, erschienen ihm die greulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinungen er geraume Zeit nicht los werden konnte. In gewohnter Weise verwandelte er zuletzt, um sich aller Betrachtungen zu entledigen, das ganze Ereignis unter dem Titel „Der Groß-cophta in eine — Oper! Aus der Oper, von der nur einige Lieder übrig geblieben sind (cophtische Lieder) und die nicht recht gedeihen wollte, wurde ein Lustspiel, das in Weimar zwar wirklich aufgeführt, aber unerträglich gedankenleer und platt gefunden wurde. Die schöne Zeit war vorüber, da die Gesellschaft sich noch selbst mit der Aufführung von Platitüden unterhielt, und das für Goethe sehr

wichtige Moment seines Abschlußes mit den Thaumaturgen und Wunderthätern war weder für Weimar noch sonst für jemand in der Welt wichtig. Er hatte die Absicht, das Stück wenigstens alle Jahre einmal „als ein Warzeichen“ aufführen zu laßen, und war so von dem Gegenstande eingenommen, daß er daran dachte, jetzt noch eine Oper daraus zu machen, was leicht sei, „da man nur auslaßen und reimen dürfe.“ Die Neigung für Opernwesen war überhaupt damals sehr entschieden bei ihm. Im December dachte er der Idee nach, die Helden Ossians aufs lyrische Theater zu bringen, und meinte, es möchte gehen, wenn man die übrige nordische Mythologie und Zaubersagen mitbrauche, sonst möchten die Nebel auf Morven schwerlich zu einer transparenten Decoration Gelegenheit geben; ja er hatte schon einen Plan dazu ausgedacht. Im August des folgenden Jahres 1790 begann er in Schlesien mitten im Gewühl der Rüstungen eine komische Oper zu dichten. (Auch zur Krönung Friedrich Wilhelms II. im J. 1791 dichtete er ein Te-Deum, das Fr. Reichardt componierte.) Sein Haupttagewerk aber waren und blieben die Naturwißenschaften. Auf Ostern 1790 wollte er „einen kleinen botanischen Versuch“ herausgeben, der als „Metamorphose der Pflanzen“ gedruckt erschien und die Resultate seiner Speculationen über das Blatt als Wesentliches der Pflanze zusammenfaßte. In der Art des botanischen Werkchens setzte er seine Betrachtungen über alle Reiche der Natur fort und wandte alle Kunstgriffe an, die seinem Geist verliehen waren, um die allgemeinen Gesetze, nach denen die lebendigen Wesen sich organisieren, zu erforschen. Eine Abhandlung über die Gestalt der Thiere, die er im Aug. 1790 in Schlesien begann und im October noch in Arbeit hatte, hoffte er auf Ostern 1791 zu Stande zu bringen, hielt sie aber noch längere Zeit zurück. Moritz, der ihn im Frühjahr 1791 wieder besuchte, sprach alles mit ihm durch und machte nutzbare Bemerkungen. Da alle Bemühung bei der Art Arbeiten einwärts geht und Simplification

der Zweck ist, sahen die Forschenden kaum was sie gethan und nach außen hin konnte wenig sichtbar werden. Die Theorie des Lichts, des Schattens und der Farben, von der er mancherlei Revolutionen sowol in der Naturlehre als in der Kunst erwartete, wurden mit Vorliebe aufgenommen. Als die Optischen Beiträge gedruckt waren, sah er die newtonische Hypothese von diverser Refrangibilität der Lichtstralen, von ihrer Spaltung in sieben oder wie viel einfache Stralen schon wie eine alte Mauer zusammenstürzen. Um die wolverteidigte Festung zu minieren, beabsichtigte er, Versuch an Versuch zu stellen und die Theorie nicht eher vorzutragen, bis sie jeder aus den Versuchen selbst nehmen könne und müße. Mit diesem unglücklichen Gegenstande, der auf dem Widerspruch gegen einen misverstandenen oder nicht verstandenen Satze Newtons ruhte und beim Mangel der mathematischen Hülfskenntnisse niemals zu einiger Sicherheit gelangte, hat er sich viel Zeit und Stimmung verdorben und es bis in sein hohes Alter immer übel genommen, wenn er darauf aufmerksam gemacht wurde, daß er mit allen seinen Versuchen nicht die wolverteidigte Festung untergrabe, sondern den guten willigen Glauben an ihn selbst. Es war eine Art fixer Idee geworden. Auch die Akustik wollte er vornehmen; er suchte den Componisten Reichardt dafür zu interessiren, der aber kein Interesse sich abgewinnen ließ und lieber in der ihm gemäßeren Art der ausübenden und schaffenden Kunst als in der Speculation thätig war; seine Compositionen trugen die goetheschen Lieder in die singende Welt und auch die Operetten Goethes setzte er glücklich in Musik, die ein beßres Schicksal verdient hätte, als ihr in Verbindung mit diesen Operntexten zu Teil wurde.

Goethe übernahm, als in Weimar eine Bühne errichtet wurde, die Oberdirection des Theaters. Er gieng bedächtig dabei zu Werke, meinte aber, es könne doch fürs Publikum etwas dabei herauskommen, auch für ihn selbst; wenigstens werde es ihm

Pflicht, diesen Teil näher zu studieren. Im Ganzen machte ihm das Theater Vergnügen; es sei, schreibt er (30. Mai 1791), schon um vieles beßer als das vorige, und es komme nur darauf an, daß sich die Schauspieler zusammen spielen, auf gewisse mechanische Vorteile aufmerksam werden und nach und nach aus dem abscheulichen Schlendrian, in welchem die mehrsten deutschen Schauspieler bequem hinleiern, nach und nach herausgebracht würden. „Ich werde selbst einige Stücke schreiben, mich darinne einigermaßen dem Gebrauch des Augenblicks nähern und sehen, ob man sie nach und nach an ein gebundenes kunstreicheres Spiel gewöhnen kann.“ Und im Juli 1792 sagt er brieflich: „Ich schreibe jetzt wieder ein paar Stücke, die sie nicht aufführen werden, es hat aber nichts zu sagen, ich erreiche doch meinen Zweck durch den Druck, indem ich gewis bin, mich auf diesem Wege mit dem denkenden Teil meiner Nation zu unterhalten, der doch auch nicht klein ist.“ Da des Großcophta in demselben Briefe als fertiger und bekannter Erscheinung gedacht wird, so müßen der Bürgergeneral und die Aufgeregten gemeint sein. Den Bürgergeneral will er im Verdruß und Schrecken über den „Umsturz alles Vorhandenen“ geschrieben haben, vielleicht nur um sich selbst die Geringfügigkeit der Production zu bemänteln, als ob es auf eine Art von politischem Kampf abgesehen gewesen wäre. Anlaß war der Wetteifer mit den Bühnendichtern des Tages und von den Zeitereignissen wurde nur einiges zur Färbung benutzt. Anton Wall hatte eine kleine Unbedeutendheit des Grafen Florian für die Bühne bearbeitet, „die beiden Billets,“ darin spielen Röse und Görge und der Dorfbader Schnaps. Das Stück gefiel auf der Bühne und veranlaßte Wall, eine Fortsetzung „der Stammbaum“ zu schreiben, die jene drei Personen wieder auftreten läßt und ihnen eine vierte, den alten Martin zugesellt. Auch dies Stück gefiel. Goethe meinte nun, und gewis mit gutem Grunde, der Bühne einen Dienst zu erweisen, wenn er bekannte Figuren gewissermaßen zu Masken mache und durch Be-

nutzung derselben neue Verwicklungen an schon bekannte und vertraut gewordne anknüpfend die Zuschauer gleich beim Beginn des Stücks einzunehmen vermöge. Er fügte zu den bekannten Personen den Richter und den Edelmann, sparte die Exposition und hatte das Vergnügen, daß da, wo Walls Stücke bekannt waren, das seinige mit Wolgefallen aufgenommen wurde. Der Uebelstand war nur, daß er sich auf so geringe Producte wie die eines Wall bezogen hatte; als sie verschwanden, verschwand auch sein Stück, dessen Hauptreiz auf Fremdem beruhte. Die Aufgeregten, die den politischen Dingen näher traten, wurden nicht ausgeführt. Goethe war dahin gekommen, daß er mit der Tagesliteratur, die er vor kurzem noch so tief verachtet hatte, sich in einen Wetteifer einließ. Auf diese Aufgeregten trift die Charakteristik, die er von den Romanen und Schauspielen entwarf, wie er sie nach seiner Rückkehr aus Italien vorgefunden. Es hat nicht an Lobrednern gefehlt, die auch aus diesen Producten verdrießlicher Abspannung Bedeutendes haben machen wollen. Die allgemeine Gleichgültigkeit gegen diese Arbeiten war aber zu wol begründet und man ist gegen Goethe billiger, wenn man diese Armseligkeiten unter seinem Werte hält, als wenn man ihnen eine Bedeutung aufzureden versucht, die sie weder für jene noch für irgend eine Zeit noch für ihn selbst haben. Auch die Unterhaltungen der Ausgewanderten fallen in diese Richtung und Zeit, wo er in zufrieden-unzufriedner Lage so sehr ein andrer geworden war, daß er mit Unlust warnahm, sogar die lyrische Ader scheine nach und nach ganz bei ihm aufzutrocknen. Es sei freilich nicht zu verwundern, fügt er hinzu (29. Juli 1792), wenn man die neue Camera obscura und alle die Maschinen sehe, welche von Zeit zu Zeit bei ihm entstünden. Aber im Grunde sei es doch ein tolles und nicht ganz wünschenswertes Schicksal, so spät in ein Fach zu geraten, welches recht zu bearbeiten mehr als Ein Menschenleben nötig wäre. — Glücklicher war er in der Erneue-

rung des Reineke Fuchs, dessen er schon in den Briefen an die Stein (1, 173) im Jahre 1778 gedenkt, damals wol nach der Ausgabe von Gottsched, zu welcher ihn Everdingens Kupfer gezogen hatten. Knebel schaffte ihm später den niederdeutschen Text, was ihn kindisch freute. Im Frühjahr 1793 unternahm er die Bearbeitung, um sich von der Betrachtung der Welthändel abzuziehen, was ihm auch gelang. Am 2. Mai war das Gedicht fertig, zwölf Gesänge, etwa 4500 Hexameter; im September wurde es durchgearbeitet; namentlich machte der zweite Gesang viel Arbeit; am 18. Nov konnte er schreiben: „Reineke Fuchs naht sich der Druckerpresse. Es macht mir viel Mühe, dem Verse die Nisance zu geben, die er haben muß. Wäre das Leben nicht so kurz, ich ließ ihn noch eine Weile liegen; so mag er aber gehn, daß ich ihn los werde.“ Schiller, der das Gedicht im Sommer 1794 gelesen hatte, fand ungemein Behagen daran, besonders um des homerischen Tones willen, der ohne Affectation darin beobachtet sei. Das eigentliche Behagen ruht jedoch in dem durchaus wolgeordneten und wolausgearbeiteten Stoffe, den Goethe nur in die fremde Form goß, ohne wesentliche Aenderungen. Das alte Gedicht ist nicht verdrängt worden und bleibt für die, welche die niederdeutsche Bearbeitung des alten niederländischen Gedichtes zu genießen vermögen, wertvoller. Bei Goethe ist schon durch Sprache und Vers bei aller sonstigen Treue der derbe Stoff sehr sublimiert und nicht gerade zu seinem Vorteil verfeinert.

Seine äußern Schicksale waren nicht ohne bedeutende Momente. Im August 1789 war Herder ohne die Herzogin Amalie aus Italien wiedergekommen, der es so wol im Süden gefiel, daß sie bis zum Frühjahr 1790 dort blieb. Schon im März entschied es sich, daß Goethe ihr bis Venedig entgegengehen sollte. Sie traf dort am 6. ein und hatte die Absicht bald nach Himmelfahrt (13. Mai) weiterzureisen. Als Goethe ihr entgegeneilte, regten sich wieder Gerüchte, die Reise sei nur eine vorgeblich zum Empfang

der Herzogin unternommene; er werde gar nicht wiederkommen. Es ist sehr glaublich, daß er am liebsten ganz dort geblieben wäre, da es ihm in der That daheim in keiner Weise wol war und die Sehnsucht nach Italien sich anhaltend geltend machte; allein es blieb diesmal bei der kurzen Reise nach Venedig und der Lombardei, „die er zum zweitenmal mit viel Nutzen sah.“ Die Muse, der er sich eigenwillig entfremdet hatte, faßte ihn wieder an und er muste sich mit einer Centurie von Epigrammen lösen, in denen er weimarsche Situationen mit venetianischem Colorit malte, sich übrigens über Zeit und Zeitverhältnisse freier und unverblümter ausließ als es sonst seine Gewohnheit war. — Bald nach der Rückkehr im Juli berief ihn der Herzog, dem der König von Preußen gestattet hatte, dem Lager in Schlesien beizuwohnen und da eine Brigade zu commandieren, zu sich nach Schlesien. Auf dem Heimwege, Anfang August, traf er in Loschwitz mit Schillers Freunde Körner zusammen, der seine Art sich anzukündigen kalt und zurückscheuchend nennt, „doch thaute er auf und war zuletzt sehr mitteilend.“ In Schlesien sah er die großen Vorbereitungen zu einem Kriege, die ihn jedoch wenig rührten. Er vertrieb sich die Zeit mit Opernentwürfen, Lustspielen und vergleichender Anatomie und zog friedlich wieder zu Hause. Auf dem Rückwege blieb er acht Tage in Dresden, wo Körner ihm näher kam und ihn mitteilender fand als er erwartet hatte. Die meisten Berührungspunkte fanden sie in Kant. In der Kritik der teleologischen Urteilskraft hatte er Nahrung für seine Philosophie gefunden; doch philosophierten sie nicht bloß, wenigstens nicht bloß über Natur. Seine Begriffe von Stil und Classicität in der Kunst suchte Körner mit seiner Theorie der Ideale zu vereinigen. Sie waren auf ganz verschiedenen Wegen, aber in seinen Gesichtspunkten fand Körner viel Fruchtbares, das er bis dahin übersehen hatte. Auch verdankte er ihm manche treffliche Winke im Genuß der bildenden Künste. Von seinen Elegien trug er einige vor. Körner konnte sie nicht

anders beschreiben, als ausgesprochene Gemälde von Situationen in Rom. „Er hat sich möglichst bemüht, bloß das Object mit größter Bestimmtheit und Lebhaftigkeit so darzustellen, daß man über der Sache den Künstler vergißt." Das umgekehrte Urteil würde das richtige sein, da man nur den Künstler heraustreten, die Sache ihm durchaus untergeordnet und nur durch ihn wertvoll sieht. Nach der Rückkehr traf er wieder mit Schiller in Jena zusammen und am 31. Oct. kam das Gespräch bald auf Kant. „Interessant ist's, schreibt Schiller über ihn, wie er alles in seine eigne Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz: sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Mann." Die Vereinigung beider war noch nicht näher gerückt.

Das Jahr 1791 verlief ihm, einen Ausflug nach Ilmenau abgerechnet, ruhig in Weimar. Als im Juli 1792 der Krieg gegen Frankreich erklärt war, muste Goethe an den Rhein. Er gieng zunächst nach Frankfurt, wo er bis Ende des Monats August zu bleiben und seinen dreiundvierzigsten Geburtstag bei der Mutter zu feiern hofte. Aber das mütterliche Haus, Bett, Küche und Keller muste er schon am 20. verlaßen und direct zur Armee nach Mainz, wo ihm Zelt und Marketenderei wenig behagen wollten, zumal ihm weder am Tode der aristokratischen noch demokratischen Sünder im mindesten etwas gelegen war. Uebrigens hatte er doch in Frankfurt, so gern er auch die alten Freunde wie-

vergesehen, in allen Gesellschaften Langeweile gehabt, da überall wo zwei oder drei zusammen waren das vierjährige Lied pro et contra herabgeorgelt wurde und nicht einmal mit Variationen, sondern das runde Thema. Er wünschte sich deshalb in seine Thüringer Hügel zurück, wo er doch Haus und Garten zuschließen könne. Von Mainz gieng er über Trier und Luxemburg und kam am 28. Aug. vor Longwy an, das am 22. capituliert hatte. Er wohnte am 20. Sept. der Kanonade von Valmy bei, zog sich dann bis Trier zurück und sodann, um die unendliche Verwirrung der Heerstraßen zu vermeiden, die Mosel hinunter nach Coblenz. Als die Franzosen am 21. Oct. Mainz genommen, gieng er weiter rheinabwärts nach Düsseldorf und Pempelfort zu Fr. Jacobi, wollte erst acht Tage, dann vierzehn bleiben und blieb fünf Wochen. Wie einst Goethe das Bedürfnis gefühlt, vor Lavater, den er damals unter allen Menschen am höchsten stellte, „von seinem Haushalten Rechnung abzulegen," so trieb ihn das selbe Bedürfnis jetzt, da er Lavater längst als verloren betrachten muste, dem milden reinen Jacobi „von seinem Haushalte Rechenschaft zu geben." Jacobi muß ihm mit schonender Freundschaft begegnet sein und Goethes volles Vertrauen brauchte sich nicht zu verschließen; nach seiner Heimkehr schreibt er, wie an Bekanntes anknüpfend, von den Seinigen, seiner Kleinen, die im Hauswesen sorgfältig und thätig waltet, von seinem muntern und wachsenden Sohne. Jacobi sendet ihm bald darauf seinen Sohn Max zum Hausgenoßen. Nachgiebig wie sich Jacobi hier zeigt, erwies sich auch Goethe. Er der an einem julianischen Haße gegen Christentum und namhafte Christen krankend nach Pempelfort gekommen war, bekannte, daß er „auferbaut" worden, und gestand, daß „ein gewisses Christentum" der Gipfel der Menschlichkeit sei. Als er Jacobis häusliche Glückseligkeit verließ, empfiengen ihn Moor, Moos, wilder Wald, Winter, Nacht und Regen sehr unfreundlich. In Duisburg fand er Plessing, den er vor 13 Jahren in Wernigerode besucht und seitdem, wie die Uebersendung seiner

Schriften bezeugt, nicht ganz aus den Augen verloren hatte, mit antediluvianischen Studien beschäftigt und hörte von Merrem einige recht gute Ideen über die Wißenschaft, die ihm so sehr am Herzen lag. In Düsseldorf hatte er den Mut gewonnen, die Fürstin Gallitzin, in Münster zu besuchen. Hamann und Hemsterhuys, beide schon verstorben, hatten einst dem Kreiße dieser merkwürdigen, in Verstecktheit offnen, in strengster Kirchlichkeit duldsamen Frau angehört. Goethe, der seinem Credo treu blieb, machte wieder (er hatte sie schon vor seiner italienischen Reise in Weimar gesehen) den günstigsten Eindruck auf sie. Er schreibt an Jacobi, der ihm einen Brief der Fürstin vertraut hatte: „Ich wünschte, ich käme mir selbst so harmonisch vor wie dieser schönen Seele, und wäre neugierig zu wißen, wie sie von mir dächte, wenn wir ein Jahr zusammengelebt hätten; in den ersten Tagen ist und bleibt immer viel Schein. Ihr kurzer Umgang ist mir sehr wolthätig geworden und sie hat mir eine herzliche Neigung abgewonnen. Alles was ich nach meiner Art vorbrachte, hat sie mit der besten Art aufgenommen und mir ein unbegränztes Vertrauen eingeflößt und bewiesen." Sie gab ihm ihre Samlung geschnittner Steine mit. Man hatte ihr scherzend gesagt, sie möge es nicht thun, da sie ihn doch noch nicht genau genug kenne, um seiner auch in diesem Falle ganz gewis zu sein; sie entgegnete: der Begriff den sie von ihm habe, sei ihr lieber, als diese Steine; müße sie diese Meinung von ihm verlieren, so möge dieser Schatz auch hinterdrein gehn. Die Fürstin begleitete ihn in seinem Wagen, als er Mitte December auf Kaßel weiterreiste, bis zur nächsten Station. Die bedeutenden Punkte des Lebens und der Lehre kamen abermals zur Sprache, beide beharrten bei ihrem Credo und sie verließ ihn mit dem Wunsche, ihn wo nicht hier doch dort wiederzusehen. Daheim ankommend fand er sein neugebautes Haus noch ziemlich unwohnbar, aber Vorhaus und Treppe gut geraten. Im Winter las er „gleichsam zum erstenmale im Plato", das Gastmahl, Phädros und die Apologie, vertauschte „diesen fürtreflichen Mann" aber bald mit dem Reineke Fuchs.

Schon im April war er wieder reisefertig. „Ich werde, wenn sich Mainz nicht kurz resolviert, der Blockade oder Belagerung beiwohnen.“ Da sich Mainz nicht resolvierte, muste es Goethe thun; er gieng dahin ab und campierte, nachdem er einen Ausfall der Franzosen erlebt, zwischen zerrißnen Weinstöcken auf zertretnen zu früh abgemähten Aehren, ohne Aussicht was werden könne. Das Wetter war schön, die Tage heiß, die Nächte himmlisch. Endlich am 23. Juli wurde Mainz übergeben. Die Clubbisten waren in der Capitulation übergangen, doch hatte man keine Anstalten gemacht ihrer habhaft zu werden und viele kamen die ersten Tage des Auszuges durch. Nach dem Auszuge war es ruhig, nur daß immer Händel zwischen Preußen, Sachsen, Darmstädtern, auch mit den überbliebenen verwundeten Franzosen stattfanden. Eine ungeheure Bagage war mit fortgenommen. Nach der Uebergabe machte Goethe einen Ausflug nach Mannheim, näherte sich in Heidelberg seinem Schwager Schlosser wieder, der ihn jedoch auslachte, als er von einer deutschen Gesellschaft zu gemeinsamer wißenschaftlicher Forschung träumte, und verlebte dann einige Wochen bei seiner Mutter in Frankfurt. Sein herumschweifendes Wesen und die politische Stimmung aller Menschen trieb ihn (im Aug.) nach Hause, wo er einen Kreiß um sich zu ziehen vermochte, in welchem außer Lieb' und Freundschaft, Kunst und Wißenschaft nichts hinein konnte. — Im Herbst starb Prinz Constantin, „im Augenblicke, da er sich des Lebens werter gemacht hatte.“ Als alter Nothelfer muste Goethe der Herzogin Mutter mancherlei Zerstreuungen bereiten helfen und wurde dadurch selbst zerstreut. Dann um etwas unendliches zu unternehmen, machte er sich an den Homer und hofte nun in seinem übrigen Leben nicht zu darben. Die trübe Jahreszeit brachte ihm trübe Schicksale. Der Winter vergieng im „Schneckenhause“ still und fleißig unter physikalischen und ästhetischen Studien. Heinrich Meyer war sein Trost in der allgemeinen politischen Unruhe und Unsicherheit; sein Freund Jacobi bereitete sich im Sommer 1794 zur Auswanderung

nach Schleswig-Holstein; sein Schwager Schlosser war nach Baireuth; Goethes Mutter hatte gepackt und ihre Sachen nach Langensalza geschickt. „Würde es übler, schreibt er an Fritz Stein nach England, so kann sie zu mir.“ Er hatte schon Zimmer für sie eingerichtet. „So wird man eigentlich recht weltgemäß gestimmt; ich baue und bereite mich doch vor, allenfalls zu emigrieren, obs gleich bei uns Mittelländern so leicht keine Not hat.“ An seinem Geburtstage 1794 schreibt er: „Meyer ist noch in Dresden, wo ich mich auch acht Tage mit großer Zufriedenheit aufgehalten habe. Eine angenehme Aussicht bietet sich mir dar, daß ich mit Schillern in ein angenehmes Verhältnis komme, und hoffen kann, in manchen Fächern mit ihm gemeinschaftlich zu arbeiten, zu einer Zeit, wo die leidige Politik und der unselige körperlose Parteigeist alle freundschaftlichen Verhältnisse aufzuheben und alle wißenschaftlichen Verbindungen zu zerstören droht.“ Die Zeit „eines neuen Frühlings“ war gekommen. Wie war das Wunder geschehen?

Goethe erzählt, er habe den Antipoden einmal in einer Sitzung der Batschischen naturforschenden Gesellschaft in Jena gefunden. Beim Herausgehen knüpfte sich ein Gespräch an, und Schiller bemerkte „sehr verständig und einsichtig“ und Goethe sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuten könne. Goethe erwiederte, daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe und daß es doch wol noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert oder einzeln vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig aus dem Ganzen in die Teile strebend darzustellen. Schiller wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß, was Goethe behauptet, schon aus der Erfahrung hervorgehe. Sie gelangten zu Schillers Hause; das Gespräch lockte Goethen hinein. Da trug er die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor Schillers Augen entstehen. Schiller vernahm und

schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Faßungskraft; aber als Goethe geendet, schüttelte er den Kopf und sagte „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee.“ Goethe stutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der beide trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Der alte Groll wollte sich wieder regen, aber Goethe nahm sich zusammen und versetzte: es könne ihm sehr lieb sein, daß er Ideen habe, ohne es zu wißen, und sie sogar mit Augen sehe. Schiller, der, wie Goethe meint, viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als Goethe und diesen auch wegen der Horen, die er herauszugeben beabsichtigte, mehr anzuziehen als abzustoßen gedacht haben soll, habe darauf wie ein gebildeter Kantianer erwiedert. Beide hielten sich für unüberwindlich; es kam kein Resultat. Aber der erste Schritt war gethan. „Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten.“ Goethe nahm fortan Teil an seinen Absichten; Schillers Frau trug das ihrige bei zu dauerndem Verständnis, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten beide durch den grösten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Object und Subject einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für beide und andre „manches Gute“ gewirkt hat. „Für mich insbesondere, bekennt Goethe, war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschloßnen Samen und Zweigen hervorgieng. Unsere beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste reinste und vollständigste Zeugnis.“ So ruft er denn auch entfernten Freunden zu: „Schiller und Humboldt sehe ich öfters und freue mich ihres Umgangs“, oder: „Mit Schiller stehe ich recht gut, unser Weg geht für diesmal zusammen und es scheint, als ob wir eine ganze Zeit mit einander wandeln würden.“ Auch Schiller, der die Verbindung nicht ganz so wichtig nahm, berichtet Freunden: „Goethe kommt mir nun endlich mit Vertrauen entgegen, er fühlt jetzt ein Bedürfnis sich an mich anzuschließen, um den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtreichen Ideenwechsel.“ Während

Goethe, nach Meyers Mitteilung, lange nicht solchen geistigen Genuß gehabt wie bei Schiller in Jena, berichtet dieser, als er dem Freunde Körner meldet, daß er auf einige Zeit nach Weimar gehe und bei Goethe wohnen werde: letzterer habe ihm so sehr zugeredet, daß er sich nicht wol habe weigern können; und in Bezug auf die verabredete Correspondenz: „sie kann wirklich interessant werden." Für Goethe muste sie es schon durch Schillers Brief vom 23. Aug. 1794 sein. Schiller hatte die Herausgabe einer großen Monatsschrift, der Horen, übernommen und war bemüht, die bedeutendsten Geister dafür in Thätigkeit zu setzen. Einer geziemenden Einladung folgte Goethe willig mit Zusagen. In Schillers edler Natur war es tief begründet, dem Manne, den er vor wenig Jahren mit ingrimmiger Bewunderung als ihm im Wege stehend beinahe haßte, den Standpunkt zu zeigen, den er in Bezug auf ihn eingenommen. Er legte sein Wesen in der Charakteristik Goethes so rein, neidlos und offen dar, daß es schwer zu faßen ist, wie man diese unvergleichliche Analyse, die fast zu Goethes fünfundvierzigstem Geburtstage grüßte, hat misdeuten können. Sie gehört so wesentlich zur Schilderung Goethes, daß sie hier nicht übergangen werden kann. Anknüpfend an das Gespräch, das nach Goethes Bericht oben mitgeteilt ist, sagt Schiller: „Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie Sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgne Technik

einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehoft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr wert als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisierende Kunst sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüßig gemacht worden. Schon in der ersten Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Notwendigen aufgenommen und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als ihr siegendes, seinem Material überlegnes Genie diesen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt musten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem beßern Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, corrigieren und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genötigt ist, verträgt sich nicht wol mit der ästhetischen, durch welche er allein bildet. Sie haben

also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraction übergiengen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur diese das Genie hervorbringen kann." Schiller bekennt mit offener Bescheidenheit, daß er keinen großen materialen Reichthum von Ideen besitze, diesen vielmehr bei Goethe finden werde; sein Bedürfnis und Streben sei, aus wenigem viel zu machen; während Goethe sich bestrebe, seine große Ideenwelt zu simplificieren, suche er Varietät für seine kleinen Besitzungen. Goethes intuitivem Geiste ordnet er seinen symbolisirenden Verstand unter; ihn habe gewöhnlich der Poet, wo er philosophieren sollte, übereilt, und der philosophische Geist, wo er dichten wollte; noch jetzt begegne es ihm häufig genug, daß die Einbildungskraft seine Abstractionen und der kalte Verstand seine Dichtungen störe. Könnte er dieser beiden Kräfte in so weit Meister werden, daß er einer jeden durch seine Freiheit ihre Grenzen bestimmen könne, so erwarte ihn noch ein schönes Loß; leider aber, nachdem er seine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, drohe eine Krankheit seine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde er schwerlich Zeit haben, in sich zu vollenden, aber er werde thun was er könne, und wenn endlich das Gebäude zusammenfalle, so habe er doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande geflüchtet. — Es entspann sich nun der Briefwechsel zwischen beiden, der die Urkundensammlung für die innere Durchbildung der Litteratur bietet, auf der die Literatur in ihrem edelsten Wesen noch gegenwärtig beruht. Zu übersehen ist dabei jedoch nicht, daß die Gesetze, welche beide für die Gattungen der Dichtung suchen und aufstellen, für sie selbst nur Anhalte sind und ihre eigne Thätigkeit nur begleiten, nicht beherschen.

Aelter als mit Schiller war Goethes enge Freundschaft mit dem Maler und Kunstforscher Heinrich Meyer aus Stäfa bei Zürich. Er hatte ihn in Rom kennen gelernt und an ihm einen Sinnes-

genossen in Bezug auf Kunst als Selbstzweck gefunden. Nach seiner Heimkehr wirkte er ihm beim Herzoge von Weimar eine Unterstützung aus, die ihm einen zweijährigen Aufenthalt in Italien möglich machte, und gab ihm zugleich die Aussicht, demnächst eine bescheidne aber dauernde Stellung in Weimar zu finden. Meyer kam, als er seine Studien in Rom bis auf einen gewissen Grad vollendet hatte, nach Weimar, wurde Goethes Hausgenoß und erhielt in der Folge (1806) die Leitung der Zeichenschule. Er und Goethe sind es fast ausschließlich, die als „weimarische Kunstfreunde" auftraten und für die Schöpfung einer Malerei in classischen Formen bemüht waren, die denn freilich trotz aller aufgewandten Theorie wenig Anklang fand und jetzt, was Erfindung und Zeichnung betrifft, fast in die Reihe der Probebilder aus der französisch-hellenischen Zeit gestellt wird. Auch bei Goethes Untersuchungen über die Farben leistete Meyer Hülfe und gute Dienste. Auf sein Urteil legte der Dichter auch bei seinen poetischen Arbeiten den entschiedensten Wert. Auch Schiller schätzte seinen reinen ruhigen unbestochnen Blick. Alle drei standen im besten Vernehmen und förderlichsten Verkehr. — Eine Zeit gehörte auch W. v. Humboldt zu den Mitstrebenden, mehr durch Kritiken und Analysen goethescher und schillerscher Werke als durch eigne Productionen. In gleichem Verhältnis stand Körner in Dresden zu den weimarischen Freunden. Eine Schülerin des antiken Geschmacks und von Goethe und Schiller beschützt war die schöne Amalie v. Imhof, die Dichterin. — Mit Wieland war eine Art von Bruch eingetreten; man zählte ihn zu denen, die sich überlebt hatten, und war eher geneigt, ihn anzugreifen als zu schonen. Seine graecisierende Manier war in der That das baare Widerspiel von dem, worauf die weimarschen Freunde hinarbeiteten. — Herder stand in einem Verhältnis, das er von seiner Seite wie ein überlegenes auffaßte, während die Freunde es mehr wie ein geduldetes behandelten. Ueber den jungen Nachwuchs der Schlegel und Tieck waren

Goethes und Schillers Urteile häufig verschiedner Meinung. Goethe suchte sich mit ihnen zu verhalten, Schiller ließ sich nicht selten offne Geringschätzung ihres Talents und der confusen Herausbildung desselben blicken. Sein Reichtum war zu ungemein und zu selbstständig, als daß die Schätze der angehenden Romantiker dagegen hätten ins Gewicht fallen können. Goethe sah in ihnen universelles Streben und ausgreifende Gelehrsamkeit, mit deren Nutzung er manchen eignen Mangel decken konnte. Er war gewohnt, die Menschen auf der Seite anzufaßen, von der sie ihm förderlich werden konnten, und duldete das übrige als wär' es für ihn nicht vorhanden. Als Voß im Sommer 1794 (4. 5. Juni) in Weimar war, „ein recht wackrer und liebenswürdiger Mann, offen und dem es strenger Ernst ist um das was er thut," zog Goethe ihn gleich an, um die Grundsätze, nach denen er arbeitete, von ihm selbst zu hören, die er sich dann bei seinen Arbeiten in Hexametern und elegischer Form zu Nutze zu machen bemüht war.

Den Sammelplatz für die Arbeiten der genannten Freunde bildeten anfänglich die von Schiller geleiteten Horen und der Musenalmanach, dann Goethes Propylaeen, später die hallische und die jenaische Literaturzeitung. Für die Horen bestimmte Goethe die römischen Elegien und eine Epistel; jene, die bis an die äußersten Grenzen sinnlicher Naivetät vorschritten, ja mitunter darüber hinausgiengen, mußten beim Abdruck, „um die Decenz nicht zu beleidigen," eingeschränkt und ausgesondert werden. Die ausgeschiedenen sind bisher noch nicht gedruckt. Die Naivetät, dergleichen Dichtungen in eine Zeitschrift zu geben, die mit dem Anspruch auftrat, einen allgemeinen Leserkreiß zu erwerben, erscheint fast fabelhaft, wird aber beinahe noch überboten von der Unbefangenheit, mit der Goethe die Unterhaltungen der Ausgewanderten in die Zeitschrift gab, die doch interessieren sollte. Schiller klagte sehr, daß dies Unglück schon das erste Heft treffen müße; sein Name war damals aber so empfelend, daß

schon auf die bloße Ankündigung der Horen fast tausend Exemplare bestellt waren und ungeachtet jener Fatalität im Mai 1794 der Absatz verdoppelt war. Die goetheschen Propyläen haben es niemals über 300 Abnehmer gebracht, ein Umstand der auf den Wert keinen Schluß erlaubt, für die Wirksamkeit aber bezeichnend ist. — Goethe trieb auch während der ersten genaueren Bekanntschaft mit Schiller seine Liebhabereien und Studien auf Kosten der Dichtung. Die vergleichende Anatomie und die Aufstellung des osteologischen Schemas ließ das Interesse für ein Trauerspiel im griechischen Geschmack, dessen Gegenstand die Befreiung des Prometheus war, nicht aufkommen, dagegen rückte die Herausgabe des Wilhelm Meister fort. Er hatte endlich mit diesen Arabesken seines Lebens abgeschlossen; die ersten Weimarer Jahre und manches aus älterer Zeit war hineinverarbeitet und nahm sich nun, wie stück- und ruckweise es auch entstanden war, als ein Ganzes aus, das jedoch weiterstrebte und Fortführung und Auflösung erwarten ließ, ja nötig machte, nicht allein wegen äußerlich angesponnener Schicksale, die im Verlaufe des Romans noch unentwickelt und dunkel blieben, mehr noch wegen der innern Anlage der Hauptperson selbst, die vom Schauspieler zum Künstler übergeht und dann als praktischen Beruf die Chirurgie ergreift, ohne die innere Durchbildung, die der eigentliche Gegenstand dieses Romans ist, vollzogen zu haben. Die geheime Gesellschaft fertiger Persönlichkeiten, mit welcher der unfertige Wilhelm in Zusammenhang tritt, war, wie launenhaft sie gegenwärtig erscheinen mag und wie wenig sie auch gibt, für den Erziehungsplan Wilhelms als contrastierendes Motiv bequem, wenn auch nicht unausweichlich. Goethe hätte sehr wol im offnen Leben fertig gewordne Menschen aufstellen können; die Zeit der geheimen Verbindungen verleitete ihn, sich für den Roman näher damit einzulassen als der Erhaltung eines durch die Zeiten dauernden Interesses zuträglich war. Den Faden nahm er erst spät wieder auf.

Als die Unterhaltungen der deutschen Ausgewanderten in den Horen mit dem überaus frostigen Mährchen (gegen die französische Revolution) beschlossen waren und Schiller um Beiträge drängte, namentlich um Bruchstücke des Faust, gab Goethe — Uebersetzungen! Außer dem Versuche der Staël über die Dichtungen übersetzte er den Cellini. Er hatte das Werk Cellini's über die Goldschmiedekunst aus Göttingen erhalten; beim Studium desselben geriet er an die Lebensbeschreibung des Autors, die er gleich fröhlich zu übersetzen begann, da es ihm unmöglich erschien, einen Auszug daraus zu machen: „denn was ist das menschliche Leben im Auszuge!“ Alle pragmatische biographische Charakteristik, deuchte ihm, müße sich vor dem naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen. Es wurde jedoch nicht eigentlich eine Uebersetzung, sondern ein umfaßender Auszug, da vielerlei weggelaßen ist, was zu dem „naiven Detail“ nicht zu gehören schien. Die Bearbeitung machte Glück und wurde, noch ehe Goethe eine besondere Ausgabe veranstaltete, nachgedruckt.

Nach einer Reise ins Karlsbad (Juli, Aug. 1795) ordnete Goethe seine Venetianischen Epigramme für den Schillerschen Musenalmanach, der im Herbst zuerst erschien. Nachdem der erste glücklich vom Strande gelaufen, wurde gleich ein anderer vorbereitet, für den Goethe mit Schiller einen etwas ungezogenen, sehr wilden Bastard, die Xenien, erzeugte. Der ursprüngliche Einfall war, auf alle Zeitschriften Epigramme zu machen, jedes von einem einzigen Distichon wie die Xenien des Martial, den Goethe im Dec. 1795 kennen lernte. Der Einfall gehörte ihm und auch die ersten Proben giengen von ihm aus. Schiller, der den Gedanken prächtig fand, meinte, wenn sie das Hundert voll machen wollten, müßten sie auch über einzelne Werke herfallen, da finde sich reichlich Stoff; sobald sie sich selbst nur nicht ganz schonten, könnten sie Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff biete nicht die stolbergische Sippschaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt

mit ihren Ichs und Nichtichs, Freund Nicolai ihr geschworner Feind, die Leipziger Geschmacksherberge, Thümmel, Göschen als sein Stallmeister! Goethe übersendet alsbald ein Dutzend mit der Bemerkung, ein solches Hundert könne beim Publico und den Collegen zur angenehmsten Empfehlung dienen. Bald regte sich neben dem polemischen Gelüst das ästhetische Gewißen. Die Formlosigkeit machte Scrupel; indessen tröstete die Erwägung, daß die Einheit bei einem solchen Producte in einer gewissen Grenzenlosigkeit und alle Meßung überschreitenden Fülle gesucht werden, und damit die Heterogenität der beiden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sei, das Einzelne ein Minimum sein müße. Das meiste, bekennt dann das Gewißen wieder, sei wilde gottlose Satire mit einzelnen poetischen und philosophischen Gedankenblitzen untermischt. Im Februar 1796 sollten es schon nicht unter 600 Monodistichen werden, der Plan aber verstieg sich auf tausend. Ueber 200 waren in den ersten Wochen fertig. Als eine „raisonnable Anzahl" vorlag, wurde der Vorrat mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit sortiert, überarbeitet, um einerlei Idee hineinzubringen, wozu jeder etwas von seiner Manier aufzuopfern und sich dem andern zu nähern suchte. Sie beschloßen förmlich, ihre Eigentumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinanderzusetzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu laßen. „Sammeln wir unsre Gedichte, so läßt jeder die Xenien ganz abdrucken." Das ist in der Folge nicht geschehen und jeder hat nur das aufgenommen, was er verfaßt haben wollte, ohne daß er nun auch Urheber des Aufgenommenen sein müßte. Ueber das Einzelne liegen die Untersuchungen von Boas, Saupe und Maltzahn vor, die für das Verständnis alles zusammengestellt haben, was man wünschen durfte; in der Sonderung des beiderseitigen Anteils ist die Kritik zu geschäftig gewesen und selbst das Xenienmanuscript, das sich gefunden hat und herausgegeben wurde, kann nichts entscheiden, da es weder vollständig noch das einzige ist; manches brachte der Eine nach dem Einfall des Andern in

Distichen, und da nachweislich Beide manchmal an einem Xenion Anteil haben, so ist der an sich erlaubte Schluß um so wahrscheinlicher, daß Beide auch Anteil an Distichen haben, bei denen es äußerlich nicht nachweisbar geblieben. An einen „Kampf“ ist übrigens bei diesen Xenien von Seiten Goethes und Schillers, die mit den Herren des Tages spielten, nicht zu denken; Goethe vergleicht die Xenien den Karnevals-Gips-Drageen, Schiller bezeichnet den Charakter als eine angenehme und zum Teil geniale Impudenz und Gottlosigkeit, eine nichts verschonende Satire, in welcher jedoch ein lebhaftes Streben nach einem festen Punkt zu erkennen sein werde. Man könnte die Xenien einem Wetter vergleichen, das über die Häupter mit Donner und Blitz hinrollte und die Luft reinigte. Was durch Schärfe und Mutwillen reizte, mußte bei jedem andern der nicht wie die beiden Dichter mit einem großen Gehalte für den bloßen Ausfall eintreten konnte, als platte Unart erscheinen; zwischen der Rücksichtslosigkeit der Xenien und der zum Teil bloß groben Ungezogenheit der Antworten findet kein andrer Vergleich statt, als der auf die Urheber jener und dieser auch sonst zutreffende.

Schon vor und während der Xenienzeit hatten beide sich zu einer Art von gemeinsamer Arbeit zusammengethan; Schiller bearbeitete den goetheschen Egmont zur theatralischen Darstellung, weder glücklich noch zu Goethes Zufriedenheit, aber doch bühnenwirksam, worauf es zunächst ankam. Den Egmont spielte Iffland, der Charfreitag (23. März 1796) in Weimar angekommen war und bis zum 23. April in vierzehn Gastrollen auftrat. Für Goethe waren diese Darstellungen hoher Genuß. Er versicherte Freunden, daß durch Ifflands Spiel der gleichsam verlorne Begriff von dramatischer Kunst wieder lebendig werde; er sondere seine Rollen, was einen echten Künstler eigentlich bezeichne, so von einander ab, daß in der folgenden kein Zug von der vorhergehenden erscheine; dies Absondern sei der Grund von allem Uebrigen; eine jede Figur erhalte durch diesen scharfen Umriß ihren Charakter, und ebenso wie

es dadurch dem Schauspieler gelinge, bei der einen Rolle die andere völlig vergessen zu machen, so gelinge es ihm auch, sich von seiner eignen Individualität, so oft er wolle, zu separiren und sie nur da, wo ihn die Nachahmung verlaße, bei gemütlichen, herzlichen und würdigen Stellen hervortreten zu laßen; der Vorteil, durch die schwächsten Nuancen bedeutend und mannigfaltig zu werden, liege gleich zur Hand, und alles Uebrige, was zur Erscheinung komme, entspringe aus dieser tiefen Quelle. Iffland hatte eine große Gewandtheit des Körpers und war Herr über alle seine Organe, deren Unvollkommenheiten er zu verbergen, ja sogar zu benutzen wuste. Die große Fähigkeit seines Geistes auf die Eigenheiten der Menschen aufzumerken und sie in ihren charakteristischen Zügen wieder darzustellen, erregte Verwunderung so wie die Weite seiner Vorstellungskraft und die Geschmeidigkeit seiner Darstellungsgabe.

Nach Ifflands Abreise gieng Goethe, im Mai, nach Jena, wo er bei Schiller mit Körner, dem Vater des Dichters, und dem Grafen Gesler, der nach Italien reiste, zusammentraf und sein neuestes Gedicht Alexis und Dora vortrug, dessen weise Anordnung Körner besonders gefiel. Ein liebender Jüngling wird als Dichter dargestellt; es ist ihm Bedürfnis und Linderung, die Bilder der schönen Vergangenheit zurückzurufen, in ihnen zu schwelgen, sie mit aller Pracht des Rhythmus und der Sprache auszumalen. Er beginnt mit der Schilderung dessen, was ihn umgibt. Der Gegensatz führt ihn bald auf seine herschende Idee. Der natürlichste Uebergang leitet ihn auf die Geschichte seiner Liebe. Nun folgt die höchste Begeisterung, dann Entwürfe, frohe Aussichten, und nun führt der Gegensatz wieder schwarze Bilder herbei. Er erblickt den Abgrund, wohin ihn die Phantasie führt, läßt plötzlich den Vorhang fallen, erscheint wieder als Dichter und löst die Dissonanz mit der Stimmung auf, in der er das Gedicht anhub. Schiller stellte die Idylle zu dem Schönsten, was Goethe gemacht

habe, „so voll Einfalt ist sie bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung. Durch die Eilfertigkeit, welche das wartende Schiffsvolk in die Handlung bringt, wird der Schauplatz für die zwei Liebenden so enge, so drangvoll und so bedeutend der Zustand, daß dieser Moment den Gehalt eines ganzen Lebens bekommt. Es würde schwer sein einen zweiten Fall zu erdenken, wo die Blume des Dichterischen von einem Gegenstande so rein und so glücklich abgebrochen wird.“ Nur darein konnte Schiller sich nicht finden, daß die Eifersucht so dicht neben die glückliche Trunkenheit gestellt wird, mit der Alexis das Mädchen verläßt und sich einschift. Goethe erwiederte, dafür habe er zwei Gründe; einen aus der Natur: weil jedes unerwartete und unverdiente Liebesglück die Furcht des Verlustes unmittelbar auf der Ferse nach sich ziehe; und einen aus der Kunst: weil die Idylle durchaus einen pathetischen Gang habe und also das Leidenschaftliche bis gegen das Ende gesteigert werden müsse, da sie denn durch die Abschiedsverbeugung des Dichters wieder ins Leidliche und Heitere zurückgeführt werde. Beide Gründe widerlegen Schillers Bedenken nicht, dem nicht die Furcht des Verlustes, sondern die Eifersucht, die Furcht vor der A r t des Verlustes, anstößig war. Der pathetische Gang würde auch ohne dies Mittel und viel reiner zu steigern gewesen sein, wenn Goethe das, was er als Verwünschung benutzte, als drohende Bilder der Zukunft dicht an die teuschende Hoffnung des Hinwegfahrenden gerückt hätte. Daß Goethe die Furcht eines Verlustes sich kaum in einer andern als der hier wirkenden Art denken konnte und daß Schillers Gefühl keine Rechtfertigung dafür wußte, ist für die Grundverschiedenheiten in den Naturen beider sehr bezeichnend. Schiller, dem es nie um Rechthaben zu thun war, ließ die Erörterung fallen, während Goethe noch im Gespräch mit Eckermann (1, 229) dabei beharrte, die Eifersucht liege in der Sache; er habe selbst einen jungen Menschen gekannt, der in leidenschaftlicher Liebe zu einem schnell ge-

wonnenen Mädchen ausgerufen: „aber wird sie es nicht einem andern ebenso machen wie mir?“ Dieser Zweifler brauchte nicht deutlicher zu verraten, daß er an sich die Erfahrung hatte machen lassen, die er zu machen fürchtete.

In Jena entstand beim Abschluß des Wilhelm Meister das kleine Lied Mignons „So laßt mich scheinen bis ich werde,“ das ursprünglich im Roman nur erwähnt werden sollte, aber des Effects wegen doch eingeschaltet wurde. Zwischen den Xenien kam auch Oberons goldne Hochzeit ans Licht, die Schiller jedoch zurücklegte und Goethe später dem Faust einfügte. Eine bei Körners Anwesenheit entworfne Dichtung Hero und Leander blieb Entwurf.

Als im Oct. die Xenien, die „mordbrennerischen Füchse“ unter den „Philistern“ anfiengen ihre Wirkung zu thun und die Bewegung immer lebhafter, die Angriffe und Entgegnungen immer plumper, gröber, persönlicher wurden, gelüstete es Schillern zu antworten, wodurch die Sache ins Endlose gezogen und für die Xeniendichter voraussichtlich übel ausgelaufen wäre. Goethe war kälter und hielt zurück. „Nach dem tollen Wagestück müßen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edeln und Guten umwandeln.“ Er hatte dazu bereits den ersten Schritt gethan und war (7. Dec.) im Begriff durch eine für die Horen bestimmte Elegie ein neues Gedicht anzukündigen, als Schiller (9. Dec.) zu bedenken gab, ob der Moment zur Bekanntmachung auch günstig sei, da beim Publicum noch keine Stimmung erwartet werden könne. Goethe war zufrieden, daß der Druck noch anstehe. Das Gedicht, das er durch die Elegie ankündigen wollte, war Herrmann und Dorothea.

Französische Emigrierte hatten sich ins Würzburgische gezogen, wurden aber vom Bischof bald genötigt, sich weiter zu begeben; sie fanden im Eisenachischen Aufnahme und zerstreuten sich später

(Sept. 1796), als der Landgraf von Darmstadt dort mit 290 Pferden anlangte und für ihn Platz geschafft werden mußte, über das Weimarische. Die Wanderzüge lenkten Goethes Interesse auf die ältere Emigrationsgeschichte der Salzburger. Unter den alten Relationen ist eine, „das liebthätige Gera gegen die salzburgischen Emigranten“ (1732. 8.). Darin steht erzählt: „In Alt-Mühl, einer Stadt im Oettingischen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heiraten angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Salzburger Emigranten auch durch dieses Städtchen passieren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefällt, dabei er in seinem Herzen den Schluß faßet, wenn es angehen wolle, dieselbe zu heiraten; erkundigte sich dahero bei den andern Salzburgern nach dieses Mädgens Aufführung und Familie, und erhält zur Antwort, sie wäre von guten redlichen Leuten, und hätte sich jederzeit wol verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurückgelaßen. Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehelichen vermahnet, so hätte er sich nunmehro eine Person ausgelesen, wenn ihm nun solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wißen will, wer sie sei, sagt er ihm, es wäre eine Salzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht laßen wolle, würde er niemalen heiraten. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger rufen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittlung auf andre Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeint, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowol dem Sohne, als auch der Emigrantin zum Besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben und es dem Sohne in seinen Gefallen stellen. Dieser gehet sofort zu seiner Salzburgerin und frägt sie, wie es ihr hier im Lande ge-

„Schluß des Gedichts vollkommen schematisiert.“ Am 29. Jan. war es zwar noch nicht fertig, aber doch schon an den Buchhändler Vieweg „verhandelt“, und alle Wünsche waren nun auf die Vollendung gerichtet; drei Wochen später wurden Schiller die drei ersten Gesänge „endlich“ übersandt und der Dichter war am vierten, also noch da, wo er schon vor vier Monaten gewesen. Am 1. März wird das kleinlaute Bekenntnis abgelegt, daß der Anfang gemacht sei, den vierten Gesang in Ordnung zu bringen; am 3. März ist das Gedicht im Gange und den Tag darauf rückt die Arbeit und fängt an, Masse zu machen. Die Ausdehnung veranlaßte eine Veränderung in der Oekonomie der Gesänge, aus sechs wurden neun, von denen jeder eine Ueberschrift und nach Herodots Vorgange den Namen einer Muse erhielt. Am 8. April war mit W. v. Humboldt ein genaues prosodisches Gericht über die letzten Gesänge gehalten; das Gedicht war jedoch noch nicht fertig; am 17. Apr. giengen zwar die ersten vier Musen zum Druck ab, die letzten fünf forderten aber noch zu fleißiger Beschäftigung auf, wobei besonders die prosodischen Bemerkungen Humboldts benutzt wurden. Es war ein Glück, daß die Ausdauer bis dahin gereicht hatte, denn schon suchte Goethe nach einem Gegenstande, bei dem er mit Interesse im eigentlichen Sinne spielen könne. „Die Poesie wie wir sie seit einiger Zeit treiben ist eine gar zu ernsthafte Beschäftigung.“ Am 28. Apr. schrieb er an Meyer: „Mein Gedicht ist fertig; es besteht aus 2000 Hexametern und ist in neun Gesänge geteilt und ich sehe darin wenigstens einen Teil meiner Wünsche erfüllt. Es wird die Frage sein, ob Sie unter dem modernen Costüm die wahre ächte Menschenproportion und Gliederform erkennen werden?“ Erst am 15. Mai wurden abermals vier Gesänge zum Druck abgesandt und Goethe gieng gleichzeitig nach Jena, um den letzten zu endigen. In Bezug auf den eben geschloßnen Frieden bemerkte er: „auch mir kommt der Friede zu statten und mein Gedicht gewinnt dadurch eine reinere Einheit.“ Am 17. Mai suchte er wo möglich die Stimmung zum Schluß zu gewinnen. Endlich am 3. Juni sandte er

an Schiller den letzten Gesang: „Hierbei Urania.“ Am 1. Juli waren die ersten 7 gedruckten Bogen mit fünf und einem halben Gesange angekommen; am 2. Oct. rumorten Hermann und Dorothea schon im Stillen und waren, ein Jahr nach dem Beginn der Arbeit, in den Händen der Leute. Schiller meinte, es sei recht schön, daß die Dichtung in Jena, wo sie angefangen worden, auch vollendet sei. „Die Judenstadt darf sich was darauf einbilden.“

Ueber das Gedicht selbst soll hier weder eine Untersuchung angestellt, noch ein Urteil gegeben werden; die Abhandlung Humboldts über Hermann und Dorothea ist so umfaßend und eindringend, daß wenig zu sagen übrig bleiben würde. Den sichersten Punkt, von dem die Beurteilung ausgehen muß, gab Goethe selbst in der Bemerkung, daß er das rein Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt von den Schlacken abgeschieden und die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückgeworfen habe. Weltbewegung im engsten Raume ist das Wesentliche des Gedichtes, dessen Stoff aus der Zeit kirchlich-politischer Bewegung in die Zeit der rein politischen Bewegung verlegt, aber durch die Wahl des Schauplatzes in einer kleinen friedlichen Stadt, ja in einer kleinbürgerlichen Familie wieder gefestigt ist. Beide Welten, die feste des kleinbürgerlichen Lebens, aus der man blickt, und die große politisch-sociale, in welche der Blick eröffnet wird, sind contrastiert, aber nicht in Conflict gesetzt, vielmehr lösen sich die drohenden Conflicte der ersteren an der letzteren friedlich und befriedigend auf.

Goethe war früher gewohnt ein Gedicht, sobald es fertig war, fallen zu laßen, ohne viel darüber zu reflectieren. Die Berührung mit Schiller, der damals mehr zur Betrachtung als zum Schaffen aufgelegt war, und die Verbindung mit Meyer, die auf eine Feststellung neuer Grundsätze der Kunst abzweckte, veranlaßten ihn jetzt zu Reflexionen über die Dichtungsarten, wobei er seine eigene Hervorbringung benutzte, um über die dichterische Arbeit im allgemeinen Aufschlüße zu gewinnen. Bei Versen im Homer, welche die Kritik als

spätere Einschiebsel rückwärts greifender Motivierung bezeichnete, fiel ihm auf, daß er bei seiner Dichtung ähnlich zu Werke gegangen sei und rückwärts greifend einzelne Verse eingeschoben habe, um auf nachfolgende Umstände und Begebenheiten vorzubereiten. Zu allgemeinen Betrachtungen bot sich schon während der Arbeit Anlaß. Als er kaum mit dem ersten Wurfe des Gedichtes fertig war, bemerkte er, eine Haupteigenschaft des epischen Gedichtes sei es, daß es immer vor- und zurückgehe; alle retardierenden Motive seien daher episch; doch dürften es keine eigentlichen Hindernisse sein, welche ins Drama gehörten. Gleich nach Vollendung des Gedichtes entwarf er die Grundzüge zu einer mit Schiller gemeinschaftlich auszuführenden Untersuchung über epische und dramatische Dichtung, die als Fundament seiner Poetik hier mitgeteilt werden müssen.

Der Epiker und Dramatiker, heißt es, sind beide den allgemeinen Gesetzen unterworfen, besonders dem Gesetze der Einheit und der Entfaltung; ferner behandeln sie beide ähnliche Gegenstände und können beide alle Arten von Motiven brauchen; ihr großer wesentlicher Unterschied beruht aber darin, daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt und der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig darstellt. Die Gegenstände des Epos und der Tragödie sollten rein menschlich, bedeutend und pathetisch sein; die Personen stehen am besten auf einem gewissen Grade der Cultur, wo die Selbstthätigkeit noch allein auf sich angewiesen ist, wo man nicht moralisch, politisch, mechanisch, sondern persönlich wirkt. Das epische Gedicht stellt vorzüglich persönlich beschränkte Thätigkeit, die Tragödie beschränktes Leiden vor, das epische Gedicht den außer sich wirkenden Menschen: Schlachten, Reisen, jede Art von Unternehmung, die eine gewisse sinnliche Breite fordert, die Tragödie den nach innen geführten Menschen, und die Handlungen der ächten Tragödie bedürfen daher nur weniges Raumes. Der Motive sind fünferlei Arten: 1. Vorwärtsschreitende, welche die Handlung fördern; deren bedient sich vorzüglich das Drama. 2. Rückwärts-

schreitende, welche die Handlung von ihrem Ziele entfernen; dieser bedient sich das epische Gedicht fast ausschließlich. 3. Retardirende, welche den Gang aufhalten oder den Weg verlängern; dieser bedienen sich beide Dichtarten mit dem größten Vortheil. 4. Zurückgreifende, durch die dasjenige, was vor der Epoche des Gedichts geschehen ist, hereingehoben wird. 5. Vorgreifende, die dasjenige, was nach der Epoche des Gedichts geschehen wird, anticipiren; beide Arten braucht der epische, so wie der dramatische Dichter, um sein Gedicht vollständig zu machen. Die Welten, welche zum Anschauen gebracht werden sollen, sind beiden gemein. 1. Die physische, und zwar erstlich die nächste, wozu die dargestellten Personen gehören und die sie umgibt. In dieser steht der Dramatiker meist auf Einem Punkte fest, der Epiker bewegt sich freier in einem größern Local; zweitens die entferntere Welt, wozu die ganze Natur zu rechnen ist. Diese bringt der epische Dichter, der sich überhaupt an die Imagination wendet, durch Gleichnisse näher, deren sich der Dramatiker sparsamer bedient. 2. Die sittliche ist beiden ganz gemein, und wird am glücklichsten in ihrer physiologischen und pathologischen Einfalt dargestellt. 3. Die Welt der Phantasien, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle und Schicksale. Diese steht beiden offen, nur daß sie an die sinnliche herangebracht werde, wobei denn für die Modernen eine besondere Schwierigkeit entsteht, weil wir für die Wundergeschöpfe, Götter, Wahrsager und Orakel der Alten, so sehr es zu wünschen wäre, nicht leicht Ersatz finden. Die Behandlung im Ganzen betreffend, wird der Rhapsode, der das vollkommen Vergangene vorträgt, als ein weiser Mann erscheinen, der in ruhiger Besonnenheit das Geschehene übersieht; sein Vortrag wird dahin zwecken, die Zuhörer zu beruhigen, damit sie ihm gern und lange zuhören; er wird das Interesse ebenmäßig vertheilen, weil er nicht im Stande ist, einen allzulebhaften Eindruck geschwind zu balanciren; er wird nach Belieben rückwärts und vorwärts greifen und wandeln; man wird ihm überall folgen, denn er hat es nur mit der Einbildungskraft zu thun, die sich ihre

Bilder selbst hervorbringt und der es auf einen gewissen Grad gleichgültig ist, was für welche sie aufruft. Der Rhapsode sollte als ein höheres Wesen in seinem Gedicht nicht selbst erscheinen. Der Mime dagegen ist gerade in dem entgegengesetzten Falle; er stellt sich als ein bestimmtes Individuum dar, er will daß man an ihm und seiner nächsten Umgebung ausschließlich Teil nehme, daß man die Leiden seiner Seele und seines Körpers mitfühle, seine Verlegenheiten teile und sich selbst über ihn vergesse. Zwar wird auch er stufenweise zu Werke gehen, aber er kann viel lebhaftere Wirkungen wagen, weil bei sinnlicher Gegenwart auch sogar der stärkere Eindruck durch einen schwächeren vertilgt werden kann. Der zuschauende Hörer muß von Rechtswegen in einer steten sinnlichen Anstrengung bleiben, er darf sich nicht zum Nachdenken erheben, er muß leidenschaftlich folgen, seine Phantasie ist ganz zum Schweigen gebracht, man darf keine Ansprüche an sie machen, und selbst was erzählt wird muß gleichsam darstellend vor die Augen gebracht werden.

Den aufgestellten Maßstab, über dessen Wert und Bedeutung hier, wo es nur auf die Bezeichnung des goetheschen Standpunktes ankommt, weitere Erörterungen nicht zweckmäßig sein würden, hielt er an Hermann und Dorothea und fand, daß in dem Gedichte kein ausschließlich episches (rückwärtsschreitendes) Motiv, sondern nur die vier andern, die dem Epos und Drama gemein sind, gebraucht werde; daß es ferner nicht außer sich wirkende, sondern nach innen geführte Menschen darstelle und sich auch dadurch von der Epopöe entferne und dem Drama nähere; daß es sich mit Recht der Gleichnisse enthalte, weil einem mehr sittlichen Gegenstande das Zudringen von Bildern aus der physischen Natur nur mehr lästig gewesen wäre; daß es endlich aus der dritten Welt, ob es gleich auffallend sei, noch immer genug Einfluß empfangen habe, indem das große Weltschicksal teils wirklich, teils durch Personen symbolisch eingeflochten und von Ahnung, von Zusammenhang einer sichtbaren und unsichtbaren Welt doch auch leise Spuren

umgegeben seien, welches zusammen an die Stelle der alten Götterbilder trete, deren physisch-poetische Gewalt freilich dadurch nicht ersetzt werde.

Schon während der Arbeit an Hermann und Dorothea fieng der Dichter an, die Geduld zu verlieren und sich nach leichterem Spiel umzuschauen. Für ihn ganz bezeichnend ist es, daß er, von der einfachen homerischen Welt in die patriarchalische des Alten Testaments übergehend, sich den Moses auswählte. „Meine kritisch-historisch-poetische Arbeit geht davon aus, daß die vorhandenen Bücher sich selbst widersprechen und sich selbst verraten; und der ganze Spas, den ich mir mache, läuft dahin hinaus, das menschliche Wahrscheinliche von dem Absichtlichen und bloß Imaginierten zu sondern und doch für meine Meinung überall Belege aufzufinden. Alle Hypothesen dieser Art bestehen bloß durch das Natürliche des Gedankens und durch die Mannigfaltigkeit der Phänomene, auf die er sich gründet." Die wolfsche Kritik des Homer, die in den vorliegenden epischen Gedichten eine Verarbeitung von selbstständigen Teilen nachgewiesen hatte, war auch bei dieser alttestamentarischen Untersuchung oder Kurzweil von größtem Einflusse, nur daß Goethe ohne tieferes Studium das auf der Hand Liegende zu fassen versuchte. Was er zu Stande brachte, nahm er später in die Abhandlungen auf, die er dem Divan zugab. — Neben Spielereien dieser Art, wie er sie nannte, wurden die naturwissenschaftlichen Untersuchungen mit voller Ernsthaftigkeit fortgeführt. Es fand sich Gelegenheit, unter farbigen Gläsern und ganz im Finstern Pflanzen zu erziehen und über ihre und der Schmetterlinge Wachstum und Metamorphose Beobachtungen anzustellen. Auch die Untersuchungen zur Morphologie giengen fort, Galvanisches und Chemisches drängten sich auf und die Chromatik, an der Meyer bei den ersten Farbentafeln half, wurde zur wahrhaften Qual. Wie seltsam er sich bei den Untersuchungen und bei der Zusammenstellung vermeinter Resultate auf dem Ge-

biete der Farbenlehre betrafen, mochte ihm zu seiner Ueberraschung deutlich werden, als ihm Schiller mit einer Anwendung der Kategorien auf die Mitteilungen antwortete, die er ihm in der bescheidenen Form eines bequemen Regulativs der Erfahrungen vortrug, wobei er nicht undeutlich merken ließ, daß er in dem Mitgeteilten nur den Rationalismus finde, der aus einer gewissen Pluralität der Phänomene bis zur Möglichkeit, keineswegs aber aus der richtigen Limitation bis zur Notwendigkeit vorgedrungen sei. Goethe suchte sich der Fingerzeige nach Kräften zu bedienen und begann von da an, Freunden zu bekennen, es sei doch für ihn ganz vorteilhaft, daß er mit den andern Arten zu denken etwas bekannter geworden, die er, ob sie gleich nicht die seinigen werden könnten, dennoch als Supplement seiner Einseitigkeit zum praktischen Gebrauch äußerst bedürfe.

Schiller war es, der Goethen zu neuen dichterischen Productionen trieb, teils durch Mahnungen, für den Musenalmanach zu sorgen, teils in der wirksameren Weise, daß er seinen Wetteifer reizte. Nach der Vollendung des bürgerlich-idyllischen Epos entstanden bei wiederholtem Zusammenleben, bald in Jena, bald in Weimar, im Sommer mehrere Gedichte, darunter die Balladen und Elegien, zu denen wieder Chr. Vulpius Anlaß gab. Das Idyll, der neue Pausias und sein Blumenmädchen, das von dem sinnlich-sichtbaren Bilde in völlig dramatischer Wechselrede rückwärtsschreitend die Geschichte der Liebenden darstellt, die dem Bilde vorausliegt, war schon zu Anfang Mai vorhanden. Rasch entstand die Elegie Metamorphose der Pflanzen, die Schiller (23. Mai) so musterhaft schön und rund und vollendet nennt, daß er recht dabei gefühlt habe, wie auch ein kleines Ganze, eine einfache Idee, durch die vollkommene Darstellung einem den Genuß des Höchsten geben könne; auch bis auf die kleinsten Forderungen des Metrums sei es vollendet. Uebrigens beschäftigte es ihn, diesem kleinen Stücke die Geistes-Atmosphäre anzumerken, in

welchen der Dichter gewebe, leben mochte, denn es sei ordentlich recht sentimentalisch schön. Wenige Tage später (28. Mai) sandte Goethe ein Gedicht, „das sich auch an einen gewissen Kreis anschließt", die Elegie Amyntas, die Körner als „köstliches Cabinetsstück für den ächten Kunstfreund" bezeichnete und deshalb am liebsten nicht gedruckt gesehen hätte. „Es existiert vielleicht nichts in der ästhetischen Welt, wo Sinnlichkeit und Seele inniger in einander verwebt sind." Das Publicum im Ganzen sei für solche Producte noch nicht reif genug und werde sie misverstehen oder misbrauchen. Daß diese Ansicht begründet war, zeigt Herders Urteil über Goethes Balladen in einem Briefe an Knebel (Nachl. 2, 279): „Es spielt Priapus darin eine große Rolle, einmal als Gott mit einer Bajadere, so daß sie ihn Morgens an ihrer Seite todt findet; das zweitemal als ein Heidenjüngling mit seiner christlichen Braut, die als Gespenst zu ihm kommt, und die er, eine kalte Leiche ohne Herz, zum warmen Leben priapisiert; das sind Heldenballaden!" Dies Urteil, vom 5. Aug. 1797, läßt die Kluft deutlich erkennen, die Herder von den beiden Dichtern trennte, so daß die Entfremdung bald schroff und schroffer wurde und Goethe „den Alten auf dem Topfberge" herzlich bedauerte, daß er verdammt sei, sich und andern auf eignem Felde den Weg zu verkümmern. Körner fand in der Braut von Korinth eine gewisse Dunkelheit, die vielleicht absichtlich sei, aber bei ihm die Wirkung störe. Schiller antwortete, im Grunde sei es nur ein Spas von Goethe gewesen, einmal etwas zu dichten, was außer seiner Neigung und Natur gelegen. Sicher beruht das Thatsächliche dieser Antwort Schillers auf mündlicher Bemerkung Goethes, der wol etwas zum Spas machen mochte, wovon die Ausleger und Theoretiker mit strengem Ernst ihre Lehrsätze über Ballade, Romanze und Erzählung abstrahierten. Den Stoff hatte Goethe aus seinen Fauststudien im Gedächtnis behalten und zwar aus den disquisitionibus magicis des Delrius, der wieder aus den Wunderge-

schichten des Phlegon von Tralles schöpfte. Entlegner war die Quelle zu der zweiten Ballade, der Gott und die Bajadere, die schon am 10. Juni erwähnt wird. Die Quelle*) läßt einen Braminen erzählen: „Es hat sich begeben, daß Dewendre in menschlicher Gestalt einsmals zu einer gewissen — Bajadere gekommen, welche er hat wollen versuchen, ob sie auch getreu wäre. Er wurde einig mit ihr und gab derselben einen guten Lohn. Nach solchem Lohn begegnete sie ihm dieselbe Nacht sehr wol, also daß sie ihm keinen Schlaf in die Augen kommen ließ. In derselbigen Nacht aber soll sich zugetragen haben, daß sich Dewendre gestellt, als ob er sterben wollte, wie er dann ihrer Meinung nach starb. Darauf wollte sich das Mädchen mit ihm verbrennen laßen und kunnten ihr solches ihre Freunde nicht aus dem Sinn reden, als die ihr vorhielten, daß es ja ihr Mann nicht wäre. Nachdem sie ihr aber nicht weiter wollte sagen laßen, so ließ sie das Feuer zubereiten, in daßelbige zu springen. Da es nun auf das äußerste mit ihr gekommen war, erwachte der Dewendre und sprach, er hätte sich nur so gestellt, als ob er todt wäre, einig und allein ihre Treue dadurch zu erforschen, und versprach ihr dabei, sie sollte zur Belohnung ihrer gepflogenen Treue mit ihm nach Dewendre-Locon, das ist an der glückseligen Oerter einen, gehen und kommen." Gleichzeitig entstand der Zauberlehrling nach einer Erzählung des Eukrates in Lucians Lügenfreund (der wielandschen Uebersetzung 1788. 1, 191 f.). Es wurde darin eine Abfertigung der Antixenien erkannt, woran Goethe wol schwerlich gedacht haben mag. Das Balladenstudium führte ihn wieder auf den „Dunst- und Nebelweg." Er entschloß sich (Juni

*) Offne Thür zu dem verborgnen Heidenthum (Nürnb. 1663.) S. 346; das Buch ist Uebersetzung des vom holländischen Prediger Abraham Roger verfaßten Gentilismus reseratus (Gent 1649). Der Stoff wurde Goethe wol durch eines der vielen Bücher von Erasmus Francisci zugeführt, wenigstens las er diesen damals und machte Schiller darauf aufmerksam, da viel für sie darin sei

1797) an seinen *Faust* zu gehen und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens um ein gutes Teil weiter zu bringen, indem er das was gedruckt war, wieder auflöste und mit dem schon Fertigen oder Erfundenen in große Massen disponierte und so die Ausführung des Plans, „der eigentlich nur eine Idee ist," näher vorbereitete. Er war mit sich selbst ziemlich einig, forderte aber Schiller doch auf, ihm die Forderungen, die er an das Ganze machen würde, vorzulegen und so ihm seine eignen Träume als ein wahrer Prophet zu erzählen und zu deuten. Schiller erwiedert sogleich, das Stück könne bei aller seiner dichterischen Individualität, die Forderung an eine symbolische Bedeutsamkeit nicht ganz von sich weisen. Die Duplicität der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben, das Göttliche und das Physische im Menschen zu vereinigen, verliere man nicht aus den Augen; und weil die Fabel ins Grelle und Formlose gehe und gehen müße, so wolle man nicht bei dem Gegenstande stille stehen, sondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz die Anforderungen an den Faust seien zugleich philosophisch und poetisch; der Dichter möge sich wenden wie er wolle, so werde ihm die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft werde sich zum Dienst einer Vernunftidee bequemen müßen. Goethe meint (24. Juni), sie würden wol in der Ansicht des Werks nicht variieren, doch gebe es gleich einen andern Mut zur Arbeit, wenn man seine Gedanken und Vorsätze auch von außen bezeichnet sehe und Schillers Teilnahme sei in mehr als Einem Sinne fruchtbar. Als Schiller (26. Juni) den Faust genauer wieder angesehn, ängstigte es ihn, daß derselbe seiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie nach zu erfordern schien, wenn am Ende die Idee ausgeführt erscheinen solle, und für eine so hoch aufquellende Masse fand er keinen poetischen Reif, der sie zusammenhalte. *Faust müße in das handelnde Leben geführt werden*, und welches Stück aus der Masse auch gewählt werde, so scheine es immer

durch seine Natur eine zu große Umständlichkeit und Breite zu erfordern. In Rücksicht auf die Behandlung fand er die große Schwierigkeit, zwischen dem Spaß und dem Ernst glücklich durchzukommen. Verstand und Vernunft schienen ihm in diesem Stoffe auf Tod und Leben miteinander zu ringen. Bei der damaligen fragmentarischen Gestalt des Faust fühle man dieses sehr, aber man verweise die Erwartung auf das entwickelte Ganze. Der Teufel behalte durch seinen Realismus vor dem Verstande und der Faust vor dem Herzen Recht; zuweilen aber scheine es, als ob sie ihre Rollen tauschten, und der Teufel nehme die Vernunft gegen den Faust in Schutz. Eine Schwierigkeit liege darin, daß der Teufel durch seinen Charakter, der realistisch sei, seine Existenz, die idealistisch sei, aufhebe; die Vernunft nur könne ihn so, wie er da sei, gelten laßen und begreifen. Am 1. Juli hatte Goethe das Stück in Absicht auf Schema und Uebersicht in der Geschwindigkeit recht vorgeschoben und er meinte, es käme nur auf einen ruhigen Monat an, so sollte das Werk zu männiglicher Verwunderung und Entsetzen, wie eine große Schwammfamilie aus der Erde wachsen. Doch hatte die deutsche Baukunst, die er damals studierte, die Luftphantome bald wieder verscheucht. Am 5. Juli ist Faust zurückgelegt. Im April 1798 wurde die Dichtung wieder vorgenommen, und die lyrische Stimmung des Frühlings kam bei dem „rhapsodischen Drama“ sehr zu statten. Anfang Mai war es „um ein gutes“ weitergebracht. Das alte noch vorrätige, höchst konfuse Manuscript war abgeschrieben und die Teile waren in abgesonderte Lagen nach den Nummern eines ausführlichen Schemas hinter einander gelegt, so daß jeder Augenblick der Stimmung genutzt werden konnte, um einzelne Teile weiter auszuführen und das Ganze früher oder später zusammenzustellen. Für's erste blieb die Arbeit liegen und erst im J. 1800 wurde sie wieder aufgenommen. — Bloß Vorsatz blieb ein zweites episches Gedicht, die Jagd, für das er als Form gereimte Strophen gewählt hatte; schon im Juni 1797 fürchtete

er, daß das eigentlich Interessante des Objekts sich zuletzt gar in eine Ballade auflösen möchte. Es wurde nur eine frostige Novelle daraus (das Kind mit dem Löwen).

Unter den Fremden, den beiden Humboldt, den beiden Schlegeln und andern erschien (Juli 1797) auch Hirt auf der Rückreise aus Italien in Weimar, der einen kleinen Aufsatz über Laokoon für die Horen (1797, St. 7. 10. 12) mitteilte; er hatte das Verdienst, daß er den Kunstwerken auch das Charakteristische und Leidenschaftliche als Stoff zuschrieb, während damals noch immer allgemein der winkelmann'sche und lessing'sche Begriff der göttlichen Ruhe, der stillen Größe, vorherrschte und die Aesthetiker sichs sauer werden ließen, das Schöne bei den Griechen sowol in Poesie als Plastik von allem Charakteristischen zu befreien und dies zum Merkzeichen des Modernen zu machen. Wie gewöhnlich hatte Goethe schon „vor längerer Zeit" Aehnliches gedacht und geschrieben; da er aber diesmal, seiner sonstigen Ordnung ungeachtet, den Aufsatz nicht finden konnte, des Materials aber noch wol eingedenk war, so schrieb er die Abhandlung über den Laokoon, die eine genauere Ausführung des hirt'schen Gedankens war und in den Propyläen erschien.

Seit längerer Zeit hatte Goethe sich auf eine neue Reise nach Italien vorbereitet. Meyer war seiner Gesundheit wegen von dort aus nach der Schweiz zurückgegangen. Goethe gedachte ihn dort zu besuchen und mit ihm Rat zu pflegen, was weiter zu thun sei. Ihn gleich wieder nach Italien zu führen, erschien seiner Constitution wegen nicht rätlich und das Bild, das jenes Land im Sommer 1797 darstellte, war auch für den Beschauer nicht reizend. Die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß sie gegen den Winter wieder in Weimar sein würden. Am 30. Juli reiste er von Weimar ab in Begleitung seines Sohnes und dessen Mutter, die er in Frankfurt, wo er am 3. Aug. eintraf, bei seiner Mutter zurückließ. In der ruhigen und heitern Wohnung überlegte er nun erst, was

es heiße, in seinen Jahren (er war doch kaum 48) in die Welt zu gehen. „In früherer Zeit imponieren und verwirren uns die Gegenstände mehr, weil wir sie nicht beurteilen noch zusammenfassen können, aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen, was in unserm Wege liegt, und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr, es interessiert uns deren eine größere Anzahl und wir würden uns gar übel befinden, wenn uns nicht Gemütsruhe und Methode in diesen Fällen zu Hülfe kämen." Er gewöhnte sich nun, alles, was er sah, so gut als möglich zurechtzustellen und unter vorher entworfene Schemata zu fassen; das Unbedeutende und Scheinlose suchte er in bedeutende und wichtige Gesichtspunkte zu heben, das Einzelne mit dem Allgemeinen in Verbindung zu setzen und hinter einem Nichts ein Universum zu finden. Seine ganze Anschauungsweise wurde eine andere, wichtigthuende, gravitätische, so daß der Herzog, der immer natürlich und unbefangen blieb, bemerkte: „Goethe schreibt mir Relationen, die man in jedes Journal könnte einrücken lassen; es ist gar possierlich, wie der Mensch so feierlich wird." Am 25. Aug. reiste er auf Heidelberg, wo er einige Tage verweilte; seinen Geburtstag verbrachte er in Heilbronn. Am 29. traf er in Stuttgart ein und verkehrte dort mit den Künstlern wie Dannecker, Müller, und Kunstliebhabern wie Rueff und andern. Auf dem Wege von Frankfurt war er auf ein poetisches Genre, Gespräche in Liedern, gefallen und hatte zuerst den Junggesell und Mühlbach angefangen (31. Aug.), worauf im Sept. der Edelknabe und die Müllerin, im Nov. der Müllerin Reue und im folgenden Jahre (nach einer französischen Romanze) der Müllerin Verrat folgten. „Das Poetisch-tropisch-allegorische wird durch die Wendung des Gesprächs lebendig, und besonders auf der Reise, wo einen so viele Gegenstände ansprechen, ist es ein recht gutes Genre." Schiller ruft er zu: „wir müssen künftig mehr darin machen." Die Vorteile dieser Art, die vorzugsweise in der Ersparung des Expo-

nierens beruhen, hatte Schiller schon vor langer Zeit in Hektor und Andromache zu nutzen gewußt. Vom 7. bis 16. Sept. wohnte Goethe bei Cotta in Tübingen; „für einen Mann von strebender Denkart und unternehmender Handelsweise hat Cotta so viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine seltene Erscheinung ist und mir, je näher ich ihn kennen lerne, desto besser gefällt.“ Am 16. fuhr er von Tübingen über Hechingen nach Tuttlingen, am folgenden Tage nach Schafhausen, wo sich Schillers Vers aus dem Taucher vom wallen, sieden, brausen und zischen beim Rheinfall „treflich legitimierte,“ ein Phänomen, das Schiller freilich nur bei einer Mühle hatte studieren können. Am 21. Sept. Abends kam Goethe bei Meyer in Stäfa an. Beim Eintritt in die Schweiz entstand die Elegie Euphrosyne, „Blumen auf den Sarg“ der von Goethe gebildeten Schauspielerin Karoline Neumann, die den Schauspieler Becker geheiratet hatte. Außer dem Epigramm Schweizeralpe, das am 1. Oct. aus Uri an Schiller gesandt wurde, brachte die Schweizerreise nichts Fertiges. Ein neuer Plan wurde freilich entworfen, ein Gedicht Wilhelm Tell, eine Idee, die Schiller sehr glücklich schien, da das Interesse, das aus einer streng umschriebenen, charakteristischen Localität und einer gewissen historischen Gebundenheit entspringe, vielleicht das Einzige sei, was Goethe sich durch Wilhelm Meister und Hermann und Dorothea nicht weggenommen habe. Aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffs werde da alles geistreiche Leben hervorgehen; es werde darin liegen, daß man durch die Macht des Poeten recht sehr beschränkt und in dieser Beschränkung innig und intensiv gerührt und beschäftigt werde. Zugleich öfne sich aus diesem schönen Stoff wieder ein Blick in eine gewisse Weite des Menschengeschlechts, wie zwischen hohen Bergen eine Durchsicht in freie Fernen sich aufthue. An Schillers Willen lag es gewis nicht, daß Goethe den Plan fallen ließ, vielleicht aber trug die klare Darlegung, die der Freund von der historischen Begrenztheit gab, dazu bei, daß Goethe bedenk-

lich wurde, da es seine Sache nicht mehr war, sich durch das Aeußere der Stoffe beschränken zu laßen. Auch zerstreuten ihn die theoretischen Studien über die Kunst und Schillers wolgemeinte und sehr begründete Vorstellungen über das, was Goethes eigentliche Aufgabe sein müße, blieben fruchtlos. Als er die Reise nach der Schweiz antrat hatte Schiller an Meyer nach Stäfa geschrieben und mit der größten Bewunderung von Goethes glücklicher Leichtigkeit gesprochen: „Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müßen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baum schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu laßen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eitlen Streben und Herumtappen bewahrt. Sie werden mir darin beipflichten, daß er auf dem Gipfel, wo er jetzt steht, mehr darauf denken muß, die schöne Form, die er sich gegeben hat, zur Darstellung zu bringen, als nach neuem Stoff auszugehen, kurz daß er jetzt ganz der poetischen Praktik leben muß. Wenn es einmal einer unter Tausenden, die darnach streben, dahingebracht hat, ein schönes vollendetes Ganzes aus sich zu machen, der kann nichts Beßeres thun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen; denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben. Ich gestehe daher, daß mir alles, was er bei einem längern Aufenthalt in Italien für gewisse Zwecke auch gewinnen möchte, für seinen höchsten und nächsten Zweck doch immer verloren scheinen würde. Also bewegen Sie ihn auch schon deswegen, recht bald zurückzukommen und das was er zu Hause hat, nicht zu weit zu suchen." Ob Meyer zur Rückkehr geraten, ist ungewis. Die kriegerischen Zeitläufte kamen Schillers guter Meinung vielleicht beßer zu Hülfe; schon Mitte October war die italische Reise so gut wie aufgegeben; am Ende wer-

den wir uns hinten herum durch Schwaben und Franken nach Hause schleichen müßen." So wurde es; beide (denn Meyer kehrte mit zurück) giengen über Zürich, Tübingen, nach Nürnberg, wo sie Knebel trafen, und überraschten am 20. November Schiller in Jena.

Der Winter brachte nichts Poetisches. Das Studium der Farbenlehre, allgemeine Naturforschung, Beschäftigung mit den Schriften der neuesten Philosophen Fichte und Schelling, Vorbereitungen zu den Propyläen nahmen Zeit und Stimmung weg; es war als ob Goethe, so wie er den Fuß in das eigne Haus setzte, alles dichterische Schaffen hinter sich laße. Durch Schnaußens Tod fiel ihm nun auch die Verwaltung der Bibliothek in Jena zu, die er mit der weimarschen und der büttnerschen in einen wesentlichen Zusammenhang bringen wollte, was freilich erst nach Büttners Tode (1802) ins Werk gerichtet wurde. Und „damit seine Existenz ja noch bunter werden möchte" kaufte er im Mai 1798, nachdem ihm die bisherigen Pächter, so wie der Hofrat Gruner diese Erwerbung durch zwei Jahre sauer gemacht hatten, das Freigut in Oberroßla, ohne das Gut und die Gebäude gesehen zu haben. Er glaubte wunder was er gekauft habe, wendete Zeit und Geld darauf und war am Ende froh, nur wieder davon befreit zu sein, denn mit Grund und Boden gieng es damals keineswegs, wie mit den sibyllinischen Büchern; wer zu kaufen zauderte, that wol, da bei den Kriegslasten der Wert liegender Gründe bald in erschreckender Weise fiel. — Im Januar 1798 wurde der Architekt Thouret aus Stuttgart erwartet, der zur Decoration des weimarschen Schloßes verschrieben war; im Mai war er noch nicht da, kam aber im Laufe des Jahres und bewohnte einige Zimmer im Schloße, die später Schiller eingeräumt wurden. In der Zwischenzeit war Goethe wieder auf einige Tage in Jena, wo es Schiller an Mahnungen, wenigstens sich im Lyrischen einmal wieder zu zeigen, nicht fehlen ließ. Am 24. April begann Iffland Gastrollen in Weimar; Schiller hatte geringe Hofnungen von dem Erfolge seines Spieles

und fand es fast unglaublich, daß Iffland den bendaischen Pygmalion spielen werde. Mit einiger Selbstzufriedenheit meldete Goethe, der auf Iffland sehr viel hielt, daß die Darstellung des Pygmalion Anspruch an die höchste theatralische Würde und Fülle gemacht und die Leistung durch keine Worte auszudrücken sei. Iffland lebe als Kunstgebilde vor den Augen des Zuschauers, die übrigen zeigten sich, wenn sie ihre Sache auch nicht ungeschickt machten, doch gleichsam nur als Referenten, welche eine fremde Sache aus den Acten vortragen. Das Publikum sei fortdauernd teilnehmend gewesen und die Zahl der Besucher durchschnittlich immer größer, als bei dem früheren Gastspiele. Iffland, der am 4. Mai schloß, ließ bei Goethe Lust zu einer Arbeit zurück, zum zweiten Teil der Zauberflöte, den Goethe schon vor drei Jahren angefangen und den Iffland für das Berliner Theater angelegentlichst zu besitzen wünschte. „Ich habe die Acten wieder vorgenommen und einiges daran gethan, schrieb Goethe am 9. Mai: im Grunde ist schon so viel geschehen, daß es thörig wäre, die Arbeit liegen zu laßen, und wäre es auch nur um des leidigen Vorteils willen, so verdient doch auch der eine schuldige Beherzigung, um so mehr als eine so leichte Composition zu jeder Zeit und Stunde gearbeitet werden kann und doch noch überdieß eine Stimmung zu was Beßerm vorbereitet.“ Um sich die Arbeit wichtiger zu machen, glaubte er sich dabei wieder um „recht artige Erfahrungen“ bereichert zu haben, die sich sowohl auf sein Subject, als aufs Drama überhaupt, auf die Oper besonders und am besondersten auf das Stück bezogen. Schiller dachte viel richtiger über diese „Arbeit“ und warnte: „Wenn Sie zu der Fortsetzung der Zauberflöte keinen recht geschickten und beliebten Componisten haben, so setzen Sie sich, fürcht' ich, in Gefahr, ein undankbares Publikum zu finden; bei der Repräsentation selbst rettet kein Text die Oper, wenn die Musik nicht gelungen ist, vielmehr läßt man den Poeten die verfehlte Wirkung mit entgelten.“ Goe-

the ließ sich nicht warnen. Wie er hier leider, nicht mit Schikaneder, sondern mit Mozart zu wetteifern unternahm und scheitern muste, weil es eine Ilias post Homerum war, so verirrte er sich zum Wetteifer mit Homer selbst. Schon im Jahre zuvor hatte er den Tod des Achilles im Auge, damals als tragischen Stoff; bald änderte er die Ansicht und überlegte beim Studium der Ilias, ob zwischen ihr und der Odyssee nicht noch eine Epopöe inne liege; er fand eigentlich nur tragische Stoffe, aber das Lebensende des Achill mit seinen Umgebungen schien doch eine epische Behandlung zuzulaßen und wegen der Breite des zu bearbeitenden Stoffes gewissermaßen zu fordern. Er gab sich dem Stoffe hin und gieng so weit zu meinen, daß, wenn ihm ein Gedicht gelingen solle, das sich an die Ilias einigermaßen anschließe, er den Alten auch darin folgen müße worin sie getadelt wurden, ja er müße sich zu eigen machen was ihm selbst nicht behage, dann nur werde er einigermaßen sicher sein, Sinn und Ton nicht ganz zu verfehlen. Sein Plan erweitere sich von innen aus und werde, wie die Kenntnis wachse, auch antiker. Schiller war viel zu bescheiden, um Goethe über seinen Irrweg aufzuklären, aber sein Brief vom 18. Mai 1798, der gleich mit dem Satze beginnt, daß keine Ilias mehr möglich sei, auch wenn es wieder einen Homer und wieder ein Griechenland gäbe, läßt trotz der geschickten Ablenkung deutlich genug erkennen, wie wenig Vertrauen er zu dieser Achilleis hatte. Goethe freilich versicherte (23. März) seinen Freund Meyer: „meine beiden epischen Gegenstände, sowol Tell als Achill, haben Schillers großen Beifall." In Bezug auf den Tell hatte das seine Richtigkeit. Vom Tell waren im Juni 1798 die ersten Gesänge näher motiviert, am 9. März 1799 hatte sich ein großer Teil der Achilleis, der es noch an innerer Gestalt fehlte, bis in seine kleinsten Zweige organisiert und es war Hofnung, daß bei Anwendung aller Kräfte das Ende im Herbste erreicht sein könne; acht Tage später waren schon fünf Gesänge motiviert und von dem ersten 180 Hexa-

meter geschrieben; am 27. März heißt es: „Die Achilleis rückt vor, ich habe schon 350 Verse, welche schon die übrigen nach sich ziehen sollen.“ Das Gedicht schlüpfte dann später (1808) im zehnten Bande der Werke unter dem Schutze von Reineke Fuchs und Hermann und Dorothea ins Publicum.

Im Juli 1798 wurden die ersten Anstalten zum neuen Theater gemacht, wodurch Goethe das nächste Vierteljahr, wenn nicht ganz verloren gieng, doch sehr zerstückelt wurde. Am 18. Oct. wurde der neue Saal mit Schillers Wallensteinern, wie das Lager damals hieß, und einem Prologe eröfnet. An Wallensteins Lager hatte Goethe nur geringen äußern Anteil durch Beisteuer eines Soldatenliedes, Einschiebung eines Motivs in zwei Zeilen und Uebersendung eines Bandes von Abraham a Santa Clara, aus dem Schiller das Colorit der Capuzinerpredigt nahm. Die Berührung mit der Bühne veranlaßte Schiller zu öfterem Aufenthalte in Weimar, bis er endlich ganz dahin übersiedelte. Als er seine Piccolomini vollendet hatte, hielt er sich, des Einstudierens wegen, fünf Wochen in Weimar auf. Ueber die Darstellung zum Geburtstage der Herzogin, 30. Jan. 1799, und über die bald darauf (20. April) erfolgte erste Darstellung von Wallensteins Tod berichtete Goethe mit Schillers Hülfe in der von Cotta neu gegründeten Allgemeinen Zeitung. Durch Böttiger, den die Freunde den gestiefelten Kater, Freund Ubique und mit andern Namen nannten, war Wallensteins Lager nach Kopenhagen veruntreut worden; Goethe leitete eine strenge Untersuchung ein, die denn bei Böttigers verschlagener Geschmeidigkeit zu einem genügenden Beweise seiner Schuld nicht führen konnte. Ein andrer eben auch nicht erwünschter Gast, Kotzebue, fand sich wieder in Weimar ein, der mannigfache Händel veranlaßte und nichts Geringeres im Schilde führte, als Goethe und Schiller zu entzweien, natürlich ohne bei Schiller, der auf Goethes Kosten erhoben werden sollte, die geringste Förderung zu finden. Auch andre traten näher und näher

an die weimarischen Frauen heran; Fr. Schlegel, der die Lucinde geschrieben, Tieck, dessen Zerbino erschienen war, Novalis, den Goethe gern bekehrt hätte, aber mit den übrigen Wolstandshalber bei ihm vergnügt zu Tische saß; Aug. Wilh. Schlegel, dem der Herzog wegen der Shakespeareübersetzung wolgewogen war und den Goethe bei der Redaction seiner kleinen Gedichte, zu der er im Sommer 1799 den Anfang machte, wol zu brauchen, namentlich bei der Ausfeilung seiner in Hexametern und Distichen abgefaßten Gedichte zu benutzen wußte. Die schlegelschen Correcturen wurden später freilich meistens wieder beseitigt, da sie die metrischen Schwächen durch schielende Ausdrücke und Abplattung verbösert hatten. — Den jungen Romantikern verdankte er überhaupt mancherlei Anregung und Belehrung. Durch Tieck, der ihm im Dec. 1799 die Genoveva vorlas, kam er auch dem alten englischen Theater um vieles näher. „Malones Abhandlung über die wahrscheinliche Folge, in welcher Shakespeare seine Stücke gedichtet, ein Trauer- und ein Lustspiel von Ben Johnson, zwei apokryphische Stücke von Shakespeare und was dran hängt, haben mir manche gute Ein- und Aussichten gegeben. Wie Eschenburg sich hat entgehen lassen, seiner neuen Ausgabe diesen kritischen Wert zu geben, wäre nicht zu begreifen, wenn man nicht die Menschen kennte." Schiller bemerkt, als ob er auf den hinter Goethe stehenden Gewährsmann deute, den Wert, welchen Eschenburg seiner Ausgabe Shakespeares nicht gegeben, werde nun wol Schlegel der seinigen zu geben nicht zögern; „Leser, die nur aufs Curiose gehen, fänden hier wieder so etwas wie bei dem wolfischen Homer." — Auch an Lockungen in das Gebiet der romanischen Formen scheint es nicht gefehlt zu haben, die Goethe mit dem bekannten Sonette beantwortete. „Es hat hier, schreibt Schiller am 2. Dec. 1799, eine böse Sensation gemacht und selbst unser Freund hat die Damenwelt verführt, es in horreur zu nehmen." Am 2. April 1800 legte es Goethe einer Sendung an W. Schlegel als „erstes der famosen Sonette" bei und versprach

nach und nach die übrigen folgen zu lassen; aber dem Bortol steht das gegenwärtige wol nicht unbedeutend." Die Folge der Sonette unterblieb. Die Sonette von 1807 haben mit diesem „famosen", das unter den epigrammatischen Gedichten jetzt das erste ist, keinen Zusammenhang. —

Unter den Besuchen des Jahres war auch der von Sophie la Roche, die im Juni mit ihrer Nachkommenschaft bei Wieland in Osmanstedt erschien und von den Freunden als drohendes Ungewitter bezeichnet wurde. Schiller hatte keine Verpflichtungen zu der Frau, hatte kaum in Verbindung mit ihr oder ihrer Familie gestanden; Goethes Verhältnis war, freilich vor langer Zeit, ein anderes gewesen und kommt nicht gut mit dem Tone überein, den er jetzt über die la Roche anstimmte. Er fand sie gerade wie früher: „sie gehört zu den nivellierenden Naturen, sie hebt das Gemeine herauf und zieht das Vorzügliche herunter und richtet das Ganze alsdann mit ihrer Sauce zu beliebigem Genuß an; übrigens möchte man sagen, daß ihre Unterhaltung interessante Stellen hat." Er wollte sie, um sich ihrer zu erwehren, mit der Bürgermeisterin Bohl, einer armen unglücklichen Dichterin in Lobeda, zusammenbringen, was jedoch unterblieb. Mit größter freilich nach ihrer Art ausgedrückter Teilnahme spricht die la Roche von ihrem Zusammentreffen mit Goethe in ihren „Schattenrissen abgeschiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck". — Ein Besuch andrer Art, den Weimar im Sommer 1799 empfieng, war der des preußischen Königspaares. Auch Schiller, dessen Wallenstein die Königin Louise ausdrücklich zuerst in Weimar zu sehen gewünscht hatte, wurde eingeladen und dem Königspaare vorgestellt. Nach dem Besuche dachte Goethe zu Schiller nach Jena zu kommen, allein am 9. Juli zeigte er mit ofner Verstimmung an, er könne nicht weg: „Durchlaucht der Herzog glauben, daß meine Gegenwart beim Schloßbau nützlich sein könne, und ich habe diesen Glauben, auch ohne eigne Ueberzeugung, zu verehren." Die

Verstimmung dauerte mehre Wochen; am 27. Juli muß er das alte Lied wieder anstimmen und melden, daß er noch nicht loskomme. „Die Geschäfte sind polypenartig; wenn man sie in hundert Stücke zerschneidet, so wird jedes einzelne wieder lebendig. Ich habe mich indessen drein ergeben und suche meine übrige Zeit so gut zu nutzen, als es gehen will. Aber jede Betrachtung bestärkt mich in jenem Entschluß: bloß auf Werke, sie seien von welcher Art sie wollen, und deren Hervorbringung meinen Geist zu richten und aller theoretischen Mitteilung zu entsagen. Die neuesten Erfahrungen haben mich aufs neue überzeugt: daß die Menschen, statt jeder Art von ächter theoretischer Einsicht, nur Redensarten haben wollen, wodurch das Wesen was sie treiben, zu etwas werden kann. Einige Fremde, die unsre Samlung besuchten, die Gegenwart unsrer alten Freundin und über alles das sich neu constituirende Liebhabertheater haben mir davon schreckliche Beispiele gegeben, und die Mauer, die ich schon um meine Existenz gezogen habe, soll nun noch um ein paar Schuhe höher aufgeführt werden. Im Innern sieht es dagegen gar nicht schlimm aus. Ich bin in allen Zweigen meiner Studien und Vorsätze etwas Weniges vorgerückt, wodurch sich denn wenigstens das innere fortwirkende Leben manifestiert." Mit dem Mauerauftrag war es in der That nicht so schlimm; der Verkehr mit den Romantikern begann erst jetzt recht lebhaft zu werden und andere Fremde, die durch die Ausstellung der Concurrenzstücke angezogen wurden, fanden sich auch ein, darunter z. B. im October Bury, den Goethe in Rom kennen gelernt hatte und der ihn nun in Weimar aufsuchte. Im folgenden Jahre blieb er längere Zeit in Weimar und malte Goethen in Lebensgröße, auf einem antiken goldnen Seßel, hinten auf der Lehne die Victoria mit rotem Mantel, kräftig und ähnlich in Oelfarbe ausgeführt, wol eins seiner besten Werke. — Die Kunstausstellung sollte die Maler und Zeichner für die in den Propyläen vorgetragenen Ideen interessieren. Meyer und

Goethe gemeinschaftlich bestimmten die Aufgabe und ein kleiner Preis wurde für die besten Stücke ausgesetzt. Die Ausstellungen begannen am 3. Sept., dem Geburtstage des Herzogs; bei der ersten (1799) war die Aufgabe, wie Aphrodite die Helena dem Paris zuführt; unter den eingelaufenen 9 Stücken wurden die von Ferdinand Hartmann aus Stuttgart und Heinrich Kolbe aus Düsseldorf gekrönt. Die Ausstellungen dauerten bis 1805 und wurden dann durch den Krieg unterbrochen. Der Einfluß der dadurch gestärkten s. g. classischen Manier war nicht unbedeutend, aber nicht bleibend. Die Maler selbst folgten kaum aus innerer Uebereinstimmung, weniger noch aus eignem Verständnis; als der mit dem Preise bedachte Hartmann sich später (1801) in Weimar zeigte und eine Composition machen sollte, wie Admet, ungeachtet der Leiche im Hause, den Herakles aufnimmt und bewirtet, konnten die weimarschen Kunstfreunde mit ihm nicht einig werden, „weil er in einem Bilde, das ganz symbolisch sein müsse, die Begebenheit natürlich darstellte." Er hatte sehr Recht die Symbolik der Kunst nicht in Geschmack zu nehmen. Der Fehler der weimarschen Kunstfreunde lag eben darin, daß sie die sinnliche Unabhängigkeit der Malerei zur kalten Symbolik der plastischen Kunst führen wollten.

Was von Goethes eignen Arbeiten vorbereitet oder ans Licht gestellt wurde, war, wenn man von den Propyläenarbeiten absieht, an denen Schiller und Meyer großen Anteil hatten, allenfalls auch von andern zu vollbringen. Der Sammler, in Briefen und Dialogen geschrieben, in ein Schema verlaufend, gehörte zur Hälfte Schiller, und auch an dem Aufsatze über Dilettantismus hatte dieser bedeutenden Anteil, sowol durch beigesteuerte Bemerkungen, wie durch philosophisch klare Ordnung der Phänomene, wie Schiller denn überhaupt bestimmt schien, „Goethe seine Träume auszulegen", seine Einfälle zu ordnen, zu verbinden und zu etwas zu machen. Aus Wetteifer

mit englischen Didaktikern und dem knebelschen Lucrez dachte Goethe daran, seine naturwißenschaftlichen Studien in ein Lehrgedicht zu verarbeiten, eine Form, in der sie ohne Zweifel mehr Glück gemacht haben würden, als in jeder andern. Er kam aber wieder davon ab, wie ihm denn im allgemeinen die Stetigkeit fehlte und bei seinen „elenden häuslichen Verhältnissen“ und seiner unnatürlichen Doppelstellung als Hofmann und Dichter, in die er allmählig wieder hineingeraten war, als wißenschaftlicher Forscher nach seiner Art und als speculierender Künstler, weder Stimmung noch Samlung zu gewinnen waren. Während Schillers Productivität in ungeahnter Weise zunahm, bei allen Jüngern die lebendigste Rührigkeit herschte, schien bei Goethe alles zu stocken; bald griff er nach der Farbenlehre, bald nach dem Monde, dann sammelte und studierte er Münzen oder entwarf ein allgemeines Schema über Natur und Kunst; Märchen wurden erwogen und der Faust einmal wieder zur Hand genommen; jetzt war er in Roßla, jetzt in Weimar, jetzt in Jena; heute wie die Schnecke im Haus niemand zugänglich, dann wieder durch Anschaffung einer Equipage recht wieder für die Welt; Schloß- und Theaterbau, Teleskop und Camera obscura, alles gieng bunt durcheinander, alles war wichtig und bedeutend und gab „artige Erfahrungen, schönen Zuwachs“, und nichts von allem befriedigte; weil seine dichterische Natur sich nicht voll und ganz ausweiten konnte, begann sie wieder einzutrocknen und zu bleichen. Er suchte in seinen alten Papieren und dachte an Herausgabe der winkelmannschen Briefe. Auch das wollte nicht vom Fleck. Er projectierte eine Ausgabe seiner Werke; allein die bei Göschen erschienene enthielt das Beste und war noch nicht verkauft, die bei Unger begonnene noch nicht einmal vollendet. Aus der Samlung der Werke wurde vorläufig nur eine Samlung der im Musenalmanach erschienenen Gedichte, für die dann allerlei gerade Vorhandenes, wie die Weissagungen des Bakis, die eine Art Loßbuch hatten werden und zum Spaß den Unsinn mit

Methode behandeln sollen*), oder wie die Theaterreden benutzt wurden, „um Masse zu machen." Wie schon bemerkt bediente er sich bei den in antiker Form geschriebnen Gedichten A. W. Schlegels ausfeilender Beihülfe. In einer Art von Verzweiflung warf er sich auf die Uebersetzung französischer Theaterstücke und begann mit Voltaires Mahomet. Schiller, der ihm teilnehmend auch auf diesem Wege folgte, gab guten Rat drein, den Goethe willig benutzte. Am 17. Dec. las er dem Herzoge und der Herzogin, die den Thee bei ihm nahmen, die Uebersetzung vor und am 30. Jan. 1800, dem Geburtstage der Herzogin Louise, wurde das Stück aufgeführt. Schiller hatte einen Prolog dazu dichten wollen, um die Wahl des französischen Stücks zu rechtfertigen, mindestens in vorteilhaftem Sinne zu deuten. Wie nötig das gewesen wäre, geht aus einem Briefe von Herders Frau an Knebel hervor: „Nachdem man im Anfang an der Neuheit der Vorstellung (es war Anstand, Haltung in Bewegung und Sprache) ein Wolgefallen hatte und der Zauber von Goethes Sprache und Rhythmus das Ohr ergötzte, so wurde man durch den Inhalt von Scene zu Scene empört. Eine solche Versündigung gegen die Historie (er macht den Mahomet zum groben platten Betrüger, Mörder und Wollüstling) und gegen die Menschheit habe ich Goethe nie zugetraut. Die platte grobe Tyrannei, Macht, Betrug und Wollust wird gefeiert. Was sollen uns die alten Farcen von Jesuiterei, uns Protestanten? Wir wißen nichts damit anzufangen. Hat die Zeit uns nicht gereift, sollen wir uns nicht an den beßern Früchten erfreuen, und noch den alten Kot aufrühren, den Barbarei und Dummheit hervorbrachten? Ach und die Ziererei der Kunst, uns Deutsche mit dem französischen

---

*) Schlegel wurden die Distichen zur Durchsicht gesandt mit der Bemerkung: „sie sollten eigentlich zahlreicher sein, damit selbst die Masse verwirrt mache. Aber der gute Humor, der zu solchen Thorheiten gehört, ist leider nicht immer bei der Hand." Komisch ist es wie die Ausleger, weil sie hie und da einen überraschenden Einfall sehen, auch allem übrigen tiefen Sinn unterzulegen bemüht sind. An Zelter (Nr. 577) stellt er die Weissagungen mit dem Hexeneinmaleins auf gleiche Stufe.

Kothurn zu beschenken, weil es der Herr von Haaren durch den Herzog so bestellt hat!“ Aus den Klagen und der Empörung der Frau hört man das Urteil des Gemahls, des „Alten auf dem Topfberge“, heraus, und so komisch es auch klingt, Goethe ins ästhetische und moralische Gewißen zu schieben, daß er den „Weimaranern“ einen französischen Dramatiker einmal wieder vorführte, der doch vielleicht in seinem Lande und seiner Zeit allenfalls so viel wert gewesen war, wie der ohne Anstoß hingenommne Kotzebue zu der seinigen; so ist doch die Klage, daß der Herzog auf die Wahl französischer Stücke Einfluß gehabt als vollgültiges historisches Zeugnis zu beachten. Karl August hatte trotz aller Pflege, die er deutscher Dichtung und deutschen Dichtern angedeihen ließ, seine Vorliebe für französische Literatur daneben; er trieb Schiller zur Uebersetzung französischer Lustspiele und wirkte in dieser Weise den Bestrebungen seiner Schützlinge nicht vorteilhaft entgegen. Was Schiller durch Krankheit gehindert vor der Aufführung des Mahomet nicht hatte thun können (den Anfang hatte er am 6. Jan. 1800 gemacht), holte er bald nach in den Stanzen „An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte.“ Der darin berührte Plan muß in Schillers Lebensgeschichte nachgesucht werden. — Goethe blieb bei dem „einen voltairischen Stücke“ nicht stehen. Am 25. Juli 1800 schrieb er, als ob er ein Testament zu schreiben habe, aus Jena: „In Betrachtung der Kürze und Vergänglichkeit des menschlichen Lebens und in Ermangelung des Gefühls eigner Production, habe ich mich gleich Dienstag Abends (22. Juli), als ich ankam, in die büttner'sche Bibliothek verfügt, einen Voltaire heraufgeholt und den Tancred zu übersetzen angefangen.“ Gegen Weihnachten wurde er damit fertig, hauptsächlich weil ihn Iffland drängte, der das Stück in Berlin zum Krönungsfeste (18. Jan. 1801) aufzuführen beabsichtigte. In Weimar fand die erste Vorstellung am 3. März statt. — Als Tieck und Frau ihn im Sommer 1800 besuchten, kam Tiecks Plan zur Sprache, nach dem Muster der Gartenwochen des Cervantes eine Reihe von Novellen durch Zwischengespräche

in Verbindung zu setzen, eine Form, die Goethe nach demselben Muster schon in den Unterhaltungen der deutschen Ausgewanderten genutzt hatte. Jetzt ergriff er die Form rasch wieder und brachte für das cottaische Damentaschenbuch die guten Frauen zu Stande. — Zum Geburtstag der Herzogin Amalie, 24. Oct. 1800, hatte er schon im Juni ein kleines symbolisches Maskenspiel, Paläophron und Neoterpe gedichtet; den ersten Entwurf machte er in einer heitern Gesellschaft bei der Göchhausen, der er auf- und abwandelnd dictierte. Dieser erste Entwurf schien ihm für den Zweck „beinahe schon gut genug", und es mag wenig daran geändert sein, da nicht einmal die mangelhaften Verse (Trimeter, in die sich bald fünf-, bald siebenfüßige Jamben eingeschwärzt haben) berichtigt wurden. Die gewählte antike Form entsprach den damaligen Stimmungen Goethes, nach denen alles was er selbstständig hervorbrachte, das Gewand der Griechen tragen muste. Ueberraschend war die Milde, mit der Goethe darin die Möglichkeit eines verträglichen, ja einträchtigen Zusammenwirkens alter und neuer Denkweise empfal. „Gelbschnabel soll dem Griesgram, wie der Naseweis dem Haberecht beständig aus dem Wege gehn, So wird es Friede bleiben in der edlen Stadt." Das kleine Spiel schließt mit einer schmeichelnden Wendung an die Herzogin, die schon längst den Bund der Eintracht zwischen Paläophron und Neoterpe durch ihr edles Beispiel begründet habe. Unter den Hofdichtungen Goethes mit directen Beziehungen ist diese kleine die bedeutendste und ihr dichterischer Wert hebt sich erst recht heraus, wenn sie mit der herderschen Säcularallegorie Aeon und Aeonis verglichen wird, die zuerst in der Adrastea 1801 erschien. — Aus diesen classischen Zeiten gieng denn auch die Helena zum Faust hervor, die, nach dem Volksbuche durch Fausts Zauberkunst beschworen wird. Schon in Frankfurt lag bei der ersten Conception des Faust diese Episode im Plane des epischen Dramas, hatte aber ohne Frage eine der damaligen Form untergeordnete Bedeutung. Was davon fertig war hatte Goethe schon im März 1780 der Herzogin Amalie vorgelesen, bei der Ab-

fassung der Hexenküche in Rom scheint er den Uebergang zu der Episode durch den Schlußvers gesucht zu haben. Als er nun im Sept. 1800 die Helena wie sie entworfen war mit dem Faust in engere Verbindung setzen wollte, fiel es seinem classisch-ästhetischen Menschen schwer aufs Herz, den schönen Stoff in die Dunst- und Nebelregion des mittelalterlichen Stückes verweben zu sollen. „Das Schöne in der Lage meiner Heldin zieht mich so sehr an, daß es mich betrübt, wenn ich es zunächst in eine Fratze verwandeln soll." Schiller riet ihm sehr richtig, sich ja nicht durch den Gedanken stören zu laßen, daß es Schade sei, die schönen Gestalten und Situationen zu „verbarbarisieren." Der hier gemeinte Barbarismus entspricht dem, was die Griechen unter den Begriff faßten: alles außerhalb des Hellenentums Liegende. Schillers Rat war also der, die Unterordnung des fremden aus dem hellenischen Altertume eindringenden Stoffes unter die allgemeinere deutsche Form nicht zu scheuen. „Das Barbarische der Behandlung, das Ihnen durch den Geist des Ganzen aufgelegt wird, kann den höheren Gehalt nicht zerstören und das Schöne nicht aufheben, nur es anders specificieren und für ein andres Seelenvermögen zubereiten. Eben das Höhere und Vornehmere in den Motiven wird dem Werk einen eigenen Reiz geben, und Helena ist in diesem Stück ein Symbol für alle die schönen Gestalten, die sich hinein verirren werden. Es ist ein sehr bedeutender Vorteil, von dem Reinen mit Bewußtsein ins Unreine zu gehen, anstatt einen Aufschwung von dem Unreinen zum Reinen zu suchen, wie bei uns übrigen Barbaren der Fall ist." Diese Beistimmung, wie Goethe es nannte, hatte die Folge, daß Helena, die in der alten Faustsage nur ein Phantom, ein Gespenst der Schönheit war, eine ganz andre Bedeutung erhielt und dem Metaphysischen des Ganzen nicht untergeordnet, sondern als Höhepunkt aufgestellt wurde, wodurch denn die alte Faustfabel und Goethes alte Auffaßung derselben eine wesentlich andre werden muste. Die reine griechische Tragödie, die sich ablösen wollte, sollte auch in der disparaten Gestalt an den alten Faden gereiht werden und so wurde

eine „classisch-romantische Phantasmagorie“ daraus, die wol eine eingehende Betrachtung mit stetem genauen Bezug auf den Aufruhr verdiente, den der damalige Conflict des Classischen und des Romantischen in Goethe hervorbrachte. Es müßte daraus hervorgehen, wie der ganze classische Idealismus Goethes selbst bei ihm nur ein fremdes Kleid war, das ihn bei jeder lebhaften Bewegung seiner Natur beengte. Wie wichtig auch die Verfolgung dieser Gesichtspunkte bis ins Einzelne der damaligen Bestrebungen Goethes gerade für unsere Auffaßung der Geschichte der Dichtung wäre, und wie viel Aufschluß über den Grund der damaligen poetischen Improductivität Goethes daraus zu gewinnen sein würde; so ist das Material und die Verwendung desselben für die gegenwärtige Skizze doch allzu weitläufig. Goethes weitere Thätigkeit gibt selbst die vollgültigsten Belege für die ausgesprochene Ansicht, da er das Classische fortan (und auch früher schon) nur als eine verwendbare Form handhabt, keineswegs als die einzig zuläßige oder seiner künstlerischen Individualität am entschiedensten entsprechende.

Im April 1800 war Goethe während der Messe in Leipzig und blieb bis zum 16. Mai. „So eine Messe ist wirklich die Welt in einer Nuß, wo man das Gewerb der Menschen, das auf lauter mechanischen Fertigkeiten ruht, recht klar anschaut, im Ganzen ist übrigens so wenig was man Geist nennen möchte, daß alles vielmehr einem thierischen Kunsttrieb ähnlich sehe.“ Auch in dem, was eigentlich Kunst sein sollte, fand er keine. Vom Theater bemerkt er, der Naturalismus und ein loses unüberdachtes Betragen, im Ganzen wie im Einzelnen, könne nicht weiter gehen. Die Schauspieler thaten auch nicht im geringsten, als wenn Zuschauer gegenwärtig wären. Das Publicum war „unverdorben, aber auch ungebildet, wie es eine Messe zusammenkehrt.“

Im Dec. 1800 gieng Goethe, um den Tancred zu Ende zu bringen, nach Jena. Der Vorsatz wurde ausgeführt. Bei der Arbeit zog er sich im kalten feuchten Jenaer Schloße eine heftige

Erkältung zu, die durch einen jungen Arzt aus der Schule der Brownianer zurückgeworfen, aber so gewaltsam und ungeschickt zurückgeworfen wurde, daß Goethen bald nach seiner Rückkunft in Weimar am 3. Jan. 1801 eine „ungeheure Krankheit“ befiel. Er schwankte lange zwischen Leben und Tod; einige Tage war die Besinnung verloren; die allgemeinste Bestürzung herschte; die Seinigen waren ratlos; der Sohn August nahm seine Zuflucht zu Frau v. Stein, deren lange verhaltne Teilnahme plötzlich wieder hervorbrach. „Ich wuste nicht, schrieb sie am 12. Jan. an ihren Sohn, daß unser ehemaliger Freund Goethe mir noch so theuer wäre, daß seine schwere Krankheit mich so innig ergreifen würde. Es ist ein Krampfhusten und zugleich die Blatterrose; er kann in kein Bett und muß in einer immer stehenden Stellung erhalten werden, sonst will er ersticken. Der Hals ist verschwollen sowie das Gesicht, und voller Blasen inwendig, sein linkes Auge ist ihm wie eine große Nuß herausgetreten und läuft Blut und Materie heraus, oft phantasiert er; man fürchtete vor eine Entzündung im Gehirn, ließ ihm stark zur Ader, gab ihm Senffußbäder, darauf bekam er geschwollne Füße und schien etwas beßer, doch ist diese Nacht der Krampfhusten wieder gekommen. Entweder meldet dir mein Brief seine Beßerung oder seinen Tod. Die Schillern und ich haben schon viele Thränen die Tage her über ihn vergoßen.“ Am 14. fährt die alte Freundin fort: „Es geht beßer; mit dem Auge soll es auch beßer gehen, nur ist er sehr traurig und soll drei Stunden geweint haben, besonders weint er, wenn er den August sieht. Der arme Junge dauert mich, er war entsetzlich betrübt, aber er ist schon gewohnt, sein Leiden zu vertrinken; neulich hat er in einem Club von der Classe seiner Mutter 17 Gläser Champagnerwein getrunken, und ich hatte alle Mühe ihn bei mir vom Wein abzuhalten.“ Am 15. hielten die Aerzte den Kranken außer Gefahr, die Genesung werde aber langsam gehen. Er schickte zu

der Stein und ließ für ihre Teilnahme danken. Ganz unmittelbar war die Stein über die Krankheit nicht unterrichtet; Schiller, der ihn auch in der bösesten Zeit besucht haben muß, meldet am 13. Körner nach Dresden mit einem Gruße Goethes, daß seit drei Tagen alles wieder auf gutem Wege sei. Am 29. Jan. schreibt Goethe selbst, es gehe ihm leidlich, er habe eine Rolle (aus Tancred) mit der Caspers durchgenommen. Die einsamen Abende verbrachte mit ihm meistens Schiller, der (am 9. Febr.) selbst Gefahr lief krank zu werden; am 11. machte Starke eine etwas schmerzliche, wie Goethe hoffen durfte, die letzte Operation am Auge; am 20. hielt Goethe Probe des Tancred und war wieder hergestellt. Es war seit der Leipziger Zeit die erste schwere Krankheit, aus der er körperlich gewissermaßen neu verjüngt hervorgieng, nach der er auch den Menschen in reinerer Herzensteilnahme wieder näher trat. Um seine Gesundheit zu kräftigen, war ihm der Besuch des Pyrmonter Bades vorgeschrieben. Auf der Hin- und Rückreise, auf der ihn sein Sohn August begleitete, verweilte er längere Zeit in Göttingen und benutzte hauptsächlich die Bibliothek für seine naturwißenschaftlichen Liebhabereien. Nach seiner Rückkehr begann er, unter Theaterstudien praktischer Art, die Ausarbeitung seines Trauerspiels die natürliche Tochter, zu der er den Stoff schon im Nov. 1799 in sich aufgenommen hatte. Das Buch dazu erhielt er von Schiller. Im J. 1801 wurde noch der erste Act fertig, im folgenden Jahre in aller Stille das Ganze und am 2. April 1803 fand die erste Vorstellung des Stückes in Weimar statt. Um hier gleich zusammen zu halten was sich darauf bezieht, mögen die Berichte vorweg genommen werden. Einige Tage vor der Aufführung schreibt Schillers Frau, die Darstellung werde am nächsten Sonnabend erfolgen: „Es ist ein Geheimnis, der Name ist Eugenie. Auch Schiller hat es nicht gewust, daß Goethe, der sich beinahe 3 Monate ganz verschloßen hatte und auch nicht an den Hof gieng, mit einer solchen Arbeit beschäftigt war.

Mich freut es nur, daß ich ihn thätig weiß, denn wenn ein Mann von solchen Kräften feiert, so schmerzt einen jeder Zeitverlust." Schiller selbst vertraut dem Dresdner Freunde einige Tage vorher das Geheimnis und fügt hinzu: „Der Stoff ist aus der abenteuerlichen Geschichte einer natürlichen Tochter des Prinzen Conti genommen, welche vor einigen Jahren in Frankreich herausgekommen und unterhaltend, obgleich bloß ein Märchen ist." Der Herder, die sich einst so empört über Mahomet geäußert, machte das Stück „eine reine hohe lange nicht genoßene Freude. Das Thema des Stücks hat eine große Anlage, menschlich und politisch, nämlich den ewigen Kampf der menschlichen Verhältnisse mit den politischen. Der Keim und der Gang des Schicksals wird vor uns entwickelt, wie eine Blume entfaltet sich eine Folge aus der andern, Handlungen und Empfindungen sind Eins, in vortreflichen daraus entspringenden Gesinnungen, Gedanken, ausgesprochen in einer schönen classischen Sprache, in den schönsten Jamben. Er hat eine neue Manier gewählt, er läßt die Stände ohne Namen handeln, der König, der Herzog, der Graf, der Secretär, der Weltgeistliche &c. Zwischen diesen kommt nun die natürliche Tochter des Herzogs ins Gedränge, oder vielmehr das Schicksal bringt sie hinein. Das Verhältnis eines verständigen zärtlichen Vaters zu seiner geliebten Tochter ist unvergleichlich dargestellt, seine Liebe und sein Schmerz als er sie verloren hatte, so rührend wahr. Die Schuldlose wird vom Bruder verfolgt, sie wird von ihrem liebenden Vater, der sie todt glaubt, entfernt; sie soll übers Meer. Hier zeigt sich nun in den verschiedenen Situationen, wo sie um Hülfe fleht, daß sie nur Stände, nicht Menschen antrifft. Die menschlichen Verhältnisse treten mit den politischen in Collision. Nur Einer unter den vielen Ständen hat ein mitempfindendes Herz, er will sie retten, sie heiraten. Eugenia schlägt die Hand zuerst aus, aber nach langem Schwanken, nach großem Kampf sagt sie ihre Hand dem menschlichen Manne zu. So fällt der Vorhang . . Es ist ein

wahrhaft hohes classisches Stück, Goethes ganz würdig, nach diesem Anfang zu urteilen ist es das Höchste, Schönste, was er je gemacht hat. Es ist ein Licht der Kunst, bei dem das schillersche Irrlicht verschwindet." Die gute Frau las als das Stück gedruckt erschienen war in einem Briefe Knebels mit schmerzlichem Staunen, daß sie sich geirrt haben könne, als sie bei der Darstellung annahm, der Dichter habe die Stände, denen er alles gräßlich Herzlose gegeben, in ihrer Verworfenheit darstellen wollen. „Wenn man seine Grundsätze kennt, so ist's nur allzuwahr, daß er das Stück zu Gunsten der Stände auflösen wird. Welch eine Hölle haben Sie mir hinter meinem gutmütigen Wahn geöffnet! Herder gibt Ihrer Ansicht und Ihrem Gefühl Recht. Aber wenn es uns allein wol wird, da wir die Eugenia in menschlichen Armen in Schutz sehen, so hat der Dichter wider Willen das Wort für die Menschlichkeit reden müßen, wenn er auch das Ganze zu Gunsten der Stände angelegt hat. Entwickelt er das Ganze für diese, so ist er freilich ein Teufel und sein Talent mag in die Hölle fahren." Herder hatte anfangs wie seine Frau geurteilt und die Eugenie (wenn Falks unzuverläßigen Berichten zu trauen ist) die köstlichste gereifteste Frucht eines tiefen nachdenkenden Geistes genannt, der die ungeheuren Begebenheiten dieser Zeit still in seinem Busen getragen und zu höheren Ansichten entwickelt habe, zu deren Aufnahme die Menge gegenwärtig freilich kaum befähigt erscheine. Anders äußerte er sich Goethe gegenüber, mit dem er zufällig im Jenaer Schloße wohnte und anständige Besuche wechselte. Eines Abends entwickelte er die Vorzüge des Stücks rein und ruhig, schloß jedoch mit einem „zwar heiter ausgesprochnen, aber höchst widerwärtigen Trumpf," der das Ganze wenigstens für den Augenblick vor dem Verstande vernichtete. Goethe sah ihn schweigend an und die vielen Jahre ihres Zusammenseins erschreckten ihn auf das Fürchterlichste. An eine Ausgleichung, die sich bei der Confirmation von Goethes natürlichem Sohne durch Herder (13. Juni

1802) zu zeigen schien, war nicht mehr zu denken. Am 18. Dec 1803 löste Herders Tod das peinlich nahe und doch weltenweit ferne Zusammenleben in der kleinen zwischen Hof und Dorf schwankenden Stadt. — In Schillers Briefen an Goethe findet sich keine Aeußerung über die Eugenie. An Humboldt schreibt er am 18. Aug. 1803: „Goethes Natürliche Tochter wird Sie sehr erfreuen, und wenn Sie dieses Stück mit seinen andern, den früheren und mittleren, vergleichen, zu interessanten Betrachtungen führen. Die hohe Symbolik, mit der er den Stoff behandelt hat, so daß alles Stoffartige vertilgt und alles nur Glied eines idealen Ganzen ist, diese ist wirklich bewundernswert. Es ist ganz Kunst und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit.. Auch mir hatte er, wie der ganzen Welt, ein Geheimnis aus der Arbeit gemacht." Gerade bei diesem Stücke mochte er das für nötiger halten, als bei andern; es hatte tiefe menschliche Wurzel in seinem innersten Leben und wagte sich nur scheu und deshalb nur in der allgemeinen Symbolik der Standesstufen ans Licht. Wer die Meinung hegen konnte, Goethe werde diese gesellschaftlichen Härten, die sich nicht wegleugnen ließen, durch seine Dichtung apologisieren, der hatte die Thränen um den eignen Sohn nicht fließen sehen, als er fürchten mußte, ihn in der Welt allein zu laßen. Von dieser Stimmung aus trat er an die ungeheure Bewegung der Zeit heran und machte das Schicksal der Unglücklichen, deren Schuld für sie keine Schuld war, zum Angel der Handlung. Nicht der ungeheure Stoff, dessen er mächtig war, nicht das vorzeitige Hervortreten mit dem ersten Teile der Trilogie, sondern die innere pathologische Befangenheit, die schon wie eine Sourdine auf die Schwingungen der angeschlagenen Saiten drückte, war der Ausführung der späteren Teile hinderlich.

Goethe trat mit dem ersten Teile der Eugenie so bald hervor, weil er bestrebt war, dem von ihm geleiteten weimarischen Theater Gehalt zu geben und den Reiz der Neuheit zu erhalten.

Schiller, der sich ganz der Bühne gewidmet und weitschichtige dramaturgische Pläne entworfen, aber nicht ausgeführt hatte, da ihn eigne Arbeiten unausgesetzt beschäftigten, gab fast alle seine Trauerspiele zuerst der weimarschen Bühne. Goethe kannte keine Rivalität im kleinlichen Sinne, aber er wollte und konnte sich nicht ganz verdunkeln laßen und griff deshalb, da ihm außer den Uebersetzungen nach Voltaire nichts gelingen wollte, auf seine älteren Arbeiten zurück, vor der Eugenie auf die Iphigenie und später auf Götz und Stella. An der Iphigenie, die im Januar 1802 hervorgezogen wurde, schienen ihm einige Veränderungen notwendig. Auf seinen Wunsch entschloß sich Schiller zur Vornahme derselben. Er wunderte sich, daß sie auf ihn den günstigen Eindruck nicht mehr machte wie sonst, ob es gleich immer ein seelenvolles Product bleibe. „Sie ist aber so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stück zu vergleichen. Sie ist ganz nur sittlich, aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und alles was ein Werk zu einem ächten dramatischen specificiert, geht ihr sehr ab. Goethe selbst hat mir schon längst zweideutig davon gesprochen, aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei; bei näherem Ansehen aber hat es sich mir auch so bewährt. Indessen ist dieses Product in dem Zeitmoment, wo es entstand, ein wahres Meteor gewesen. Auch wird es durch die allgemeinen hohen poetischen Eigenschaften, die ihm ohne Rücksicht auf seine dramatische Form zukommen, bloß als ein poetisches Geisteswerk betrachtet, in allen Zeiten unschätzbar bleiben.“ Die Ausstellungen bezogen sich also auf den ungriechischen Charakter und den Mangel theatralischer Eigenschaften, zwei Dinge, die ein fremdes Maß für das unabhängige Werk waren. Mit dem griechischen Lustspiele des Euripides, denn eine Tragödie kann man sein rohes Product nicht nennen, verglich Schiller die goethesche Iphigenie nicht; er hätte erkennen müßen, daß auch das Griechische nicht immer poetisch war, und daß das, was er ganz nur sittlich nannte, gerade das poetische Supplement bildete. Wären die bei-

den Freunde damals theoretisch nicht so tief in das Hellenentum als maßgebend für alle Zeiten und Völker, man darf wol sagen verkannt gewesen, so würden sie, wie sie praktisch immer über das Hellenentum hinausgiengen, auch theoretisch auf andre Gesichtspunkte haben kommen müßen. Den Mangel theatralischer Eigenschaften setzte Schiller bestimmter auseinander. Er fand die Haltung des Ganzen für die dramatischen Forderungen zu reflectierend. Als er aber daran gieng, Aenderungen vorzunehmen, schien es ihm nicht wol thunlich, Partien, die ihm undramatisch gedeucht, auszuschließen, weil er in ihnen notwendige Bindungsglieder erkannte, für die sich kein Ersatz gewinnen ließ, ohne den ganzen Gang der Scene zu ändern. Die sittlichen Sprüche und dergleichen Wechselreden etwas einzuschränken, hielt er für wolgethan, da überhaupt in der Handlung selbst zu viel moralische Casuistik hersche. Das Historische und Mythische wagte er nicht anzutasten, weil es ein unentbehrliches Gegengewicht des Moralischen sei, zur Phantasie spreche und deshalb eine Verminderung nicht zulaße. Orest selbst sei das Bedenklichste im Ganzen; ohne Furien sei kein Orest, und jetzt, da die Ursache seines Zustandes nicht in die Sinne falle, da sie bloß im Gemüt sei, so sei sein Zustand eine zu lange und zu einförmige Qual ohne Gegenstand. Bei der jetzigen Oekonomie des Stücks schien es ihm kaum möglich, diesem Mangel zu begegnen, denn was ohne Götter und Geister daraus zu machen gewesen, sei schon geschehen. Zur Belebung des dramatischen Interesses schien es ihm ratsam, sich des Thoas und seiner Taurier, die sich zwei ganze Acte durch nicht rühren, etwas früher zu erinnern und beide Actionen, davon die eine jetzt zu lange ruhe, in gleichem Feuer zu erhalten. Man hör e zwar im zweiten und dritten Act von der Gefahr des Orest und Pylades, aber man sehe nichts davon; es sei nichts Sinnliches vorhanden, wodurch die drangvolle Situation zur Erscheinung käme. In den zwei Acten, die sich jetzt nur mit Iphigenien und dem Bruder beschäftigen, müße noch ein Motiv ad extra eingemischt werden, damit auch die äußere Handlung stetig

bleibe und die nachherige Erscheinung des Arkas mehr vorbereitet werde; denn so wie er jetzt komme, habe man ihn fast ganz aus den Gedanken verloren. Es gehöre freilich zu dem eigenen Charakter dieses Stücks, daß dasjenige, was man eigentlich Handlung nenne, hinter den Coulissen vorgehe, und das Sittliche, was im Herzen vorgehe, die Gesinnung, darin zur Handlung gemacht sei und gleichsam vor die Augen gebracht werde. Dieser Geist des Stücks müße erhalten werden und das Sinnliche müße immer dem Sittlichen nachstehen; er verlange auch nur so viel von jenem als nötig sei, um dieses ganz darzustellen." Die ganzen Bedenklichkeiten Schillers, von denen am Ende nicht mehr übrig bleibt, als daß Thoas und die Taurier einmal wieder in die Handlung eingemischt werden sollen, waren ohne Erfolg. Mitte März war die Iphigenie noch wie sie gewesen und Goethe fiel es unmöglich, etwas damit anzufangen. Alle Wünsche und Bedenken Schillers scheinen mündlich beseitigt zu sein und nur „ein paar zweideutige Verse" wurden für beßrungsbedürftig gehalten. Goethe bat den Freund, sie zu corrigieren; dieser gelobte das Mögliche, um das Werk zur theatralischen Erscheinung zu bringen und begann mit den Schauspielern die Einstudierung. Es freute ihn dabei, daß die eigentlich schönen Stellen, und die lyrischen besonders, auf die Schauspieler immer die höchste Wirkung machten. „Die Erzählung von den thyestischen Greueln und nachher der Monolog des Orest, wo er dieselben Figuren wieder friedlich in Elysium zusammensieht, müßen als zwei sich aufeinander beziehende Stücke und als eine aufgelöste Dissonanz vorzüglich herausgehoben werden." Im Ganzen und Einzelnen blieb das Stück unverändert, vielleicht wurden die zweideutigen Verse, wahrscheinlich wegen ihres sententiösen Gehalts so genannt, getilgt; der festen Composition des Ganzen ließ sich, weil es ein Werk der vollendeten Kunst war, nichts anhaben. Die Darstellung geschah Sonnabend 15. Mai 1802. Ueber die Aufnahme ist kein Bericht in den Briefwechseln aufbehalten.

Der Bühnenbearbeitung des Götz von Berlichingen unterzog Goethe sich selbst im Juni und Juli 1803, wurde aber, da es hier viel zu beschränken und zu erweitern gab, erst im Sommer des folgenden Jahres damit fertig. Ueber die Einzelnheiten der Bühnenbearbeitung kann hier auf die genauen Ausführungen Oskar Schades im weimarschen Jahrbuch (5, 443) verwiesen werden. Die neu eingefügten Partien stechen von dem Alten so auffallend ab, daß man deutlich daran erkennt, wie unmöglich es Goethe geworden war, sich in den Ton und Stil einer seiner früheren Epochen zurückzuleben, eine Warnehmung, die beim Faust freilich noch charakteristischer sich aufdringt.

Auch Stella unterwarf er (1805) einer neuen Redaction in Absicht für die Bühne. Mit geänderter Katastrophe wurde das Stück am 13. Jan. 1805 aufgeführt. „Goethe," schreibt Frau v. Stein ihrem Sohne, „hat aus dem Drama, seiner alten Stella, eine Tragödie gemacht. Es fand aber keinen Beifall. Fernando erschießt sich, und mit dem Betrüger kann man kein Mitleid haben. Beßer wäre es gewesen, er hätte Stella sterben laßen; doch nahm er mirs sehr übel, als ich dies tadelte." Dem unglücklichen Product war in keiner Weise aufzuhelfen; Schiller würde wol abgeraten haben, die Kraft daran zu verschwenden; als Goethe damit begann, hatte er den Freund schon verloren.

Die junge Schule der Romantiker versuchte sich auch im dramatischen Fach. Was ohne die Beimischung der Ironie, die ihre meisten Arbeiten für die Bühne unbrauchbar machte, zur Darstellung einigermaßen geeignet erschien, versuchte Goethe zur Aufführung zu bringen. A. W. Schlegel hatte sich das Verdienst erworben, Stücke von Shakespeare zum erstenmale in der Form des Originales zu übertragen, und Goethe führte Shakespeare nach dieser Uebersetzung zum erstenmale würdig auf die Bühne. Er wählte den Julius Cäsar. In England war das Stück nie unverkürzt und seit fünfzig Jahren gar nicht mehr gegeben worden,

weil Garrik selbst einmal daran gescheitert war. Dalberg hatte früher in Mannheim großen Aufwand für das Stück (nach Wielands Uebersetzung) gemacht, und es nicht beleben oder lebendig erhalten können. Am 1. Oct. 1803 gab Goethe den Cäsar unverkürzt, mit aller Würde und Pracht, die das gewaltige Werk forderte und verdiente. Er hatte für die Schauspieler didaskalische Stunden eingerichtet, die für die harmonische Ausbildung der älteren und für die rasche Einübung der jüngern Schauspieler von großem Gewinn waren; mit Hülfe derselben hatte er junge Leute, die nie oder kaum auf dem Theater gewesen waren, wie Grüner, P. A. Wolf u. a. dergestalt zugerichtet, daß sie im Cäsar einklingend auftreten konnten. Ohne diese Vorbereitung wäre die Vorstellung unmöglich gewesen. Er verschmähte aber auch keinen Kunstgriff, um die Sinne zu reizen und zu beschäftigen; er dehnte den Leichenzug weiter aus, als das Stück ihn forderte, und schmückte ihn nach den Ueberlieferungen aus dem Altertum mit blasenden Instrumenten, Lictoren, Fahnenträgern, mit verschiedenen Feretris, welche Burgen, Städte, Flüße, Bilder der Vorfahren zum Schauen brachten, mit Freigelaßnen, Klageweibern, Verwandten und dergleichen aus, so daß er hoffte, dadurch auch die rohere Maße heranzuziehen, bei Halbgebildeten dem Gehalt des Stücks mehr Eingang zu verschaffen und Gebildeten ein geneigtes Lächeln abzugewinnen. Schiller bekannte, daß er einen großen Eindruck mitgenommen, der für seinen Tell ihm von unschätzbarem Werte sei und daß sein Schifflein dadurch gehoben werde. Goethe freute sich des gelungenen Werks, der Teilnahme des Freundes und gestand gern, daß er die Aufführung auch in dem Sinne unternommen habe, um des Freundes wichtige Arbeit zu fördern. — Von den selbstständigen Arbeiten der jungen Schule bot sich zunächst der Ion von A. W. Schlegel dar, von dem Schiller anerkannte, daß er „wirklich manches Geistreiche und schön Gesagte“ enthalte, ein Lob, das für ein Drama schon dürftig genug war, aber noch mehr

beschränkt wurde durch den Zusatz, die schlegelsche Natur schimmere dann wieder sehr zum Nachteil hindurch. Der Jon selbst habe gegen den euripideischen verloren, die Mutter hingegen hie und da gewonnen. Diese habe auch auf der Bühne das Stück getragen. Der Beifall war ein mäßiger und konnte allenfalls ermutigen, auch mit andern Stücken der jungen Herren vor das Publikum zu treten. Der Alarcos von Fr. Schlegel wurde dazu auserſehen. Das Stück hatte Goethe „in seiner Gedrängtheit viel Vergnügen gemacht." Schiller meint, „die Intention des Stücks wäre wirklich zu loben, wenn die Manier in der Ausführung nicht so widerwärtig wäre." Goethe, dessen „Krankheit es war, sich der Schlegel anzunehmen, über die er doch selbst bitterlich schimpfte und schmälte," hatte den Freund vermocht, die Proben zu leiten, denen Schiller sich im Mai 1802 widmete. „Wir wollen unser Möglichstes thun, schrieb er, aber bei einer neuen Durchsicht des Stücks sind mir bedenkliche Sorgen aufgestiegen. Leider ist es ein so seltsames Amalgam des Antiken und Neuestmodernen, daß es weder die Gunst, noch den Respect wird erlangen können. Ich will zufrieden sein, wenn wir nur nicht eine totale Niederlage damit erleiden, die ich fast fürchte." Goethe war über das Stück „völlig Schillers Meinung;" allein ihn deuchte, man müße alles wagen, weil am Gelingen oder Nichtgelingen nach außen gar nichts liege. „Was wir aber dabei gewinnen, scheint mir hauptsächlich das zu sein, daß wir diese äußerst obligaten Sylbenmaße sprechen laßen und sprechen hören." Uebrigens könne man auf das stoffartige Interesse doch auch etwas rechnen. Schillers Befürchtung erfüllte sich; Alarcos „wurde völlig ohne allen Beifall gegeben" (29. Mai 1802). Herders Frau, die der Aufführung nicht beiwohnte, nannte es das neueste, armseligste Product der dramatischen Kunst und stichelte auf das „monarchische Scepter," unter dem es aufgeführt worden. Das Publicum habe sich auf der einen Hälfte recht brav betragen; jedes monarchische Beifallklatschen des Unsinns sei mit

einem Lachen des Publicums beehrt worden. Nach dem Stücke sei Fr. Schlegel mit seiner Lucinde, der Madame Veit, nach Paris gereist. Schiller bekannte, Goethe habe sich mit dem Alarcos compromittiert. Knebel fand eine solche innere Verwirrung in dem Stücke, die dem Wahnwitze nahe komme und sich überall selbst parodiere. Das Urteil war bald das allgemeine. Dennoch hatte Goethe recht gethan, dies mit dem Anspruch auf die Bühne hervorgetretene Stück wirklich zur Aufführung zu bringen, da erst auf dem Theater die wahrhafte Probe des dramatischen Vermögens oder Unvermögens möglich wird und ohne dieselbe die jungen Autoren sich immer auf einen Wert berufen, der nur wegen der Neider, Unachtsamkeit und ähnlicher Untugenden nicht zur Geltung gebracht werden könne. Die Romantiker wandten sich dann auch von der Bühne und trieben mit Ausnahme Werners ihre dramatische Kunst auf ihre Weise in gedruckten Werken, die mit der Bühne und dem Publikum wie mit der gebornen Philisterei umsprangen.

Im März 1802 schwammen Bretter und Balken die Saale hinunter zum neuen Musentempel in Lauchstedt. Im Mai gieng der Theaterbau recht gut von Statten. Schon am 26. Juni wurde das Theater durch die weimarischen Schauspieler mit Goethes Vorspiel „Was wir bringen“ eröfnet. Es war nicht in der besten Stimmung geschrieben. Der Schluß, meinte Goethe, sei ihm, ob er gleich beßer sein könnte, doch verhältnismäßig zu dem Drang der Umstände, der fertig zu werden genötigt habe, leidlich gelungen. „Hätte ich alles voraussehen können, schrieb er an Schiller, so hätte ich Ihnen keine Ruhe gelaßen, bis Sie mir das letzte Motiv ausgearbeitet hätten.“ Er meinte das Auftreten der Tragödie in der vorletzten Scene als Pathos, das durch Schiller allerdings pathetischer, also angemeßner ausgeführt wäre. Auch hier wurde, ungeachtet Vater Märten als Repräsentant des bürgerlichen Schauspiels an der Allegorie Teil nimmt, griechischer Aufputz versucht

und Phone muste die Oper repräsentieren, Merkur leitete das Ganze, eine Bauernstube wurde in einen prächtigen Saal verwandelt als Symbol der aus der Beschränktheit zur glanzvollen Heiterkeit gehobnen Kunst und dergleichen. Schiller übersandte das gedruckte Stück an Körner mit der Bemerkung, es habe trefliche Stellen, die aber auf einen platten Dialog wie Sterne auf einen Bettlermantel gestickt seien. In der theatralischen Vorstellung nehme es sich ganz gut aus bis auf die allegorischen Knoten, die ein unglücklicher Einfall seien. Goethe selbst, obwol er es an Cotta zum Druck sandte, damit es nun auch in der weiten Welt grassieren möge, war wenig davon befriedigt und suchte, als bald darauf in Weimar ein theatralisches Vorspiel nötig wurde, sich um die Arbeit wegzumachen, die dann Schiller zufiel.

Die strengere Absperrung seiner Existenz, die Goethe im Jahr 1799 einmal angedroht hatte, war durch seine Krankheit gemildert worden. Dann und wann gab er Concerte, Soupers, wo die Frauen zu ihm kamen, aber öffentlich wollte er (März 1803) nicht mehr erscheinen. Er hatte im Winter nach seiner Krankheit eine Anzahl harmonierender Freunde zu einem Club oder Kränzchen vereinigt, das alle vierzehn Tage (Mittwochs) zusammenkam und soupierte. Es gieng dabei, wie Schiller berichtet, recht vergnügt zu, obgleich die Gäste zum Teil sehr heterogen waren; der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder wurden auch eingeladen; man ließ sich nicht stören; es wurde fleißig gesungen und poculiert. Es wurden dabei allerlei „lyrische Kleinigkeiten“ erzeugt. „Goethe ließ, nach Schillers Bemerkung (18. Febr. 1802), einige platte Sachen bei dieser Gelegenheit ausgehen, wiewol auch einige sehr glückliche Liedchen mit unterliefen, die aus seiner besten Zeit sind.“ Es waren die der Geselligkeit gewidmeten Lieder, die in Goethes und Wielands Taschenbuch für 1804 (schon im Oct. 1803) erschienen, doch mit einigen ältern untermischt. Das was Schiller platt nannte, mochte er z. B. in dem Frühlingsorakel

finden, dessen Coucou ihm allerdings leer und fade vorkommen muste; andre, die uns jetzt leer erscheinen, wie das Stiftungslied, die glücklichen Gatten, Wandrer und Pächterin, hatten genaueren Bezug auf die Verhältnisse der Gesellschaft, das letztere schwerlich einen Zusammenhang mit dem zweiten Teile der natürlichen Tochter. Das Kränzchen, das den Winter über bestand und Einsiedels, Meyer, Schiller, Wolzogen, die Frauen, die Imhof und andre vereinigte, wurde durch die Machinationen Kotzebues, dessen Anbringen Goethe abwies, gesprengt, ohne daß der Zweck Kotzebues, dem es nichts half sich an dem weltlichen Hofe von Japan aufgenommen zu sehen, da ihn der geistliche abgewiesen, erreicht und Schiller mit Goethe verfeindet wäre. Die einzige böse Folge, die Goethe davon empfunden haben will, die, daß ihm nie wieder „Gesänge jener Art" gelungen seien, fand in Wahrheit nicht statt, da die Lieder: Ich habe geliebt, nun lieb ich erst recht; Ich hab mein Sach auf nichts gestellt; Frisch der Wein soll reichlich fließen; Ergo bibamus; Donnerstag nach Belvedere und andre gesellige Lieder in die folgenden Jahre fielen.

Goethes Studien (der comparativen Anatomie, der Numismatik der Farbenlehre und Mineralogie, der Kunst und Literatur) giengen neben all seinem übrigen Wesen fort und wurden durch Zureisende wie Chladni, Himly, Blumenbach, Runge, Wolf u. andere gefördert oder angeregt. Mit Wolf hatte ihn schon das Interesse an Homer zusammengeführt, und die bei der Wiedergenesung im Vorjahre 1801 vorgenommene Uebersetzung des Büchleins von Theophrast über die Farben beschäftigte beide, wenn Goethe den philologischen Disputax in Halle besuchte. Dazwischen liefen die Händel wegen der Allgemeinen Literaturzeitung, die von der seit Fichtes Streitigkeiten und durch den Weggang vieler tüchtiger Professoren in Verfall geratenden Jenaer Universität nach Halle verpflanzt wurde und durch die neubegründete Jenaische

Allgemeine Literaturzeitung ersetzt werden sollte. Nach außen hin werden Goethes Bestrebungen mannigfach anerkannt; am 25. Sept. 1804 wurde er Präsident der naturforschenden, am 22. Oct. Präsident der mineralogischen Gesellschaft in Jena. Andre Aufmerksamkeiten der Londoner Societät, der Leipziger mineralogischen Gesellschaft und was sich der Art von außen bot, mochte er mit noch mehr Befriedigung aufnehmen. — Die Bewegung, welche die neuen Halbchristen und Renegaten, die Bekenntnisse eines Klosterbruders und Sternbalds Wanderungen, die Nazarener und das ganze Wiedererwecken des mittelalterlichen Wesens auf dem Gebiete des Lebens, der Literatur und Kunst hervorbrachte, muste den „Altheidnischgesinnten“ erschrecken und anwidern. Sein und seiner Freunde Bestreben schien einem Schlage ins Waßer gleich; die Flut schlug über ihnen zusammen. Unter diesen Umständen konnte es ihm nur willkommen sein, daß Voß, den er immer geschätzt hatte, kränklichkeitswegen seinen Eutiner Winkel verließ und sich in Jena ansiedelte. Mit seiner liebenswürdigsten Art suchte Goethe die Zugewanderten zu verbinden. Nur Ein Zug! Er fand Voßens Frau einmal im Garten knieend, um die Einfaßung auszubeßern, untersuchte teilnehmend ihr Geschäft und riet, Sachen zu wählen, die nicht so leicht vom Zufall gestört würden. Ihre Antwort war, sie wäre noch zu unkundig in Jena, um die Plätze zu wißen, wo man sich dergleichen verschaffe. Sie arbeitete fort, während Goethe und Voß auf und ab giengen. Als sie einige Tage später Abends aus einer Gesellschaft heimkehrte, fand sie alles gar zierlich und hübsch eingefaßt und überall Sommerblumen hingepflanzt und darunter viel altes Bekanntes. Goethe wollte den Dank dafür nicht annehmen, wurde aber beim nächsten Besuch sehr heiter gestimmt durch die Freude des Ehepaares. Goethe gab seinen Sohn August bei Voß zum Unterricht und verschaffte Voß' Sohn Heinrich eine Anstellung am Weimarer Gymnasium; er recensierte Voß' Gedichtsammlung in der Jenaer Literaturzeitung so

überaus beifällig, daß die jungen Spötter das Ganze für Ironie erklärten. Alles schlug bei Voß nicht an, der in seiner trocknen harten Natur nichts empfand, was für Goethe hätte anklingen können und Beifall und Tadel in gleich unerfreulicher Art anbrachte.

Vor dem Besuch der Staël wäre Goethe gern bis ans Ende der Welt geflohen. Er war gerade in Jena, als die Reisende im Dec. 1803 in Weimar eintraf, und weigerte sich, obwohl ihm der Herzog einen Expressen schickte, in Weimar zu erscheinen; er schützte die Vorarbeiten zur Jenaer Literaturzeitung vor. Die Staël hielt aber länger aus, als vermutet war, und Goethe mußte endlich an den Platz. Es muß eine wunderliche Erscheinung in der weimarischen Welt gewesen sein, diese Frau „allerwegens rund von Fleisch, aber so geschäftigen Geistes, daß sie von all ihren körperlichen Bewegungen nichts zu wißen schien; sie sprach erstaunlich schnell und drückte sich schön aus.“ „Sie geriert sich mit aller Artigkeit noch immer grob genug als Reisende zu den Hyperboräern, deren capitale alte Fichten und Eichen, deren Eisen und Bernstein sich noch so ganz wol in Nutz und Putz verwandeln ließen; indessen nötigt sie einen doch, die alten Teppiche als Gastgeschenk und die verrosteten Waffen zur Verteidigung hervorzuholen.“ „Man begeht doch eigentlich eine Sünde gegen den heiligen Geist, wenn man ihr auch nur im mindesten nach dem Maul redt.“ „Wäre sie bei Jean Paul in die Schule gegangen, so hielte sie sich nicht so lange in Weimar auf.“ Ihre Begleiter mit denen sie nach Weimar kam, giengen früher wieder fort; Benjamin Constant, einer derselben, zertrat seine Uhr, weil sie ihm die Stunde zeigte, in der er sie verlassen muste. Die Weimarer waren froh, als sie endlich Anfang März nach Berlin gieng. Goethe gab ihr auf ihren Wunsch einige empfehlende Zeilen an A. W. Schlegel mit; aus der Bekanntschaft wurde eine langdauernde, für Schlegel und die Staël gleich wichtige Verbindung. Ende April kam sie mit diesem Freunde von Berlin wieder durch Weimar. Ihr Vater, Necker, war ge-

storben. „Sie ist im eigentlichen Sinne des Worts zum Rasendwerden traurig, hat Krämpfe, schreit unter Thränen. Am 30. April 1804 gieng sie nach Coppet.“ — Eine Folge des Besuchs der Staël bei Goethe meinte Frau v. Stein darin zu erkennen, daß sie ihm das Bedürfnis beigebracht, wieder etwas gebildetere Frauen bei sich zu sehen, als es bisher seine Umgebung gewesen; die alte Freundin besuchte ihn jeden Donnerstag von 11 bis 1, um seine Kunstsammlungen zu sehen: „ich nehme mir immer noch eine Dame mit, und da lerne ich allerhand, denn man muß immer lernen.“ Goethe selbst hatte auch gelernt. Seine Aufmerksamkeit war auf die französische Literatur gelenkt. Er übersetzte ein ungedrucktes Werk Diderots, das ihm ein Zufall in die Hände brachte und begleitete es mit Anmerkungen, Rameaus Neffe, ein Gespräch, welches der fingierte Neffe des Musicus Rameau mit Diderot führt. „Dieser Neffe, berichtet Schiller, ist das Ideal eines Schmarotzers, aber eines Heroen unter dieser Classe, und indem er schildert macht er zugleich die Satire der Societät und der Welt, in der er lebt und gedeiht. Diderot hat darin auf eine recht leichtfertige Art die Feinde der Encyclopädisten durchgehechelt, besonders Palissot und alle gute Schriftsteller seiner Zeit an dem Gesindel der Winkelkritiker gerächt. Dabei trägt er über den großen Streit der Musiker zu seiner Zeit seine Herzensmeinung vor und sagt sehr viel Vortreffliches darüber. Diderots Geist lebt ganz darin und auch Goethe hat den seinigen darin abgedruckt.“ Die Uebersetzung ist getreu und mildert oder umgeht mitunter nur die Cynismen des Originals. Was Diderot zur Charakteristik der Vorjahre der französischen Revolution liefert, interessierte Goethen nur in literarischer Beziehung. In den extemporisierten Anmerkungen ließ er sich bequem gehen, um so mehr als der Text von der Art war, „daß die Anmerkungen auch wol gewürzt sein durften. Es läßt sich, schrieb er an Schiller, bei dieser Gelegenheit manches frei über die französische Literatur sagen, die wir meistens

zu steif, entweder als Muster oder als Widersacher, behandelt haben. Auch weil überall in der Welt dasselbe Märchen gespielt wird, findet sich bei recht treuer Darstellung jener Erscheinungen gerade das was wir jetzt auch erleben.“ Schiller las die Anmerkungen und fand sie vortrefflich, „auch unabhängig von dem Texte, auf den sie übrigens ein helles Licht verbreiten. Was über französischen Geschmack, über Autoren und Publicum überhaupt und mit einem Seitenblick auf unser Deutschland gesagt wird, ist eben so glücklich und treffend, als die Artikel von Musik und Musikern, von Palissot und andern für das commentierte Werk passend und unterrichtend sind. Auch Voltaires Brief an Palissot und Rousseaus Stelle über Rameau machen eine gute Figur.“

Außer dieser Arbeit ließ Goethe auch Briefe Winkelmanns drucken, die an dessen Freund Berendis gerichtet waren. Berendis war weimarischer Kammerrat und Chatoullverwalter der Herzogin Amalie gewesen, von der Goethe nach Berendis Tode (1783) die Papiere erhalten hatte. Nach einer vorläufigen Mitteilung im Intelligenzblatte der Jenaer Literaturzeitung (1804. N. 26) erschien zur Ostermesse des nächsten Jahres das umfaßendere Werk Winkelmann und sein Jahrhundert. In den begleitenden Aufsätzen faßte Goethe noch einmal mit Vorliebe alles zusammen, was er mit Moritz in Italien, mit Meyer und auch mit Schiller über Antikes und Heidnisches und Schönheit durchgesprochen und durchgearbeitet hatte. Als er sich mit der Ausarbeitung beschäftigte, war er wieder „sehr krank.“ Er litt an einer Nierenkolik mit heftigen Krämpfen, erholte sich aber leidlich und konnte wieder ausgehen. Am 25. April 1805 besuchte er Schiller und sprach von einer Reise nach Dresden, die er im Sommer zu machen gedenke. Am 29. April fand Goethe den Freund eben im Begriff, ins Theater zu gehen. Vor Schillers Hausthür schieden sie. Sie sahen sich nicht wieder. Schiller brachte aus dem Theater eine Erkältung zurück, an deren Folgen er am 9. Mai starb. Als die Todeskunde in Goethes Haus kam, war Meyer bei

ihm und wurde herausgerufen; er kehrte nicht zurück. Goethe bemerkte an seinen Hausgenoßen Unruhe. „Ich merke es, sagte er, Schiller muß sehr krank sein." Er erhielt keine Auskunft. Am andern Morgen sagte er zu seiner Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?" Sie brach in Weinen aus. „Er ist todt?" fragte Goethe. „Sie haben es selbst ausgesprochen", antwortete sie. „Er ist todt," wiederholte Goethe und barg das Gesicht in den Händen. An dem Leichenbegängnis nahm er keinen Teil; für die Familie des Verstorbenen hatte er keine Sorge; die laut verlangte Todtenfeier auf der Bühne erklärte er für eine Sucht der Menschen, aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spas herauszubilden. Aber die Forderungen waren zu laut, zu wolbegründet, als daß sie ganz hätten abgewiesen werden dürfen. Freilich nicht in Weimar, aber doch auf der (weimarschen) Bühne in Lauchstedt fand am 10. Aug. 1805 die Todtenfeier statt. Schillers Glocke wurde dramatisch und mit theatralischem Pomp aufgeführt und mit Goethes Epilog geschloßen, allerdings dem vollkommensten dichterischen Denkmal, das dem Abgeschiedenen bereitet worden. — Nach Schillers Tode stand Goethe vereinsamt. Sein treuer Meyer war keine productiv anregende Natur und für die Literatur nur auf dem Umwege durch die Kunst empfänglich. Von Jena wanderten immer mehr aus und die Universität verödete mehr noch an Namen, als an Lehrern. Goethe, der dort Monate zuzubringen pflegte, hatte sein Augenmerk schon lange auf Voß gerichtet und den Wunsch geäußert, er möge eine Pension vom Herzoge annehmen; als dies ausgeschlagen wurde, hieß es, Kleinigkeiten für die Wirtschaft dürfe er doch nicht ablehnen, Brotkorn, Brennholz, ein paar Hasen und Rehe in die Küche, für welche Gegenstände dann auch bald die nötige Anweisung erfolgte. Voß wollte an die Universität Würzburg; als sich die Angelegenheit zerschlug, empfieng Goethe die Nachricht mit herzlicher Freude. Von neuem suchte er die Bedenken wegen einer Pension zu heben und brachte mancherlei Pläne zur Sprache, die Voßens Zukunft erheitern sollten. Die Jenaische Li-

teraturzeitung sollte auch Voß beschäftigen. Von Weimar aus erfolgten Vorschläge, Voßens feuchtbefundene Wohnung in Jena mit einer andern zu vertauschen oder auf einem zu schenkenden Platze ein neues Haus hinzustellen, wofür kräftige Unterstützung zugesichert wurde. Es muste Goethen tief verstimmen, als er sah, daß Voß fortdauernd nach außen umherblickte. Als er einen Ruf nach Heidelberg (mit 500 Gulden Pension) erhielt, war er nicht geneigt, Jena aufzugeben; als der Ruf wiederholt und das Gebot verdoppelt wurde, „wer war nun froher als wir!“ ruft seine Frau aus. Einige Zeit nach Schillers Tode gieng Goethe, von einem Anfall seiner Krankheit genesen, im Park spazieren. Der junge Voß begleitete ihn, der an jenem Tage durch Riemer erfahren, daß Voß nach Heidelberg gehen werde. „Goethe, erzählt der junge Voß, fieng mit einer Heftigkeit an zu reden, bei der ich vor Entsetzen erstarrte. Schillers Verlust, sagte er unter anderm, und dies mit einer Donnerstimme, muste ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg — das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht. — Wir giengen stumm nebeneinander. Ich vermochte in dem größten Jammer, den ich je gefühlt, nicht ihm zu antworten. Endlich ergriff er meine Hand und schüttelte sie mit einer Heftigkeit, wie er nie gethan. Ich sah ihm ins Gesicht, ich fand so viel Güte in seinen Augen, so viel Wolwollen auf seiner Stirn, so viel menschlich Erquickendes. Dies war zu viel für mich; ich that mir Gewalt an und verließ ihn.“ Voß gieng im Juli nach Heidelberg und schrieb am 12. Aug. an seinen alten Göttinger Freund Miller nach Ulm: „Was ich von Heidelberg bis jetzt kennen gelernt, ist schon hinreichend, jede Sehnsucht nach Jena oder Eutin zu verscheuchen.“

Goethe stand einsamer als jemals in Weimar. Große Weltereignisse drängten ihn fast auf sich zurück und in seiner Isolierung nahm er die universelle Bildung seiner Zeit in sich auf. Ihn in der ganzen Breite seiner annehmenden und ausgebenden Existenz zu schildern und ge-

wissermaßen zum Mittelpunkte des geistigen Lebens der beiden thätigen Menschenalter, die er noch erlebte, zu machen, würde, wenn auch nicht Befähigung, doch Neigung anraten; die Notwendigkeit aber, den Stoff auf die engste Form einzuschränken, damit die Skizze nicht zerfließe, gebot einstweilen die Wahl des kürzeren Weges. Es sollen nun die bloßen Grundzüge, im innern Zusammenhange gezeichnet werden. Das Ende des Weltkrieges scheidet Goethes letzte Lebensjahre in zwei größere Gruppen, in die des stummen Zuschauens zu der Weltbewegung und in die des ausgesprochnen kosmopolitischen Universalismus. Während der ersten waren seine Kräfte zu schwach, um wirksam in die Geschicke des Vaterlandes einzugreifen, und in der zweiten versagte er mit Ueberzeugung die kräftige Teilnahme, die er von dem festen Punkte seiner Heimat aus den vorwärtsdrängenden Bestrebungen des Vaterlandes hätte zuwenden können. Für seine universale Natur gab es kein enges Interesse und was ihn dahinein ziehen wollte, wies er mit kalter Festigkeit von sich oder that als wär' es nicht vorhanden.

Die politischen Dinge in ihrer Vorbereitung und Entfaltung gelten der mithandelnden und mitleidenden Menschheit fast nur unter den voreingenommenen Gesichtspunkten des Widrigen oder Erwünschten; das Urteil über das Geschehene bedingt der Erfolg. Die kälteste Strenge der Beweisführung, die auf jedem andern Gebiete, das kirchlich-religiöse ausgenommen, unausbleiblich zur Ueberzeugung führen könnte, trifft im Politischen auf einen Bodensatz von Widerspruch, der durch nichts aufzulösen ist. Der klarste und schärfste Verstand ist nicht sicher vor der Verwechslung des Willkürlichen mit dem Notwendigen, der Ursache mit der Wirkung; die reinste und billigste Denkart nicht sicher vor der blinden und eigensinnigen Verstockung in der Partei. Naturen, die in allem Wesentlichen mit Ueberzeugung übereinstimmend neben einander zu gehen glaubten, entdecken beim ersten Flintenschuß politischer Krisis eine Grundverschiedenheit ihres Wesens, die zur herben Trennung, zum leidenschaftlichen Kampfe auf

Leben und Tod führt. Wer ist der Kranke, wer der Gesunde, wo die Zeit im Krampfe, die Welt im Kampfe der schonungslosen Vernichtung liegt.

Goethe und Schiller hatten sich gefunden als die Scheidung der politischen Parteien geschehen war. Sie waren grundverschiedene Naturen, aber ihre Differenzen traten nicht erst während ihres Zusammenlebens an den Außendingen hervor. Jeder behielt sein Glaubensbekenntnis für sich und begegnete dem andern auf dem Gebiete, das beiden gehörte. Als Schiller sein französisches Bürgerdiplom durch Campe erhielt und er Goethe davon Nachricht gab, antwortete dieser mit einer ingrimmigen Bitterkeit über die gefährlichste aller Tollheiten, an der Campe, so wie noch mancher gute Deutsche krank zu liegen scheine und gegen die leider so wenig wie gegen eine andre Pest zu thun oder zu sagen sei. So lange die Zuckungen der französischen Revolution noch fern im Westen austiefen und sich im Lagerleben die Farbenlehre studieren ließ, war auch noch ein Abkommen durch Epigramme, polemische Theaterstücke und allegorische Märchen möglich; als aber die französischen Truppen hinter dem Thüringer Walde plänkelten, wurde die Sorge um das eigne persönliche Geschick dringender, so daß die ästhetischen Briefe der beiden Freunde sich plötzlich in einen ängstlichen Nachrichtentausch vom Kriegsschauplatze verwandeln. Das Wetter gieng damals noch gnädig genug vorüber. Anders im Jahr 1806. Nach den Unglückstagen von Jena und Auerstedt entlud sich das Schicksal auch über Weimar. Eine dreitägige Plünderung mit Mord und Brand brach über die Stadt herein, aus der die entschloßne Herzogin Louise nicht gewichen war. Goethe selbst, der durch die Einquartierung des Marschalls Ney oder, nach Düntzer, Augereau gesichert zu sein schien, geriet vor der Ankunft des Marschalls durch ein paar Pariser Gamins, die als Tirailleurs sich gewaltsam bei ihm einquartiert hatten und sich an seinem Weine berauschten, in Lebensgefahr, aus der ihn das entschloßne Auftreten der

Christiane Vulpius errettete. Als die Gefahr vorüber war, ließ sich Goethe am 19. Oct. mit der Freundin, in Gegenwart seines Sohnes und des Dr. Fr. Wilh. Riemer, dessen er sich als Secretairs bediente, in der Sacristei der Schloßkirche trauen. Die Geschicke, welche die Ordnung der Welt umkehrten, brachten ihn zur bürgerlichen Ordnung zurück. Er hatte eine Familie und ein Hauswesen. Im fortdauernden Wogen der Ereignisse gieng das Gerede der Welt unter; jeder hatte genug mit sich zu thun, und die Fremden, die bei Goethe giengen und kamen, nahmen keine neue Ordnung wahr, weil sie keine ältere gekannt. Am Tage der Trauung war der Maler Denon bei Goethe einquartiert. Die Bekanntschaft zwischen beiden war schon vor 16 Jahren in Venedig gemacht. Denon hatte in der Zwischenzeit an der Expedition nach Egypten Teil genommen und war zum Director aller kaiserlichen Museen vorgerückt. Es läßt sich denken, wie sehr Goethe durch den Verkehr mit diesem Künstler und Kenner angeregt werden und wie groß Genuß und Förderung sein mußten, die er von ihm empfieng. — Im März 1807 besuchte Goethe mit Frau und Sohn seine Mutter in Frankfurt zum letztenmale und machte im Sommer die fortan fast jährlich wiederholte Badereise nach Karlsbad. Nach der Heimkehr besuchte ihn die Enkelin der la Roche, die Tochter der Maximiliane Brentano, Bettina, die eine leidenschaftliche Neigung zu Goethe faßte, ohne daß er dieselbe erwiedert hätte, schon deshalb, weil er damals sich leidenschaftlich zu der Tochter des Buchhändlers Frommann in Jena, Minna Herzlieb, hingezogen fühlte, die er als Ottilie in den Wahlverwandtschaften feierte und an die er seine Sonette mit deutlicher Bezeichnung ihres Namens richtete. Aus diesen Sonetten machte Bettina nach Goethes Tode ihren romanhaften Briefwechsel Goethes mit einem Kinde, der so sorglos leichtfertig hingeworfen wurde, daß bei der Auflösung der goetheschen Sonette in Prosa sogar die Reime stehen blieben und bei dem entscheidenden Verse des zehnten Sonettes, der die Auflösung der

späteren Charade enthält, keine Ahnung des Wortes Herzlieb aufkam.*)

Als die Zusammenkunft des Kaisers Napoleon mit dem Kaiser Alexander im Sept. 1808 das Parterre von Königen und Fürsten in Erfurt versammelte, wo die Geschicke der Welt entschieden werden sollten, war auch der Herzog von Weimar dort seines und des Schicksals seiner Länder gewärtig, das günstig genug ausfiel. Goethe wurde vom Herzoge dorthin beschieden. Er besuchte das Theater, wo Talma spielte, und hatte nach den Vorstellungen Abends im Gespräch mit dem Herzog kaum einen andern Gedanken als den der enthusiastischen Bewunderung für das Spiel dieses tragischen

*) Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Wesen! — Goethe versteckte darin: Mein artig Kind Herzlieb! — Wie Bettina die Sonette verarbeitete zeigt der Brief, aus dem das achte gemacht sein soll: „Ein Blick von deinen Augen in die Meinen, ein Kuß von dir auf meinen Mund, belehrt mich über alles; was könnte dem auch wol noch erfreulich scheinen zu lernen, der wie ich hievon Erfahrung hat? Ich bin entfernt von dir, die Meinen sind mir fremd geworden, da muß ich immer in Gedanken auf jene Stunde zurückkehren, wo du mich in den sanften Schlingen deiner Arme hieltest; da fang ich an zu weinen, aber die Thränen trocknen mir unversehens wieder: Er liebt ja herüber in diese verborgne Stille, denke ich, und sollte ich in meinem ewigen ungestillten Sehnen nach ihm nicht in die Ferne reichen? Ach vernimm es doch, was dir mein Herz zu sagen hat, es fließt über von leisen Seufzern, alle flüstern dir zu: mein einzig Glück auf Erden sei dein freundlicher Wille zu mir. O lieber Freund, gib mir doch ein Zeichen, du seist meiner gewärtig!" — Bezeichnend ist dabei noch, daß Bettina genau wie Goethe die Liebende sich männlich ausdrücken läßt: „was könnte dem wol erfreulich erscheinen, der wie ich u. s. w. eine Verwechslung der Personen, die ganz natürlich ist, wo die Gedanken eines weiblichen Wesens von den Lippen eines Mannes laut werden; durchaus naturwidrig, wo ein Mädchen unmittelbar spricht. — Wie diese Probe Bettinens Verfahren würden die übrigen Sonette ein gleiches zeigen, und dieser Erweis der Erdichtung von innen heraus ist sicherer als die äußere Beweisführung durch Zeugnisse, an denen es übrigens auch nicht fehlt. Lächerlich war es zu sehen, wie die Scholiasten diese Zeugnisse zu entkräften suchten und gar nicht finden konnten, daß Bettina so sehr mit Goethes Sonetten coincidiere, um eine Entlehnung auf Seiten des Kindes glaubhaft zu nennen, während sie doch in demselben Athemzuge gestanden, daß Goethe aus Bettinens Briefen geschöpft haben müße — etwa wie Camoens aus den Liederseelen der Novelle Tiecks seine Gedichte schöpfte. — Eine Gegenschrift von H. Siegfried für die Authentie des Briefwechsels ist ohne alle Bedeutung. Bettina starb am 20. Jan. 1859 zu Berlin im vierundsiebenzigsten Jahre.

Heros. In dem Gesellschaftszirkel der Frau v. d. Recke lernte er den französischen Minister Maret kennen, auf den er einen außerordentlichen Eindruck machte und der davon dem Kaiser erzählte, worauf Napoleon ihn am 2. Oct. zu sich befal. Die Audienz dauerte fast eine Stunde. Nur Talleyrand, Berthier und Savary waren dabei zugegen. Gleich nach Goethes Eintritt in das Cabinet, wo Napoleon beim Frühstück saß, kam auch der Generaladjutant Daru dazu, mit dem sich der Kaiser über die preußischen Contributionsangelegenheiten unterhielt. Er winkte Goethe, näher zu kommen und fragte, nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte, nach seinem Alter. Als er erfuhr, daß er im 60. Jahre stehe, äußerte er seine Verwunderung über sein frisches Aussehen und gieng bald zu der Frage nach Goethes Trauerspielen über, wobei Daru sich näher über dieselben ausließ, seine dichterischen Werke rühmte und namentlich seine Uebersetzung des Mahomet von Voltaire. „Das ist kein gutes Stück," sagte der Kaiser und setzte auseinander, wie unschicklich es sei, den Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung machen zu laßen. Werthers Leiden versicherte er, siebenmal gelesen zu haben und analysierte zum Beweise dessen den Roman, wobei er die Vermischung der Motive des gekränkten Ehrgeizes und der leidenschaftlichen Liebe nicht naturgemäß nannte: „Das schwächt beim Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluße, den die Liebe auf Werther gehabt. Warum haben Sie das gethan?" Goethe meinte, der Vorwurf, den ihm noch niemand gemacht, sei richtig, allein es dürfte dem Dichter zu verzeihen sein, wenn er sich mitunter eines gewissen Kunstgriffes bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf dem einfachen Wege nicht glaube erreichen zu können. Napoleon äußerte sich über die Bühne und war mit der französischen nicht sehr zufrieden, deren Unnatur und Unwahrheit er getadelt haben soll. Die Schicksalsstücke misbilligte er: „sie haben einer dunkeln Zeit angehört. Was will man jetzt mit dem Schicksal!

Die Politik ist das Schicksal!“ Soult trat herein und scherzte mit dem Kaiser über einige unangenehme Ereignisse in Polen. Goethe hatte sich in ein Fenster zurückgezogen. Napoleon stand auf, gieng auf ihn zu und fragte nach seiner Familie und seinen Verhältnissen zu den verschiedenen Personen des herzoglichen Hauses. Die Antworten, die er erhielt, übersetzte er sich sogleich nach seiner Weise in entschiednere Urteile. Bald kam er wieder auf das Trauerspiel: „Es sollte die Lehrschule der Könige und Völker sein; das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie z. B. sollten den Tod Cäsars auf eine würdige Weise, großartiger als Voltaire schreiben. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wenn man ihm Zeit gelaßen, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris, ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort gibt es größere Weltanschauung! Dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden.“ Jedesmal, wenn er sich über etwas ausgesprochen, fragte er: qu'en dit Monsieur Goet? Goethe trat wieder zurück und fragte den Kammerherrn durch eine Geberde, ob er sich entfernen dürfe, und als dies gestattet war empfal er sich. Napoleon sagte zu Berthier und Daru: voilà un homme! eine bei ihm übliche Phrase, wenn er jemand an sich ziehen wollte. Goethe war anfangs sehr schweigsam über die Audienz und wich selbst den Fragen des Herzogs aus. Die Einladung nach Paris beschäftigte ihn noch geraume Zeit. Er war aber besonnen genug, sich nicht auf die fremde Bahn locken zu laßen. Am 12. Oct. erhielt er den Orden der Ehrenlegion und vom Kaiser Alexander den Annenorden. Dem Kanzler Müller erzählte er in der Folge die Einzelnheiten der Audienz nach und nach. — Mehre Jahre waren die großen Weltbegebenheiten wieder für ihn wie nicht vorhanden. Er spann sich in die Stille seines Hauses ein, machte jeden Sommer seine Karlsbader Reise und trieb seine alten Studien der Mineralogie und Geologie, der Chro-

matik, deren Druck schon 1805 nach Schillers Tode begonnen hatte und bis ins Jahr 1810 fortgieng. Er setzte seine morphologischen Studien fort und fand in der Münzkunde eine neue Quelle seiner Kunstbetrachtungen. Für die Damen in Weimar hielt er naturwißenschaftliche Vorträge, bei denen er lernte, was er besaß und was ihm fehlte. Auch sein Hausleben wurde geselliger. Er richtete Musikabende ein, die von Frauen und Männern besucht wurden und sich bis ins J. 1811 erhielten. Die Hauptunterstützung gieng von Zelter in Berlin aus, an dem Goethe einen Freund gefunden, der sich treflich neben Meyer stellte und in gewisser Weise die durch Schillers Tod entstandene Lücke ausfüllte. Zelter war Baumeister in Berlin, mehr Handwerker in seinem Fache als Künstler. Sein eigenstes Gebiet war die Tonkunst. Er setzte Goethes Lieder (auch schillersche) in Musik und leitete die Liedertafel in Berlin, deren schwaches geselliges Abbild Goethes Musikabende waren. Was Goethe, der ihn schon zu Schillers Lebzeiten kennen und schätzen gelernt, außer der Musik an ihm anzog, war die treue unbefangne ofne Natur des Mannes, der gerade und ehrlich auf die Dinge losgieng, überall mit reinem Blick sah und ohne viel Federlesens seine Meinung heraussagte. Es war eine Natur wie sie Goethes Mutter zeigte, nur ins Männliche übertragen; Goethe selbst in den meisten Zügen ähnlich und doch wieder unterschieden genug, um die Reibung, so weit die vorgerückten Jahre sie ließen und ertrugen, möglich zu machen, ohne die ein dauerndes Verhältnis nicht gedeiht. Als Zelters Stiefsohn sich in der Nacht vom 13. auf den 14. Nov. 1812 erschoßen hatte und Zelter es dem Freunde in einem fast spartanischen Briefe mitteilte, ohne Klage und doch voll des tiefsten Schmerzes, als er die lächelnde Miene der schönen Leiche zeigte und um ein heilendes Wort bat, sich dann aber am zweiten Bande von Goethes Leben aufrichtete und Goethes Vater darin auszeichnete; antwortet Goethe dem Freunde, den er bis dahin mit Sie angeredet, mit dem brüderlichen Du und bekennt,

daß er sich von dem Druck, den der Brief auf ihn geübt, nur an dem Freunde selbst wieder aufgerichtet habe. Im übrigen ist dieser Brief Goethes das ächte Muster seines gesuchten und gespreizten Altersstils, dem vor lauter erzwungenen Betrachtungen der reine menschliche Herzenston nicht mehr gelingen will. Der Briefwechsel wurde von jetzt an lebendiger und Goethe schrieb mit dem klaren Bewußtsein und festen Willen, daß die Briefe veröffentlicht werden sollten. Alles was von ihm darin erscheint, ist aus diesem berechneten Gesichtspunkte zu fassen, während die zelterschen Briefe unbefangne Ergüsse blieben. — Ein zweiter Briefwechsel, der neben den zelterschen Briefen herlief, war der mit dem Grafen Reinhard, einem schwäbischen Predigersohn, der in Frankreich zu Ansehen und Macht gelangte und Minister wurde. Im Ganzen ist dieser Briefwechsel inhaltsärmer, diplomatischer, doch nicht politisch. — Auch mit seinem Hausgenoßen Riemer wechselte Goethe Briefe, die freilich nur für Feststellung äußrer Data Wert haben; von der einen Seite sind sie wie die freundlichen Befehle eines Brotherrn an seinen Hausofficianten (wie selbstständig derselbe auch geworden sein mag), von Riemers Seite wie die in allersubmissester Devotion gewagten Schäkereien eines um das beifällige Lächeln Seiner des Geheimbdenrats Excellenz buhlenden Kammerdieners. Mit solchen Menschen umgab sich Goethe, um nur ja der Welt und ihrer Aufregung recht fern zu bleiben. Seinen Sohn. dem Riemer Unterricht gegeben, sandte er Ostern 1808 nach Heidelberg. Auf der Reise dahin besuchte August v. Goethe seine Großmutter, die Frau Rat, in Frankfurt und wurde mit ihr beim Fürsten Primas, dem früheren Statthalter, dann Coadjutor Dalberg zu Tische geladen. Bei Voß in Heidelberg fand der junge Mann (er war 19 Jahr alt) wolwollende Aufnahme, blieb aber nur bis zum Sommer 1809 auf der Universität und kehrte dann ins elterliche Haus zurück, um in weimarische Dienste einzurücken. — Mit dem alten römisch-deutschen Freunde Meyer war schon

1806 nach Krausens Tode eine Veränderung vorgegangen; er wurde bei der Zeichenschule angestellt und beschäftigte sich nun sorgenfreier mit wißenschaftlichen Arbeiten. Goethe nennt zum J. 1807 seine Geschichte des Colorits. Im folgenden Jahre begann er die Mitherausgabe von Winkelmanns Werken, die durch Goethes Schrift über Winkelmann angeregt, aber für die Samlung des Materials, namentlich der zerstreuten Aufsätze Winkelmanns, nicht gerade sorgsam war. — Goethe selbst begann im J. 1807 die biographische Skizze des Malers Philipp Hackert, dessen Landschaften er zuerst in Gotha kennen gelernt und dessen persönliche Bekanntschaft er dann in Rom gemacht hatte.

In der Stille und Abgeschiedenheit seiner Existenz wurde Goethe gestört und gefördert durch das weimarsche Theater; gestört durch die unvermeidliche Unruhe, die der geschäftliche Verkehr mit einer Theatergesellschaft mit sich bringt und dort um so mehr mit sich führte, weil die Jagemann-Heigendorf, die erklärte Geliebte des Herzogs, ihre Verbindung nicht selten benutzte, um Goethes Anordnungen wieder aufzuheben oder zu umgehen. Es kam so weit, daß im J. 1813 der Obermarschall Graf Edeling Mitglied der Intendanz wurde, „um Goethen in den Geschäften zu unterstützen," ohne daß Goethe Unterstützung begehrt oder bedurft hätte. Er nahm keine Notiz davon; in den Sitzungen that er, als ob der Obermarschal nicht zugegen sei, und setzte denselben in die äußerste Verlegenheit, sich auch nur einen Anteil an den Geschäften zu verschaffen. Die Schauspieler waren ihm auch nicht zu Dank. Er muste sich Avanien von Leuten gefallen laßen, die, wenn sie zum einen Thor von Weimar herein kamen, sich schon wieder nach dem andern umsahen, zu dem sie hinaus wollten. Dafür war er nun vierzig Jahre ein beliebter Schriftsteller der Nation gewesen, hatte fast ebenso lange zu Weimar als Geheimrat Sitz und Stimme gehabt, um sich am Ende solche Gesellen über den Kopf wachsen zu laßen. Aber er wollte das Theaterwesen, wenn es auch

Dreck sei, nicht aufgeben, wie ein General eine Schanze, die auch nur Dreck sei, nicht schimpflich verlaße, ohne daß die Ehre in den Dreck getreten werde. Aber auch gefördert wurde Goethe durch das Theater in seinen zurückgezognen Studien. Die große Idee Schillers, aus der dramatischen Weltliteratur ein großes Repertoir der weimarschen Bühne zu bilden, wirkte bei Goethe noch immer fort, der zu diesem Zwecke die in Uebersetzungen zugänglichen und brauchbaren wirklich bedeutenden Bühnenstücke des Auslandes studierte und dabei in die fremde Literatur immer tiefer hineingeführt wurde, ohne die heimische ganz zu übersehen. Den ersten Versuch (nach Schillers Tode) wollte er mit Hakon Jarl von Oehlenschläger, der ihn im Juni 1806 besuchte, anstellen; er hielt es aber für angemeßen, in einer Zeit, die mit den Kronen der Welt spielte, dies Spiel nicht auf der Bühne zu wiederholen, vielmehr die begonnenen Versuche gerieten durch die Ereignisse des Herbstes 1806, die Plünderung Weimars und was folgte, ins Stocken; an deutsches Schauspiel dachte niemand, als der allerhöchste Wille und das Begehren des armseligsten Perrückenmachers nur französisch ausgedrückt wurde. Die Bühne blieb bis 26. Dec. geschloßen; im folgenden Jahre fiel der Tod der Herzogin Mutter (10. April 1807) ein, der längere Landestrauer veranlaßte.*) Am 19. Sept. wurde zur Wiederkunft des Herzoges ein von Goethe gedichtetes Vorspiel gegeben.

Im Dec. 1807 verkehrte Goethe in Jena mit Zacharias Werner. „Es ist ein sehr genialischer Mann, der einem Neigung abgewinnt, wodurch man in seine Productionen, die uns andern erst einigermaßen widerstehen, nach und nach eingeleitet wird.“

---

*) Die Personalien, die von den Kanzeln im Lande, laut landesherrlichen Erlaßes vom 18. April, nach der Gedächtnispredigt abgelesen wurden, hatte Goethe im Auftrage des Herzogs aufgesetzt. Nach dem ursprünglichen Einzeldruck wurden sie im Morgenblatt (29. April 1807) wiederholt und dann in Goethes Werke aufgenommen.

Werner begleitete ihn nach Weimar, wo am 30. Jan. 1808, am Geburtstage der Herzogin, seine Wanda aufgeführt wurde. Vorher betete Werner und nachher ließ er sich von den Mädchen bekränzen. Es kam dem alten Heiden Goethe ganz wunderbar vor, das Kreuz auf seinem eignen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es ihm gerade zuwider war. Auf die Dauer war freilich kein Behagen möglich, obwol sich Werner bis zum April hielt. Im Herbste heißt es dann: „Werner, Oehlenschläger, Arnim, Brentano und andere arbeiten und treibens immer fort; aber alles geht durchaus ins Form- und Charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die einzige und höchste Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei und in der Gestalt die Specification, damit ein jedes ein Besonderes, Bedeutendes werde, sei und bleibe. Es ist keine Kunst, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu laßen; etwas muß immer daraus entstehen." Später machte er dann noch einmal mit Werners vierundzwanzigstem Februar den Versuch auf der Bühne (1810), während ihm die Aufführung von Stücken Brentanos, Tiecks, Fouqués und Arnims unmöglich erschien. Dagegen waren die Schauspiele des jüngern Körner (Zriny, Rosemunde, Toni) ihm im J. 1812 eine willkommne Bühnenerscheinung, weil das Publikum Gefallen daran fand. Man wollte Schillers Schule darin erkennen, wie sie denn in Wahrheit auch nur aus thätiger Begeisterung für Schiller hervorgegangen waren. Goethes eigne Stücke kehrten zum Teil auf der Bühne wieder; die Stella mit veränderter Katastrophe ist schon genannt. Die Bearbeitung, die Schiller mit dem Egmont vorgenommen, wurde neu durchgearbeitet, die von Schiller eingelegten Scenen getilgt und die ausgewiesne Statthalterin wieder eingeführt. Auch mit Faust wünschten Goethes Freunde auf die Bühne zu treten und das Wagestück wurde wirklich ins Werk gerichtet, ein Unglück für alle Schauspieler, von de-

nen keiner den Mephistopheles, wie ihn Goethe gezeichnet hat, darstellen kann, weil zwischen der Idee des Dichters und seiner Ausführung ein undramatisches Misverhältnis liegt, das jedem begabten Schauspieler bis zur Verzweiflung drückend wird, wenn er die Spottgeburt von Dreck und Feuer mit seinen menschlichen, undämonischen Mitteln vor Augen führen und festhalten soll. Mit Faust ist die Sache leichter, obwol die Helden und Liebhaber der Bretter selten eine Ahnung dessen haben, was Faust in der Osternacht den Becher an die Lippen führte und ihn denselben doch nicht trinken ließ. Ohne den Prolog im Himmel bleibt das Fragment, über das die Bühne nicht hinaus kann, unvollkommen, und was im 16. Jahrh. bei einem glaubenskräftigen Geschlechte nicht den entferntesten Anstoß erregte, die Person Gottes auf der Bühne zu sehen, erregt bei dem glaubenlosen Geschlecht der Gegenwart Entsetzen, wie ein Verstoß gegen die heilige Decenz. Diese Erscheinung allein würde genügen, um an ihr zu entwickeln, wie sehr unsre Kunst, bei aller innern Steigerung, ihrer Art nach darauf Verzicht geleistet hat, eine allgemeine zu sein, allgemein in Bezug auf den Stoff, der behandelt wird, und allgemein in Bezug auf das Volk, für das man ihn gestaltet. — Goethe suchte aus der französischen Literatur die voltairesche Zaire, die Peucer übersetzt hatte, hervor und führte sie auf die Bühne (1810). Der standhafte Prinz von Calderon nach A. W. Schlegels Uebersetzung wurde eingerichtet (1811) und mit Riemer und Wolf Shakespeares Romeo und Julie verunstaltet (1811). Diese Studien führten weiter und weiter in die Literaturen hinein. Das damals wiedererwachende Studium der deutschen Dichtung des Mittelalters, das auch Goethe nahe trat, fand wenig Anklang bei ihm. Die Nibelungen vermochten ihn an keiner Seite zu faßen; der arme Heinrich Hartmanns von Aue erregte ihm, was bei der lazarethartigen Beschaffenheit des Gegenstandes erklärlich ist, physisch-ästhetischen Schmerz; er flüchtete sich lieber zu den fremden Dichtern

wie Lafontaine oder den Satiren und Komödien des Ariost, die ihm Heiterkeit gaben und Spas machten. Ja er hatte, anstatt an den Nibelungen seine epische Theorie zu probieren, Geschmack an Monti's Uebersetzung der Ilias, was freilich kaum zu verwundern war, da er selbst die Homunculusschöpfung der Achilleis auf dem Gewißen hatte, ohne sich dadurch beschwert zu fühlen. Neugriechische Lieder lernte er durch Harthausen und Natzmer kennen, und um alle Welt zu überschauen, so weit sie in der warmen Sonne lag, flüchtete er zum himlischen Reiche der Mitte und begann (1813) das chinesische Reich zu studieren, was denn freilich nicht sehr ernsthaft zu nehmen und allenfalls auf die Durchsicht von ein paar alten Jesuitenrelationen zu beziehen ist, die er schon in früheren Jahren als curiose Erscheinungen durchgeblättert hatte. Er fand wenigstens nichts was ihn als dichterische Gestaltung hätte feßeln können. Wichtiger wurden für ihn und entscheidend für seine Dichtung die Uebersetzungen, die der frühere preußische Gesandte in Konstantinopel, v. Diez, der österreichische Hofdolmetsch Joseph v. Hammer, und der Orientalist Hartmann von arabischen, persischen und türkischen Dichtern geliefert hatten. Er nahm die sinnlich-beschauliche Dichtung mit großem Eifer auf und suchte in seiner Weise in möglichst kurzer Zeit und mit unzulangenden Mitteln sich in der fremden Welt zu finden, die er hier wie etwa vor Jahren den Shakespeare in Wielands Uebersetzung kennen lernte. Hammers rasch hingeworfne Dolmetschung des Hafis und was er in den Fundgruben gab, reichte noch nicht einmal an die Höhe jenes wielandschen Shakespeare, da ganz sinnlose Uebersetzungen mit unterliefen und die Form der orientalischen Gedichte durch den allerübelsten Ersatz, durch beliebige horazische und andre alte Versmaße, zerstört war. Es war als wollte man ein lutherisches Kirchenlied in Hexameter oder Goethes Lieder an Friederike in voßische Joniker, Horaz in Sonetten und Petrarka in Choriamben

umschreiben, und kürzen oder zusetzen, wo sich das Original dem folternden Prokrustesbett nicht fügen mochte. Diez und Hartmann waren treuer, gaben aber die Form auch nicht wieder. — Auch dem übrigen Orient hatte Goethe Studien gewidmet. Die Sakontala war ihm schon durch Forsters Uebersetzung bekannt geworden und mit Gita Govinda vermittelte Dalbergs Uebersetzung (noch zu Schillers Zeit) die Bekanntschaft, die Goethe dann in Dalbergs Quelle, der aus dem Indischen geschöpften Uebersetzung Jones, genauer fortzusetzen suchte. — So lag die Dichtung von Spanien bis China vor ihm; vieles konnte er aus den Originalen kennen, das Meiste musten ihm Uebersetzungen nahe bringen. Nur der Norden und die slavischen Dichtungen waren ihm noch fremd, vom älteren Deutschen hatte er sich absichtlich abgekehrt. Was damals von Poesie als bedeutend galt, konnte er überblicken. In der Enge hatte sich sein Gesichtskreiß durch erhöhten Standpunkt erweitert. Er war der Repräsentant der Zeit auch hierin, deren Streben, wie die romantische Periode zeigt, auf die Universalität der Literatur gieng und darin ihr eigentliches Element hatte. War bei Goethe der Blick in die fernsten Weiten mit dem Willen, die Reiche der Welt zu erobern, ein greisenhafter, der immer weitsichtig zu werden pflegt, so war er es auch bei den Zeitgenoßen, und die Jugend, die beide zu fühlen meinten, war wenigstens keine Jugend der Dichtung. Diese Jugend stürmte in ganz andern Gefühlen als den an fremder Glut geschürten. Und auch diese Empfindungen meinte der alte kretische Philosoph, als er vom langen Schlafe erwachte, in sich warzunehmen.

Nach Schillers Tode hatte Goethe, seiner Erzählung zufolge, die Absicht, Schillers Demetrius zu vollenden, um, dem Tode zum Trutz, die Unterhaltungen mit dem Freunde fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins Einzelne zu bewahren und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaction eigner und fremder Stücke hier zum letztenmale auf dem höchsten Gipfel

zu zeigen. Es kann kaum mehr als ein vorübergehender Einfall gewesen sein, der glücklicherweise ohne Folgen blieb. Weder Schillers noch Goethes Stil hätte dabei getroffen werden können. Die schwungvolle rednerische Fülle Schillers war niemals Goethes Sache und Goethes Darstellungsweise, wie sie aus der natürlichen Tochter, den faustischen Scenen jener Zeit und den späteren Dichtungen bekannt ist, würde sich für Schillers Pläne sehr übel geschickt haben. In Andrer Tonarten sich zu versetzen vermochte Goethe überhaupt nicht und jetzt am wenigsten; hatte er doch nicht einmal seinen eignen Götz in gleichem Stile zu überarbeiten vermocht. — Als die Plünderung Weimars im Oct. 1806 jedes Eigentum bedrohte und Goethen mit der peinlichen Sorge um den Verlust seiner Papiere erfüllte, gab er, um zu retten was zu retten war, alles in die Druckerei, was nur irgend eine darstellbare Form hatte. So berichtet er. Erschienen ist davon so viel wie nichts. Die neue bei Cotta seit 1806 begonnene Ausgabe seiner Werke enthält in den ersten Bänden außer Elpenor nichts Ungedrucktes und was die spätern Bände neues darbieten, wurde erst redigiert, als die Ruhe wiedergekehrt war. Die Farbenlehre war schon 1805 im Druck angefangen, der 9. bis 19. Bogen war 1806 vor den Octoberereignissen ganz ausgearbeitet und nur darauf mag sich jenes eilige Fortschicken in die Druckerei beziehen. Einige Aufsätze, die das Morgenblatt 1807 brachte, waren Früchte desselben Jahres. Die Samlung seiner Werke begann er mit den Gedichten; die auf Schlegels Vorschlag vorgenommenen Aenderungen in den metrischen Gedichten wurden meistens beseitigt; ob aus eignem oder fremdem Antriebe, ist ungewis; jedenfalls that Goethe recht, die bloß äußerlichen Aenderungen der fremden Hand zu verwerfen.

Goethes Arbeiten während der Kriegsjahre beschränken sich, von den wißenschaftlichen abgesehen, die allmählich zum Druck reiften, auf die Romane Wilhelm Meisters Wanderjahre, die Wahl-

17*

verwandtschaften, auf seine Selbstbiographie und einige Gelegenheitsdichtungen; der Divan wurde vorbereitet, aber nicht eigentlich ausgearbeitet. Sein Lebenswerk, Faust, schritt auch in diesem Zeitraume vor und trat als erster Teil durch Einschiebsel aufgeschwellt und durch Lückenergänzungen abgerundet als selbstständigere Erscheinung vor die Welt.

Die Wanderjahre sind aus einer Anhäufung kleiner zum Teil entlehnter Novellen entstanden, mit denen sich Goethe schon seit Jahren trug und bei guter Laune die Gesellschaft zu unterhalten pflegte, um die Interessen von der Betrachtung der Zeitbegebenheiten abzulenken. Den eigentlichen Anstoß zu dieser Art von Unterhaltung, die ihm freilich von Jugend auf nicht fremd gewesen, hatten ihm die Romantiker, besonders Tieck gegeben, der durch seine Gartenwochen in der Art des Cervantes die bequeme Verwendung kleiner fast anektodenartiger Stoffe deutlich gemacht und Goethes Wetteifer angeregt hatte. Daß Goethe die zum Teil einzeln erschienenen Novellen, die nicht zu Einem Stücke werden konnten, in den Zusammenhang Eines Sinnes zu setzen bemüht war, hängt bei ihm, der sonst aus dem Ganzen ins Einzelne zu gehen pflegte, mit der überhaupt geänderten Anschauungsweise, die sich nun vom Einzelnen zum Ganzen zu erheben suchte, zusammen, und da er ausdrücklich die Einheit des Sinnes für diese Productionen in Anspruch nimmt, ist es nicht zu verwundern, daß die Ausleger auch darin gefunden, was er hineingelegt wißen wollte. Wie äußerlich jedoch die ganze Arbeit war, geht daraus hervor, daß, als der Verleger meldete, der veranschlagte Raum werde durch das übersandte Manuscript nicht ausgefüllt, in aller Eile noch allerlei „im Sinne der Wandrer“ vom Amanuensis hinzuredigiert werden muste, um nur zu füllen.

Die Einheit des Sinnes ist dagegen bei der letzten großen Schöpfung Goethes, den Wahlverwandtschaften, die ursprünglich auch für die Wandrer bestimmt waren, sich aber zu einem

selbstständigen Organismus herausbildeten, unverkennbar. Es ist die Idee der Freiheit und der Gebundenheit in der Liebe, die, wenn sie zu rechter Zeit ihre rechte Bahn findet, beglückend — wenn sie aber aus Leichtsinn oder Selbsttenschung sich festen Banden unterworfen hat und dann die rechten Wege, die nun nicht mehr die rechten sind, aufsucht, zerstörend wirkt. Daß Goethe die aus der Gebundenheit der Ehe zur Freiheit strebende Liebe, die nun Verbrechen wird, in die Lichthöhe des Romans hob und die aus der Freiheit zur Gebundenheit strebende Neigung fast ganz im Schatten ließ, hat dem Romane den Vorwurf der Unsittlichkeit zugezogen, von andrer Seite aber um so entschiednere Verteidiger der tiefsittlichen Tendenz oder Grundstimmung oder wie man den Character des Kunstwerkes sonst bezeichnete, aufgerufen. Sie haben nicht leugnen wollen, daß der verarbeitete Stoff unsittlich sei, aber um so kräftiger betont, daß der Dichter selbst durchaus keine Partei für diesen Stoff nehme. Mit voller künstlerischer Unbefangenheit habe er die Wirklichkeit aufgegriffen und sie mit strengem Ernste behandelt. Der Schuld der Menschen sei die Unschuld der Natur, in der sie leben, beruhigend zum Hintergrund gegeben, die Natur, die sie zu beugen und lieblich zu gestalten wißen, während sie die eigne innere Natur nicht zu lenken vermögen. Goethe selbst hat geäußert, jeder Zug in dem Romane sei erlebt, nur stehe kein Zug da, wie er erlebt sei. Es sei ein Seitenstück zum Werther, der auch aus reinem Erlebnis hervorgieng, ohne daß von dem was darin steht viel in der gegebnen Verbindung wirklich war. Ueber Werther liegen keine Schleier mehr, die urkundliche Wirklichkeit läßt sich mit der Dichtung vergleichen, und die Zeit, deren Farbe er trägt, ist in hundertfältiger Beleuchtung helle. Ueber den Wahlverwandtschaften liegt noch ein Dunkel. Die Fäden, die aus dem Romane in die Wirklichkeit und in die engere Erfahrung des Dichters verlaufen, laßen sich nicht mit voller Sicherheit verfolgen. Um über den innern Anteil des Dichters ins Klare zu kommen,

könnte man versucht sein, chronologische Daten reden zu laßen, und sich erinnern, daß Goethe im October 1806 eine Heirath schloß, daß er 1807 sich zu der Herrin seiner Sonette, die wie bezeugt wird viele wesentliche Züge für die Gestalt Ottiliens in den Wahlverwandtschaften dargereicht hat, in leidenschaftlicher Neigung hingezogen fühlte, endlich daß der Roman im J. 1808 geschrieben wurde. Allein das wäre nur Ein Faden des kunstreichen Gewebes und ein so bunt verlaufender, daß er nicht weit führt. Dagegen sind die Fäden, die allgemeiner in die Zeit verlaufen, deutlich genug zu erkennen, in jene Zeit, die in paradox-naturalistischen Philosophemen die Ehe nur als Versuch der wahren Ehe aufstellte, wie es in den Tischgesprächen des Romans geschieht, und deren periclitierender Vor- und Aberwitz eignes und fremdes Unheil genug mit sich führte. Das große Thema der Romane in zweiter, dritter und tieferer Linie war in jenen Jahren der allgemeinen Auflösung der Bruch der Ehe, der moralische und der physische, mit Unglück oder Glück im Gefolge. Wer den breiten Schmutz der Zeit, über den Goethes Darstellung mit sorgsam getragnem Gewande hinschreiten muste, in den Romanen eines Julius v. Voß gesehen hat, wird in den Wahlverwandtschaften das Bild der Zeit unter der Hand des Künstlers verwandelt wiedererkennen, über die Wirklichkeit zur Möglichkeit emporgehoben, freilich nicht bis zur Notwendigkeit. Dazu hätte Goethe den Rahmen erweitern und die äußere Auflösung der sittlichen Verhältnisse der Gesellschaft auch nach ihren allgemeineren Gründen behandeln müßen, die auf den innern individuellen Verfall, der im Romane allein behandelt ist, von ungeheurem Einfluß war. Aber die Vertiefung in die Zeit nach diesen Richtungen lag ihm widrig fern; er hob nur das Phänomen heraus und suchte mit demselben als solchem fertig zu werden, daher nur innere Bedingnisse, keine von außen wirkende zur Darstellung gelangen und der eigentliche Contrast ganz ausgeschloßen bleiben muste. Als künstlerisches Abbild aus der Zeit sind

die Wahlverwandtschaften, da die Abschriften der gemeinen Wirklichkeit mit dieser untergiengen, von historischer Bedeutung und deshalb bleibend. Der allerdings erklärliche Wunsch, daß auch die andre Seite der Zeit, die bei dem Sittengesetz treu und fest aushielt, in dem Romane zur Darstellung gelangt sein möchte, ist müßig und eitel. Goethe hat seine Schöpfungen immer nur als Bruchstücke einer großen umfaßenden Thätigkeit betrachtet wißen wollen; die eine gilt nicht ohne die andre. Neben die Wahlverwandtschaften möge, wer darin den Frieden mit dem Sittengesetz vermisst, Hermann und Dorothea rücken und vor der Verurteilung des Künstlers, der den Roman schrieb, erwägen, daß derselbe Künstler auch die idyllische Epopöe schuf. Auch die geschichtliche Auffaßung, die nur den werdenden und sich fortentwickelnden Dichter kennt, kann nicht vergeßen, daß der Friede, den Goethe in dem Idyll mit der Sitte schloß, durch die Wahlverwandtschaften nicht aufgehoben wurde, da kein Hauch darin verrät, daß was hier der Sitte widerstreitet, das Beßre, wol gar das Gute sei. Nur wenn der Dichter Eduards und Charlottens moralischen Ehebruch hätte beschönigen wollen (er läßt den Tag auf ein Verbrechen leuchten), dürfte man daran denken, der Friedensschluß in Hermann und Dorothea sei entkräftet worden.

Goethe hat selten oder nie die Empfindung gehabt, als ob er die Welt und ihr forschendes Auge zu scheuen habe. Wer wie er durch alle Läuterfeuer gegangen war und mit seiner Existenz so weit um sich Wurzel gefaßt hatte, muste wißen, daß die kommenden Geschlechter seinem Leben bis ins Kleine und Bedeutungslose nachspüren würden; hunderte von Briefen konnten reden, wenn der Mund der Mitlebenden verstummt war; in zahllosen Büchern war Einzelnes über ihn ausgesprochen; in weitverzweigten Briefschaften, die von bedeutenden und unbedeutenden Menschen neben ihm ausgiengen, wurde seiner gedacht. Das doppelte Bedürfnis, dem fremdentworfnen Bilde vorzubauen, so wie aus seinem Standpunkte über

den Gang seines äußern und innern Lebens sich und uns Rechenschaft zu geben, vermochte ihn zum Gedanken einer Autobiographie. Als er der Welt abgeschieden, lebte er das eigene Leben wieder durch. Aber der rasche Ueberblick muste ihm schon sagen, daß vieles, was in äußrer Erinnerung haften geblieben, innerlich nicht wieder wie es einst gewesen aufleben konnte. Nur die Kunst des Dichters war im Stande, ein inneres Leben durchzuführen. Er entschloß sich aus seinem Leben Dichtung und Wahrheit zu geben; erst später wurde die Wahrheit der Dichtung vorausgestellt, als sich gefunden, daß die eine kaum von der andern zu scheiden war und beide, wenn auch nicht immer die Wirklichkeit, doch immer die Wahrheit gaben. Im Einzelnen sind zahllose Irrtümer, und Hysteronproteron wechselt mit absichtlicher Bemäntelung oder unbewuster Selbstteuschung; Menschen und Verhältnisse, die in der Jugend ganz andere Beleuchtung hatten, wurden mit den Farben, die sie dem Rückblickenden im Moment des Rückblicks zeigten oder fortan zeigen sollten, zurückgeschoben. Klinger und Lenz tauschten die Rollen; Lili wurde was sie nie gewesen; der vollreife Mann erlebte in den Kinderjahren, woran der Knabe wohl nie gedacht; künstliche Anachronismen versteckten verschobene Verhältnisse; ganz getrennte Dinge wurden in Causalverbindung gesetzt; Unmögliches wurde wie wirklich Geschehenes erzählt. Wer aus Dichtung und Wahrheit Goethes Lebensbeschreibung ausziehen wollte, würde sich nur allzuhäufig in unentwirrbare Verwicklungen verstricken und den Faden in der Hand reißen sehen; aber wer den strengen Faden nicht sucht und aus der Durcharbeitung des von außen gebotnen Materials, der gleichzeitigen Literatur, der Briefe, der Denkwürdigkeiten, der Biographien an die drei ersten Bände von Dichtung und Wahrheit tritt, muß der alles überflügelnden Vollendung dieses lebendig gewordnen Lebens den Preis abtreten und mit Jacobi gestehen, daß die Wahrheit dieser Dichtung oft wahrhafter ist, als die Wahrheit selbst.

Unter den Gelegenheitsgedichten, die Goethe in diesen Jahren verfaßte, sind einige hier zu erwähnen. Nach der glücklichen Wiederversammlung der herzoglichen Familie (die Herzogin Mutter war gestorben) begrüßte Goethe dieselbe am 19. Sept. 1807 im Theater mit einem Vorspiel, einer ganz einfachen Allegorie: Die Kriegsgöttin tobt und verheert, die beschwichtigende Majestät tritt auf und führt den Frieden mit sich, der die Feier des Tages verkündigt. Die Form des griechischen Trimeters, die Goethe damals liebte, klingt in ihrer ungelenken Künstlichkeit wie eine Zwangsaufgabe aus Wolfs, oder vielmehr aus Riemers Schule. Nicht fügsamer erwies sich diese Form in der im J. 1807 gedichteten Pandora, einem unvollendet gebliebenen Versuch, den Prometheusmythus wieder aufzunehmen. Goethe äußerte, das schmerzliche Gefühl der Entsagung spreche sich darin wie in den Arbeiten jener Zeit überhaupt aus. Der rückschauende Epimetheus, der auf Pandorens Wiederkehr hoft, trägt allerdings elegischen Charakter, aber Prometheus, der als des ächten Mannes wahre Feier die That nennt und sich in diesem Sinne zeigt, läßt diese Stimmung, die überdies durch den für die plastische Darstellung berechneten kalt äußerlich ergrifnen Eifersuchtszwist zwischen Phileros und Epimeleia zurückgedrängt wird, nicht zur herschenden werden. — Glücklicher war die Cantate Johanne Sebus, die in einfach großem Wachsen der naturgewaltigen Gefahr die kindlich treue Liebe und Todesmutigkeit des Mädchens vor Augen stellt. Die für den Prinzen Friedrich v. Gotha, der seine Tenorstimme zu producieren wünschte, geschriebene Cantate Rinaldo hat die Absicht der Tonmalerei; befriedigte den Prinzen und erfüllte ihren Zweck; größere Ansprüche machte sie nicht. Eine Oper, der Löwenstuhl, geriet ins Stocken, weil ein tüchtiger Componist in der Nähe fehlte. Einige Romanzen (der Todtenkranz, der getreue Eckardt, die wandelnde Glocke) waren Nachklänge romantischer Einwirkungen; das finnische Lied (nach dem Französischen), das sicilianische und das Schweizerlied giengen aus der Lust

am Volksliede, das letzte aus dem Eindruck hervor, den Goethe durch Hebels alemannische Gedichte empfangen hatte; sie wurden Zelter frisch mitgeteilt, um durch ihn in Tönen belebt zu werden. — Dem Andenken Wielands, der am 20. Jan. 1813 gestorben war, widmete Goethe, als am 18. Febr. in Gegenwart des Hofes eine Trauerloge gehalten wurde, eine Rede, die auf das reiche Leben des reizbaren und beweglichen Mannes, der gern mit seinen Meinungen, nie mit seinen Gesinnungen spielte, mild und voll freudiger Anerkennung seines Charakters und seiner Verdienste um die Literatur zurückblickte. Er muste immer mehr auf Vorangegangene zurückschauen; zu Reils Andenken beabsichtigte er eine Dichtung, deren Ausführung er jedoch Riemer überlaßen muste, mit dem er Schillers und Ifflands Andenken feierte. — Die Freunde, das Theater — weiter gieng sein Blick in die Nähe damals kaum. An dem Tage, als die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen wurde, 18. Oct. 1813, vollendete er den Epilog zu dem Trauerspiele Essex. Die ungeheure Bewegung, die der Schlacht vorhergegangen, hatte ihn kaum berührt; der begeisterten Aufregung, die dem Siege folgte, wollte er sich nicht verschließen. Von Berlin ergieng die Aufforderung an ihn zu einem Festspiele. Er nahm den Antrag gern an und legte sich damit „eine ungeheure Last“ auf, die wenigstens nicht sehr lange drückte, da die im Mai 1814 begonnene Arbeit schon am 9. Juni so gut wie fertig war. Es war des Epimenides Erwachen, das am 30. März 1815 in Berlin zur Aufführung gelangte und nach Zelters enthusiastischem Berichte enthusiastisch aufgenommen wurde. Goethe selbst war wie vom Schlaf erwacht und griff die Schlagwörter der Zeit auf, um sie allegorisch zu gestalten. Epimenides hat keine andre Bedeutung erlangt, als die, daß er den Rahmen hergibt. Während er schläft, geht das Reich durch Ränke zu Grunde; ein Despot weiß, nachdem er alles unterdrückt, auch die Genien des Glaubens und der Liebe durch Schmeichelei zu feßeln, die von der Hofnung getröstet

werden. Epimenides erwacht und die Völker brechen vom Jugendfürsten mit dem Rufe Vorwärts von Osten nach Westen auf, um die Tyrannei zu stürzen. Die Befreiung gelingt, die Deutschen werden gepriesen und zur Einigkeit ermahnt. — Zur Feier des aus dem Felde heimkehrenden Herzogs Karl August war eine Gedichtsammlung veranstaltet, die Goethe redigierte und als Willkommen darbrachte.

Goethes letzte Epoche läßt sich sehr kurz faßen. Er ruhte aus. Alles Neue, was noch in seinen Kreiß trat, selbst wo es ihn „mit jugendlicher Glut" erfaßte, war nur relativ zu seinem Alter mächtig wirksam. Der Siebenzigjährige faßte noch einmal (zu einem Fräulein von Lewetzow) eine leidenschaftliche Neigung, die ihn bis zur Krankheit aufgeregt haben soll. Greisen pflegt dergleichen noch zu begegnen; glücklicherweise sind sie der jüngsten Jugend darin ähnlich, daß die Glut so rasch schwindet, wie sie kam. Goethe hat von dieser Liebe in der Trilogie der Leidenschaft Zeugnis abgelegt und die Ausleger haben dann Wunder was aus dem „Phänomen" gemacht. Wer nicht die ehrwürdige Vergangenheit gegen solchen senilen Liebesdrang in die Wage zu legen hat, pflegt in gleichen Jahren und gleicher Regung der Welt ganz anders als staunenswürdig zu erscheinen. Die große Vergangenheit, ein Leben voll Ruhm und glänzenden Gelingens, waren die Güter, von denen Goethes Alter seinen schönen Gewinn zog. Selbst die Gegner brachten ihm widerwillige Anerkennung; sie schienen von Goethes vorgerückten Jahren gar keine Kunde genommen zu haben und traten mit den Zumutungen an ihn heran, als sei er noch eine erste Jugend, ein Mensch der nie altre. Er sollte sein wie vor vierzig fünfzig Jahren; noch mit dem Feuer des Jünglings sich in die Bewegung der Zeit stürzen; was er jung nicht gethan, nun noch als Greis thun und die politischen Kämpfe mit durchfechten; er sollte ein andrer sein, als er war und geworden war. Deutschlands ersten Dichter wollte die Leidenschaft als Deutschlands — man weiß nicht ob ersten, oder letzten Staatsmann untergehen sehen.

Die Leidenschaft des Verlangens hatte vielleicht die entgegengesetzte Wirkung. Goethe gab sich der politischen Bewegung nicht nur nicht hin, sondern steifte sich mit einer Art von Halsstarrigkeit dagegen. Die Fürsten, die zur Zeit der Not ihren Völkern freie Verfaßungen versprochen und in der Bundesacte nochmals landständische Verfaßungen gelobt und freie Presse in Aussicht gestellt hatten, hielten als die Gefahr vorüber, die Sicherheit ihrer Gewalt wiedergekehrt schien, die Erfüllung ihrer Verheißungen zum Teil noch nicht an der Zeit. Nicht so Karl August, dessen grader, biedrer Sinn nicht deuteln und mäkeln mochte. Weimar erhielt eine Verfaßung und darin die Gewährleistung der Pressfreiheit. Als sich Okens Isis dieses verfaßungsmäßigen Rechtes bediente, um die Verfaßung selbst in sehr mäßiger Weise einer Kritik zu unterziehen und die Neuheit dieses Verfahrens Bedenklichkeiten erregte, bei denen Goethe zu Rate gezogen wurde, war er unerachtet der gewährleistenden Verfaßung schnell mit dem Rate zur Hand, das vorwitzige Blatt kurzweg zu unterdrücken. Karl August dachte freier; er folgte Goethes Rat nicht und ließ das Blatt bestehen, bis die ganze Pressfreiheit dem Bundestag zum Opfer fallen muste. Goethe scheint dadurch eben nicht an Neigung für die freien Tendenzen der Zeit gewonnen zu haben. Er spottet, als er von dem Griechen Papodopulos spricht, daß er, nach dem Sinne der als herzerhebend gerühmten Worte seiner Jenaer Lehrer „Freiheit, Vaterland“ gefragt, nur habe antworten können, es klinge doch so schön. Goethe war für diese Worte keine tönende Brust mehr, er dachte sich dabei nicht mehr was er einst dabei gefühlt hatte, eine frisch aufgehende Nachwelt auf gesichertem Boden, ihm waren sie Erinnerungen an die Finsternis, die eben überwunden schien. Das unschuldige Spiel des Wartburgfestes, dem bald die Unthat eines vereinzelten Wahnwitzigen folgte, ohne damit im Zusammenhange zu stehen, die Ermordung Kotzebues durch Georg Sand, schreckte die ganze sich in künstlicher Ruhe lagernde Welt und füllte Goethe mit solchem Entsetzen vor dem Geist der Zeit, daß er seinen Collegen Voigt, der einige Tage vor der

Kunde dieser Blutthat gestorben war, glücklich pries, weil er diese Greuel nicht mehr erlebt habe. Von da an war keine Begebenheit der Welt mehr für ihn vorhanden. Die französische Julirevolution vergaß er zu beachten, weil der Streit einiger Gelehrten über ein naturwißenschaftliches Thema ihn weit mehr interessierte. Er war damals fast 81 Jahre alt. Was gieng ihn die Bewegung an, deren Wellenschlag nicht mehr zu ihm reichen konnte. Das große Ganze konnte ihn nicht mehr faßen. Aber nahe Leiden und Freuden rührten seine Menschlichkeit doch an. Am 6. Juni 1816 starb seine Frau. Das einsamere Hauswesen wurde durch die Heirat seines einzigen Sohnes mit Ottilie von Pogwitsch bald wieder lebhaft und heiter. Enkel kamen und wuchsen zur Lust des Alten heran und musten die Hofnungen des Großvaters in die Nachwelt tragen, als sein Sohn im Nov. 1830 in Neapel starb und in Rom an der Pyramide des Cestius beigesetzt ward, wo Goethe einst in schwermütiger Anwandlung das eigne Grab meinte finden zu können.

Aller Ruhe, aller Anfeindungen ungeachtet war Goethe dennoch der Stolz des deutschen Volkes. Zu ihm wanderten Fürsten, Künstler, Dichter, Gelehrte, die Jugend, aus der Nähe, aus der Ferne. Der Großfürst Nicolaus, der Kronprinz von Preußen besuchten ihn; die Jenaer und Haller Studenten trachteten, wenn sie nicht den Mut hatten, zu ihm ins Haus zu dringen, von der Straße nach seinem Anblick am Fenster, und die freundliche Schwiegertochter führte den lächelnden Greis gern ans Fenster, wenn sie unten die harrenden Musensöhne warnahm. — Am Jubelfeste des Großherzogs, 4. Sept. 1825, war Goethe der Erste gewesen, der den Fürsten begrüßte; er überreichte dabei eine Medaille, die er zur Feier des Tages hatte prägen laßen. Mit einer gleichen Gabe beschenkte das fürstliche Paar den Dichter, als am 7. Nov. 1825 Goethes goldner Jubeltag erschien, der von nah und fern mit Geschenken und Gaben allerlei Art bedacht und in Weimar mit großem Glanze gefeiert wurde. Unter allem, was dem Dichter Ueberraschung und Freude bereiten sollte, finden wir kein rührenderes

Zeichen der Liebe, als das Handschreiben seines ältesten Freundes in Weimar, des Großherzogs Karl August, das den Fürsten, wie den Dichter ehrt. Es lautet: „Gewiss betrachte ich mit vollem Recht den Tag, wo Sie, meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunkte an nicht aufgehört haben, mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die funfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienst-Jubelfest meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit mich bis hieher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rat, dessen lebendiger Teilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben, ich als eine der höchsten Zierden meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlaßung gern benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte ich der Unveränderlichkeit derselben sich versichert zu halten. Weimar, 7. Nov. 1825. Karl August." — Es war Goethe nicht beschieden, diesen treuesten Freund bis an sein Ende unter den Lebenden zu wißen. Der Großherzog starb im Juni 1828 auf einer Reise; die Großherzogin Louise folgte ihm am 14. Febr. 1830. Der Sohn und Nachfolger Karl Augusts, der Großherzog Karl Friedrich, gewährte seinem alten Einsiedler freundliches Wolwollen und ehrte das Andenken des Vaters in der Achtung vor dem überlebenden Freunde. Aber das unbefangne herzliche Verhältnis war nicht zu erneuen. Goethe brachte dem Großherzog seinen Glückwunsch zum Geburtstage dar; eins dieser Blätter, das in Privatbesitz gelangte, gibt Ton und Weise des Verhältnisses; es heißt darin: „und wage zugleich die angelegentlichste Bitte, die mir bisher verliehene Gunst und Gnade möge meinen übrigen Lebenstagen, zur Erheiterung und Erquickung derselben, unwandelbar zugesichert bleiben. Unter den aufrichtigst An-

gehörigen nicht der Letzte. Verehrend und Vertrauend. Ew. Königlichen Hoheit unterthänigster treugehorsamster Diener J. W. v. Goethe." — Der ehrenvollste Besuch, der Goethes späte Tage erheiterte, war der des Königs von Baiern. König Ludwig war 1827 allein deshalb nach Weimar gekommen, um den Dichtergreis zu seinem Geburtstage am 28. Aug. durch seinen Glückwunsch zu erfreuen und ihm persönlich das Großkreuz der baierischen Krone zu überreichen, eine Aufmerksamkeit, wie sie bis dahin kein Fürst erzeigt, kein Dichter erfahren hatte.

Aber alle Verehrung der Nation vermochte Goethe doch nicht vor bittern Erfahrungen zu schützen, die um so peinlicher wirkten, da sie aus einer Region kamen, an der Goethe seinen besten Fleiß, sein eifrigstes Streben verschwendet hatte. Der verbitterten Theaterverhältnisse ist schon einmal gedacht worden. Die Misstimmung nahm zu. Mit dem Abgange des Schauspielers P. Alex. Wolf und seiner Frau nach Berlin im J. 1816 verlor Goethe, da Grüner schon vorher nach Darmstadt gegangen, die letzten lebendigen Vertreter seines Geistes; seine Direction wurde zum Schatten ihrer selbst. Eine längst angelegte Intrigue entfernte ihn bald gänzlich von der Direction. Der Schauspieler Karsten hatte seinen gelehrigen Pudel für das Melodrama „der Hund des Aubry" abgerichtet und lockte damit überall die Menschen haufenweis in die Theater. Goethe äußerte sich mit gerechter Entrüstung über diesen Unfug, und als einflußreiche Personen am Hofe es dahin brachten, daß ihm die Aufführung jenes thierischen Dramas zugemutet wurde, antwortete er lakonisch, schon in den Theatergesetzen stehe, daß kein Hund auf die Bühne kommen dürfe. Die Intendanz war indes vielköpfig genug, um auch ohne Goethe im April 1817 Karsten mit seinem Pudel von Leipzig zu verschreiben. Die Vorstellung wurde angesetzt. Am Tage der ersten Theaterprobe erklärte Goethe, er könne mit einem Theater, auf dem ein Hund spiele, nichts mehr zu thun haben, und fuhr ohne Weiteres nach Jena, um mit dem Neubau der Bibliothek zu beginnen. Dort erhielt er ein Schreiben des Großherzogs vom 13. April: „Aus den mir zugegangenen Aeußerungen

habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Herr Geh. R. von Goethe wünscht, seiner Function als Intendant enthoben zu sein, welches ich hiermit genehmige." Auch dieser Vorgang in Goethes Leben war gleichsam typisch. Daß es gerade Karl August sein mußte, der dem Dichter in dieser Weise wehe that, gehörte dazu. In deutschen Theaterangelegenheiten scheint einmal Regel zu sein, daß nichts voraus zu berechnen ist und daß von zwei Fällen, die möglicherweise eintreten können, immer der unwahrscheinlichste wirklich wird. Langjähriges Verdienst auf der einen Seite, und leichtfertigste Anmaßung der Verdienstlosigkeit auf der andern — das erste wird dem andern sicher zum Opfer gebracht. Das Theaterwesen ist das Feld der sonst überall fast unmöglich gemachten Günstlingsschaft geworden. So war auch in Weimar das unmöglich Erscheinende wirklich geworden; die Wiege des idealen Dramas, die Kunststätte, welche das Schauspiel zum edelsten Geschmack, zum höchsten Gedankenleben erheben sollte, war zur Linie hündischer Künste gesunken, Goethes ernstes Streben der schaulustigen, öden Neugier zum Opfer gebracht. Goethe setzte keinen Fuß wieder in das Theater, das unter seiner Leitung entstanden war und 1825 abbrannte. Mit seiner thätigen Teilnahme für die Bühne erlosch auch seine Teilnahme an der dramatischen Literatur.

Im westöstlichen Divan, den Goethe-Hatem gründete, um der neu andringenden fremdartigen Erscheinung gegenüber, die ihn Calderons blumige Beschaulichkeit verstehen lehrte, sich durch Production aufrecht zu erhalten, verarbeitete er den in Hammers, Diezens und Andrer Uebersetzungen überlieferten Stoff in seiner Weise. Der Grundzug ist im Buche Suleika kenntlich geworden, einer Samlung von Liedern die durch einige äußere Operationen dem Colorit des Orients näher gebracht wurden, ursprünglich deutsch empfunden, deutsch ausgeführt waren. Da wo Goethe nicht unmittelbar entlehnte, ist es auch in den übrigen Teilen des Divans wie mit dem Buche Suleika gegangen; es wurden Liedchen und Sprüche, die ohne Zwang unter den zahmen

Xenien oder den Liedern der gesammelten Gedichte stehen könnten, durch einige orientalische Wörter oder Anspielungen, oft nur durch die Mischung solcher Stücke unter das Entlehnte, orientalisiert. Dazu reichte die Erwähnung des Euphrat, Hafis, Mahmuds, eines Mufti oder Fetwa, der Houris oder Bessire aus; die Nachtigall brauchte nur Bulbul, der Katzenjammer nur Bidamagbuden genannt zu werden. Das Ganze war ein lange fortgesetztes Maskenspiel; keine Verwandlung, nur eine Verkleidung. Cupido, Mavors, Phoebus und Helios werden ebenso gut verbraucht, wie Medschnun und Leila, Ferhad und Schirin; selbst Ulrich Huttens wird gedacht. Die Hegire bestand im Vorsatz, kam aber nicht bis Mekka. Die Form der durchreimenden Distichen scheint Goethe kaum gekannt zu haben; jedenfalls hielt er ihre Bedeutung nicht hoch, da er im andern Falle wol wenigstens versucht hätte, dieses Einheitsband der buntesten Fülle, den Faden der Perlenschnüre, den leuchtenden Mittelpunkt des Stralenkreißes, das Feste im Spielenden, durch Nachbildung sich sinnlich warnehmbar zu machen. Ohne diesen notwendigen Reim, der große Gedichte hindurch derselbe bleibt (wie die Assonanz), bleiben die orientalischen Gedichte ein Räthsel, dem man das Moment der möglichen Auflösung genommen hat. Wenn der persische Dichter ein Lied singt, in dessen Reimformel durch alle Distichen Gott, Rose, Licht, Wein, Liebe sich wiederholt, so schauen die vielfältig von Himmel und Erde, Vergänglichem und Unvergänglichem gesammelten Bilder in diesen Einen Spiegel; alles wird auf dies Eine bezogen. Der Reim des Orientalen ist eine wahre Notwendigkeit, während er in unsern abendländischen Sprachen nur eine liebliche Schönheit bildet. Daß Goethe niemand darüber aufklärte, ist begreiflich, da die Kenner der morgenländischen Dichtung wol selbst keine Vorstellung davon hatten; auffallender ist, daß Goethe mit seinem dichterischen Feingefühl nicht von selbst darauf kam. Seine Formen, die gut abendländisch, gut deutsch sind, hat man als Beweis anführen wollen, daß bei deut-

schen Dichtern, selbst wo sie orientalisieren, die Form doch immer eine heimische bleiben müsse. Es ist gewis eine Teuschung, aus Goethes ahnungslosem Verfahren ein Gesetz der Notwendigkeit bilden zu wollen. An ihm lag es nicht, wenn er den Orient nicht bis ins Kleinste nachbildete. Er, der arabische Buchstaben zierlich nachmalte und orientalische Wörter hieroglyphisch aufnahm, die Gedichte zierlich umränderte und die Bücher mit leeren Namen betitelte, hätte sicher den Reiz des orientalischen Reimes nicht geopfert, wenn er ihn gekannt hätte. Seine zu geheimnisvollen, mystisch-symbolischen Andeutungen aufgelegte Natur würde hier gerade ein bequemes Mittel gefunden haben, Rätsel auszustreuen, an denen die Ausleger sich dann weidlicher hätten üben können, als an den schlichten, dürftigen Reimen des jetzigen Divans. Allein wie wenig derselbe auch (unbeschadet des rückertschen Lobes) reinen Osten zu kosten gab: er war für unsre Literatur von unermeßnem Einfluß. Goethe hatte in dem poetischen Teile des Divans den Orient aus der Enge der Wißenschaft und der dilettantischen Liebhaberei in die Dichtung geführt. Erst nach seinem Divan wurde es Rückert möglich mit seinen treueren Nachbildungen des Orients hervorzutreten und einzudringen; mit dem Divan nahm auch das Studium einen neuen Aufschwung und führte die Sprachvergleichung in den weiteren Osten nach Indien, um auf dieser Wanderung für Geschichte und Altertum der Menschheit neue früher ungekannte Wege zu finden. Ob unsrer Dichtung Heil damit widerfahren, mag unentschieden bleiben; da sie vom Westen bis Norden und Süden alle Formen aufgenommen oder durchgemacht hatte, konnte auch der Durchgang durch den Orient nicht viel Schaden stiften. Den Vorteil hat die deutsche Literatur wenigstens gehabt, daß wer die Dichtung der ganzen Welt, der alten und der neuen, des Abend- wie des Morgenlandes mit einem Male kennen lernen will, nur deutsch zu lernen hat; alle Dichter reden ihm in dieser Einen Sprache fast wie in ihrer heimatlichen. In diesem Sinne dachte

sich Goethe freilich seine Weltliteratur nicht, die darin bestehen sollte, daß das Beste, was eine Sprache der Erde schaffe, von den Besten der Erde gewürdigt werde. Aber auch in diesem Sinne verwirklicht sich Goethes Vorstellung schrittweis, wenn auch langsam. Der Wert, der Ruhm ist nicht mehr von den Grenzen des Sprachgebiets abhängig, und auch der ephemere Ruhm der Heimat hat sein Correctiv im Auslande.

Goethe that fleißig das Seinige, um eine Weltliteratur in seinem Sinne mit begründen zu helfen. Seine Schriften waren lange schon ins Ausland gedrungen; er suchte nun ausländische Schriften in Deutschland einzuführen oder sich mit ihnen in ein Verhältnis zu setzen. Byron, dessen Dichtungen damals ganz Deutschland erfüllten, beschäftigte ihn sehr viel, namentlich Manfred (in Dörings Uebersetzung!), den er zu seinem Faust in Beziehung setzte. Eine mit Byron angeknüpfte Verbindung, die der britische Dichter, der wol nie etwas von Goethe gelesen hatte, artig auffaßte, gab dem greisen Dichter angenehme Illusionen. — Das meiste, was Goethen von fremder Literatur anzog, war Mittelgut, wenn nicht noch niedriger; Ausnahme bildete etwa die Frithiofssage von Tegner, mit der nordische Dichtung zum ersten Male näher an ihn herantrat. Das Studium des Orients erweiterte sich für ihn durch neu bearbeitete indische Dichtungen, wie Megaduhta, den er durch Kosegarten schon vor Abschluß des Divans hatte kennen lernen; es folgte später Camarupa, Nalas und Damajanti, Bagavat-ghita und anderes, womit die Sanskritgelehrten Humboldt, Schlegel, Lassen, Bopp u. s. w. bekannt machten. — Noch einmal zog das griechische Altertum wieder gewaltig an; Goethe versuchte die Fragmente der euripideischen Tragödie Phaethon zu ergänzen und schloß sein classisch-ideales Streben mit dem Euripides, wie er es im Wetteifer mit diesem Dichter begonnen hatte. — Was er von einheimischer Dichtung kennen lernte war meistens elend und wertlos. Er selbst bekennt, daß

er sich seit 1820 alles Neueren enthalten habe; Olfried und Lisena von A. Hagen war die letzte erfreuliche Erscheinung für ihn, während Werners Maccabäer und Houwalds Jammerspiel „das Bild" jenen Entschluß in ihm hervorbrachten. Die deutsche nannte er eine Lazarethpoesie, die französische eine Literatur der Verzweiflung; er hätte gleich die englische in diese Bezeichnung einschließen und die übrige von ihm protegierte Literatur des Auslandes eine des Unvermögens nennen können; denn was er noch beachtete oder empfal, war nur für ihn interessant; alles Bedeutendere übersah er mit Absichtlichkeit oder belegte es mit seinem heftigsten Tadel. Von Goethe gelobt zu werden war damals fast ein ebenso großes Ungemach, wie sein Tadel empfelend. Er wollte ausruhen und muste alles billigen, was ihn nicht störte; es störte ihn alles, was sich jung und jugendlich kräftig erwies. Viel trug seine nähere Umgebung bei, um ihn von der vorwärts strebenden Welt abzuschließen. Sie waren mit ängstlicher Sorgfalt bemüht, alles fern zu halten, was die beschauliche Ruhe beeinträchtigen und den Glauben an die allgemeinste Verehrung der Nation schwächen konnte. Goethe wollte und ertrug nur Beistimmung; Ausdruck entgegengesetzter Meinungen verstimmte ihn; er war zu alt, um sich auf neue Bahnen zu wagen, und mochte Dinge, die er sein Leben hindurch mit Eifer getrieben, nicht als Irrtum ansehen. Pfaff hatte ihm einen wißenschaftlichen Widerspruch gesandt; Goethe strafte dies „unartig zudringliche Verfahren der Deutschen" wie eine allgemeine Unart — Seine wißenschaftlichen Arbeiten giengen fort und manches, was er zuerst gefunden, wie die Lehre von der Entwicklung der Pflanze aus dem Blatt, oder was er sich still von andern angeeignet, wie die Lehre von den Schädelknochen aus Okens Programm (von 1807), gieng in die Wißenschaft über, während seine Farbentheorie, die ihm eine wahre Herzensangelegenheit, ja Herzensqual geworden war, selbst durch die

Bemühungen der hegelschen Philosophen zu keinem Ansehen gelangen wollte.

Seit 1821 hatte er Eckermann aus dem Hanöverschen als literarischen Gehülfen angenommen, ohne auf Riemers Teilnahme zu verzichten. Mit beiden begann er die Redaction seiner Werke in der Ausgabe letzter Hand. Schon bei der Ausgabe seiner Werke im J. 1816 hatte man ihn zu vermögen gesucht, die Anordnung derselben in chronologischer Folge vorzunehmen, wie sie Körner bei der Herausgabe der Werke Schillers zweckmäßig gewählt hatte. Goethe wies das Ansinnen entschieden zurück. Er wollte nicht in seiner Entwicklung sondern als Einheit und Ganzes erscheinen; das Letzte sollte neben dem Ersten gelten, als ob alles nur Aeußerung einer großen einheitlichen Entfaltung sei, ohne Geschichte. In dieser Weise haben ihn die unbedingten Verehrer immer aufzufaßen und darzustellen versucht, da doch jeder Schritt zum Verständnis des Einzelnen auf die historische Betrachtung führen muste. Goethe selbst konnte dem Verlangen, ihm in seinem Werden zu folgen, die Berechtigung nicht absprechen; er schrieb sein Leben, seine Tag- und Jahreshefte, und seine Familiares sahen sich genötigt, der Ausgabe seiner Werke in späterer Zeit (1840) eine chronologisch geordnete Uebersicht derselben beizugeben, die nicht überall ausreicht und mitunter um ein oder einige Jahre irrt, aber bei einer endlichen Ausgabe als Grundlage benutzt werden müste. Goethe selbst hat auch durch die Herausgabe seines Briefwechsels mit Schiller und die Anordnung der Veröffentlichung seiner Correspondenz mit Zelter die historische Erkenntnis seiner Werke erleichtert, da ihn beide von 1794 bis an sein Ende begleiten und über das meiste was in ihm wirkte und um ihn lebte Auskunft geben. Die Veröffentlichung seiner Tagebücher, aus denen Riemer Mitteilungen machen konnte, scheint noch lange ein frommer Wunsch zu bleiben, doch wird es auch dazu kommen.

Am 16. März 1832 erkrankte Goethe. Er stand im 83. Le-

bensjahre. Die Natur vermochte den heftigen Anfall nicht zu überwinden. Nach furchtbaren Krämpfen, die in der Nacht vom 19. auf den 20. eintraten, folgten einige Tage der Beruhigung, Ermattung, Erschöpfung. Seine letzten Worte am 22. März waren: Mehr Licht! Gegen Mittag drückte er sich in die Ecke seines Schlafstuhls und entschlief. Er wachte nicht wieder auf. Eckermann sah ihn auf dem Todtenlager; der Diener schlug das Laken auseinander: „Die Brust, berichtet Eckermann, überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinsten Form und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommner Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergeßen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlaßen. Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille — und ich wandte mich ab, um meinen verhaltnen Thränen freien Lauf zu laßen.“ Am 26. März wurde die Leiche mit unermeßlichem Trauergefolge nach der großherzoglichen Todtenkapelle auf dem neuen Friedhofe geführt und in der fürstlichen Gruft beigesetzt.

Auch nach dem Tode lebt er fort,
Und ist so wirksam als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.

Friedrich von Schiller.

Schiller war der einzige Sohn und das zweite Kind bürgerlicher Eltern in Würtemberg, geboren zu Marbach am Sonnabend 10.*) Nov. 1759 und getauft am folgenden Tage. Taufzeugen waren der General von Gabelenz, der Bürgermeister Hartmann in Marbach und der Bürgermeister Hübler in Vaihingen, ferner ein Verwandter der Familie, Johann Friedrich Schiller; nachher gab sich noch dazu an der Obrist von Rieger, außerdem noch eine Frau Ehrenmännin, eine Jungfer Sommerin und Bilfingerin in Vaihingen, eine Jungfer Wernerin und eine Jungfer Wolfingin in Marbach. Der Täufling erhielt die Namen Johann Christoph Friedrich. Schillers Vater Johann Kaspar hatte, als sein von Bittenfeld gebürtiger Vater gestorben war, das Badergewerbe erlernt und war

*) Der 10 November war vom Vater als Geburtstag in ein Familienbuch eingetragen (Weimarisches Jahrb. 6, 221) und wurde von Schiller und den Freunden gefeiert (Körner trinkt Sonnabend 10 Nov. 1787 Schillers Gesundheit zu dessen Geburtstage beim Grafen Brühl; Schiller nennt gegen Körner den 10. Nov. 1789 seinen Geburtstag, gegen Göschen ebenso Mittwoch 10. Nov. 1790 (Weim. Jahrb. 6, 221); Goethe gratuliert zum 10. Nov. 1801. Erst als der Taufschein, der irrig sagt: „geb. 11. Nov. und getauft eodem" bekannt wurde (vom J. 1769 und 1773), der dem akademischen Abgangszeugnis zu Grunde gelegt war, änderte die Familie den Tag; Louise Schiller nennt brieflich den 11. Nov. und Körner feierte 1803 den 11. November. Die Verlegung beruhte auf einem Irrtum und die Entdeckung G. Schwabs aus dem Marbacher Kirchenbuche war weder neu noch beweiskräftig.

1745 als Feldscher bei einem baierischen Husarenregiment eingetreten, bei dem er zugleich den Dienst eines Unterofficiers versah. Nach dem Frieden von Aachen hatte er sich 1749 mit Elisabeth Dorothea Kodweiß, einer Tochter des Gastwirts zum Löwen in Marbach verheiratet. Das erste am Leben gebliebne Kind war eine Tochter Christophine (1757), die sich später mit dem Bibliothekar Reinwald in Gotha verheiratete. Dann folgte Friedrich Schiller, auf ihn nach sechs Jahren eine Schwester, Louise, und wieder nach elf Jahren eine andere Schwester Nanette. Ueber die frühesten Jugendjahre Schillers fehlen alle Nachrichten und über die folgenden liegen nur sehr dürftige vor. Der Vater, der inzwischen den Rang eines Hauptmanns erreicht hatte, kam 1765 als Werbeofficier nach Lorch an der Rems, wo sein Sohn bei dem Prediger Mag. Phil. Ulr. Moser zugleich mit dessen Sohne Christoph Ferdinand Unterricht erhielt und mit dem um einige Jahre jüngeren Knaben C. Phil. Conz, der später sich als Dichter bekannt machte, jugendliche Spiele trieb. Im J. 1768 zog die Familie Schiller nach Ludwigsburg, wo der Vater eine Baumschule gründete, aus der in der Folge die Solitüde hervorgieng. In Ludwigsburg lebte damals der Dichter Schubart als Organist, ein wilder wüster Geist, der mit der Familie jedoch kaum in Berührung gekommen zu sein scheint. Einen tüchtigen Jugendfreund fand Schiller an Friedr. Wilh. von Hoven, einem Schulcameraden, dem Sohne eines Officiers, dessen Familie nach einiger Zeit in dasselbe Haus zog (in dem sich auch die Cottaische Buchdruckerei befand). Beide Knaben waren für das Studium der Theologie bestimmt und übten sich in kindlich-kindischer Weise mit Predigen auf ihren Beruf ein. Als erstes Jugendgedicht Schillers wird gewöhnlich ein Neujahrsgruß an die Eltern zum 1. Jan. 1769 genannt, der indeß nur Abschrift eines damals üblichen allgemein gehaltnen Gedichtchens zu sein scheint. Neuerlich hat man ein anderes Gedichtchen aus der Ludwigsburger Zeit aufgefunden. Schiller richtete es an einen seiner Mitschüler, spätern

Artillerie-Hauptmann v. Link, und bat ihn darin, ihm sein Federmeßer zu leihen. — Als Schiller Ostern 1769 zu dem üblichen Landexamen nach Stuttgart gieng, dem sich die auf die Ausbildung im Tübinger Stift hinstrebenden Theologen zu unterwerfen hatten war er ganz wol vorbereitet und erhielt vom Magister Knaus das Zeugnis, daß er gute Hofnungen erwecke und unter die Petenten des Jahres aufgenommen werden könne. Schiller blieb, als sein Vater im J. 1770 auf die Solitüde versetzt wurde, beim Mag. Jahn in Ludwigsburg als Hausgenoß zurück, mit dem er nicht im besten Verhältnis gestanden zu haben scheint, da der Vater noch in späten Jahren einer Collision des Sohnes mit dem Magister gedenkt. Beim Landexamen 1771 wurde dem hofnungsvollen Knaben das Zeugnis zu Teil, daß er nicht ohne Glück auf der Bahn der Wißenschaften fortschreite; im folgenden Jahre lautete das Zeugnis weniger günstig, indem es wol anerkannte, daß er mit seinen Ludwigsburger Mitschülern zwar nicht ohne Erfolg gearbeitet habe, doch wurde hinzugefügt, er habe es ihnen nicht völlig gleichgethan. Als Grund dieses Zurückbleibens wird Kränklichkeit angegeben, die durch schnelles Wachsen veranlaßt war. — Ostern 1772 wurde Schiller confirmiert. Er hatte, wahrscheinlich durch den vorhergehenden Religionsunterricht angeregt, in seinem dreizehnten Jahre, sein erstes Trauerspiel die Christen geschrieben, von dem nichts als diese Erwähnung in einem Briefe des Vaters (1790) übrig geblieben.

Herzog Karl von Würtemberg hatte 1771 auf der Solitüde eine militairische Pflanzschule gegründet, die allmählich ins Große ausgedehnt wurde. Am 6. April 1772 wurde der Grundstein zu einem Akademiegebäude gelegt, dessen Ausführung jedoch unterblieb. Auf den Wunsch des Herzogs wurden Söhne von Officieren der Pflanzschule zur Ausbildung übergeben. Auch an Schillers Vater war eine Aufforderung ergangen. Es wird gesagt, daß der Hauptmann seinen Sohn ungern von der Bestimmung zum

Theologen abgelenkt gesehen habe und der Aufforderung nicht mit ganzem Herzen nachgekommen sei. Das Dankschreiben, das er am Tage nach des Sohnes Eintritt in die Pflanzschule, am 18. Jan. 1773 an den Herzog richtete, bietet dafür keine Bestätigung, wenn diese nicht in der lebhaftesten und schwungreichen Dankesäußerung gesucht werden soll. Schiller wurde dem juristischen Studium bestimmt, das er später mit dem der Medicin vertauschte. Er war fleißig und machte rasche Fortschritte. Neben der Fachbildung, die ihm eine Stellung im Leben geben sollte, suchte er sich eine allgemeinere Bildung zu verschaffen und las, soweit die militärische Einrichtung und Haltung der Schule es gestattete, alte und neue Dichter, so viel er deren habhaft werden konnte. Allzustreng konnte die Sperre gegen die Literatur der Zeit nicht sein, da den Schülern gestattet, vielleicht angedeutet war, sich in deutschen Dichtungen zu versuchen, wie denn Schiller selbst Versuche der Art zu Zwecken der Schule gemacht hat. So lange dieselbe auf der Solitüde war, mochte freilich nicht viel von neuer Dichtung in die Hände der Schüler gelangen, und Schiller zeigt sich mit der Lectüre des Virgil, der Psalme, der Oden und des Messias von Klopstock beschäftigt, in deren schwärmerischer Verehrung er sich zu einem Gedichte Moses angeregt fühlte. Auch davon ist nichts erhalten. Die Zuflüße des Neueren wurden bald lebhafter. Die Pflanzschule wurde 1775 von der Solitüde nach Stuttgart verlegt und zur herzoglichen Militairakademie erhoben. Eine Caserne war rasch für die Aufnahme umgeschaffen. Am 18. Nov. 1775 zogen die Schüler uniformiert und militairisch geordnet mit allen Lehrern und Vorgesetzten von der Solitüde ab und wurden vom Herzoge eine halbe Stunde von Stuttgart eingeholt und in feierlichem Zuge in die Hauptstadt geführt. Die Ausbildung, die Schiller erhalten hatte, mochte in wißenschaftlicher Beziehung nicht viel bedeuten, da er noch in reiferen Jahren über einen empfindlichen Mangel an Kenntnissen klagt, wie sie in den Schuljahren erworben zu werden

pflegen; in menschlicher Rücksicht war die Dressur der Schule schädlich, da sie die natürliche Auffaßung der sittlichen Verhältnisse zu verkehren, ja zu ertödten geeignet war. Nur Ein Zug! In einer der dienstpflichtlichen Selbstschilderungen, wie sie die Schüler einreichen musten, konnte der fünfzehnjährige Knabe die Liebe zu den Eltern der Schmeichelei für den Herzog opfern: „Dieser Fürst, welcher meine Eltern in den Stand gesetzt hat, mir Gutes zu thun, dieser Fürst, durch welchen Gott seine Absicht mit mir erreichen wird, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer als Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhangen." — In Stuttgart ließ sich der Verkehr mit der Außenwelt nicht völlig durchführen; es scheint nicht, daß irgend etwas von der neueren Dichtung unzugänglich geblieben, wol gar verbannt gewesen wäre. Die ganzen Koryphäen der Genieperiode drangen in die Akademie ungehindert ein: Rousseau und Ossian, Goethes Götz und Werther, Millers Siegwart und Müllers Faust. Goethes Clavigo wurde (1780) zum Geburtstag des Herzogs von Akademikern sogar aufgeführt und Schiller spielte die Titelrolle, wie berichtet wird, abscheulich, kreischend, brüllend, ungeberdig bis zum Lachen. Das falsche, hochfliegende Pathos, das er in seinen Lieblingsautoren fand oder in sie hineinlegte, beherrschte ihn menschlich und dichterisch; Verzerrung der Menschheit galt ihm für Kraft, erzwungner Humor für Gefühl und bombastische Redensarten für Schwung. Die straff einschnürende Dressur hatte seinen Jugendmut zurückhalten sollen und diente nur dazu, krampfhafte Ausbrüche zu zeitigen. An Shakespeare fand er, der anscheinenden Kälte wegen, kein Behagen; er hatte nichts in diese strenge Wahrheit der vollendeten Gestaltung zu legen. Um so leidenschaftlicher ergriffen ihn die unwahren stürmisch-pathetischen Dichtungen Klingers, die in gleichem Widerspruch des Strebens und der Wirklichkeit aufgewachsen waren wie Schiller; vor allen andern erfüllte ihn der Julius von Tarent Leisewitzens durch die Vereini-

gung schwärmerischer Empfindung und pathetischer Darstellung mit glühendem Enthusiasmus Die Lectüre dieser Dichtungen reizte seinen nachahmenden Wetteifer; er trug sich mit allerlei Plänen zu großen Tragödien, begann einen Studenten von Nassau, einen Cosmus von Medici, schrieb das Gedicht die Gruft der Könige, durch welches wirklich Schubart zu seiner weit später erschienenen und gedichteten Fürstengruft angeregt wurde. Aus dem Cosmus, der liegen blieb, nahm Schiller manches in die im J. 1777 begonnenen Räuber auf, die als Abschluß und höchste Vertretung der ganzen Genieperiode gelten können. Ein genaues Studium der gleichzeitigen dramatischen Literatur zeigt so viele Uebereinstimmung zwischen Einzelheiten derselben und einzelnen Scenen der Räuber, daß eine vertraute Kenntnis Schillers selbst mit den Producten untergeordneten Ranges sich nicht ableugnen läßt. Anklänge an einzelne Worte im Julius von Tarent sind seit Jördens und seinen Vorgängern immer hervorgehoben: daß Schiller in den Räubern die Erstürmung des Klosters, die später wegen ihrer Gräslichkeit auf eine Erzählung Spiegelbergs eingeschränkt wurde, nach einer hingeworfnen Andeutung des Julius v. Tarent ausführte, ist ebenso wenig wargenommen, wie die Uebereinstimmung, die Schillers Räuber mit den damals beliebten Theaterstücken des Schauspielers Möller (die Zigeuner, Sophie) und andrer aufweisen. Nicht einmal darauf ist hingewiesen, daß die Einsperrung des Vaters, die den eigentlichen Kern des überlieferten Stoffes bildete, schon von Lenz in dramatischer Form verarbeitet vorlag. Die vielfältigen kleineren aus der zeitgleichen Literatur in die Räuber verlaufenden Züge müßen einer Monographie nachzuweisen vorbehalten bleiben, die, wie viel sie auch im Einzelnen als fremdher aufgenommenes Gut aufzuzeigen hat, doch der dichterischen Selbstständigkeit der Räuber nichts abbrechen kann. Die übrigen hatten einzelne sittliche und sociale Mängel angegriffen, an hemmenden Schranken gerüttelt, das Wi-

drige auf den Kopf gestürzt, in verlornen Scenen nebenher Gegenbilder, aus einer exaltierten Welt der wirklichen gegenübergestellt, ihre großen und kleinen Helden objectiver und dadurch kälter gehalten; Schiller erklärte der bestehenden Ordnung der Dinge im Ganzen den Krieg und identificierte sich mit seinem Helden. Das Rohe, Grelle, Scheusliche, Fratzenhafte, Freche, Gemeine, Abenteuerliche Ueberschwängliche — alles war jahrelang in der Literatur und auf der Bühne vorbereitet, aber nirgends mit solcher Herzenswärme belebt, nirgends mit so umfaßender Kraft, niemals mit größerem technischen Geschick behandelt worden als in diesem Stücke, das alles stürmisch aufrüttelte, was in der gährenden Jugend der Welt sich regte und eine so ungeheure Wirkung übte, wie kein anderes Stück Schillers oder eines andern Dichters bei der Jugend wieder erlebt hat. Für Schiller selbst waren die Räuber entscheidend, nicht sowol das Ganze, als eine zufällige Einzelnheit darin und erst geraume Zeit nach seinem Abgange von der Akademie.

Die letzten Jahre seines akademischen Aufenthalts bieten wenig äußerlich Hervortretendes dar. An den Namensfesten der Franziska von Hohenheim, der Freundin des Herzogs, stellte sich Schiller wiederholt mit Festreden ein. Die Dame genoß einer schwärmerischen Verehrung bei den jungen Leuten und auch Schiller sah in ihr ein Bild der Anmut, ein Muster der Tugend; bedenklich genug, daß der zwanzigjährige Poet, der sich hatte einreden können, der Herzog müße ihm schätzbarer sein, als seine Eltern, das Ideal der Weiblichkeit in der Maitresse eines Fürsten erblickte. Die Abgeschloßenheit der Schule, in der kein menschlicher Trieb zur reinen Entwicklung kommen sollte, hatte Schiller mehr als er selbst fühlen mochte befangen gemacht. Er verehrte den Herzog mehr als er sich später gestand. Zu dem Geburtstage desselben (11. Febr. 1779) verfertigte er ein Festspiel, wozu ihn kein äußerer Antrieb hatte drängen können; er muste von innen, aus sich selbst dazu getrieben sein. Der Herzog scheint auch nicht ohne wirkliche

Teilnahme für den jungen Mann geblieben zu sein; er meinte es in seinem Sinne recht gut mit ihm, nur war der Sinn selbst nicht gut. Frei sich entwickelnde Menschen waren seiner Begriffswelt fremd; für ihn taugte nur, was sich in die Formen der Verhältnisse, unter die Autorität willig einzuordnen wuste. Als Schiller im Herbste 1799 seine Philosophie der Physiologie, aus der sich ein Bruchstück erhalten hat, einreichte und die beurteilenden Lehrer darin ein anstößiges Beßerwißenwollen in Bezug auf Haller u. a. rügten, verfehlte Schiller den Zweck der Arbeit, der auf eine Entlaßung aus der Akademie gerichtet war. Der Herzog, dem die rügenden Urteile über Schillers stolzen Geist und keckes Auftreten gegen die Lehrsätze berühmter Männer vorgelegt wurden, entschied am 13. Nov., es werde recht gut für ihn sein, wenn er noch Ein Jahr in der Akademie bleibe, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden könne. Schiller muste sich fügen. In diesem letzten akademischen Jahre scheinen die Räuber recht ernstlich vorgenommen zu sein; sie gelangten im Sommer 1780 zum Abschluße. In dies letzte Jahr (1779) fällt auch Goethes Besuch in der Akademie, worüber genaueres bereits S. 120 mitgeteilt ist Ohne Nachwirkung scheint dieser Besuch des Dichters auf die Akademie und den fürstlichen Lenker derselben nicht geblieben zu sein, da zum nächsten Geburtstag (11. Febr. 1780) des Herzogs für eine dramatische Darstellung die Wahl auf ein Stück Goethes, den Clavigo fiel. Die Wahl wurde vielleicht durch Schiller bestimmt; der Herzog selbst muste sie gebilligt und beide musten sich bald nach Goethes Besuch (14. Dec.) entschieden haben, da die zwischenliegende Zeit nur eben für das Einstudieren und die Proben zureichte. — Im Sommer 1780 arbeitete Schiller zwei Abhandlungen aus seinem wißenschaftlichen Fache, der Medicin, aus; eine lateinisch und deutsch abgefaßte streng fachwißenschaftliche „Ueber den Unterschied der entzündlichen und Faulfieber,“ und eine deutsch geschriebene, freier und allgemeiner gehaltne, einen

„Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen,“ die als erstes selbstständiges Werk Schillers in der Cottaischen Officin gedruckt wurde. Er hatte sich darin den Scherz gemacht, eine Stelle aus seinen Räubern als Stelle einer englischen Tragödie von Krake anzuführen, was ihn und seine Freunde nicht wenig belustigen mochte, da das geheim gehaltene Stück hier als beweisendes Document angeführt und den beurteilenden Lehrern ganz dreist ein englischer Autor aufgeheftet wurde, der nicht existierte. — Diese Abhandlungen galten als Probestücke der Reife des jungen Mediciners, der am 14. Dec. 1780 endlich aus der Akademie entlaßen wurde.

Zunächst fand Schiller als Medicus ohne Porte-épée beim Grenadierregimente des Generals Augé mit einer Monatsgage von 18 Gulden eine Anstellung in Stuttgart selbst. Seine ärztliche Praxis war unbedeutend und ließ ihm Zeit genug, sich seinen Lieblingsneigungen hinzugeben. Er redigierte eine kleine politische Zeitung, die Mäntlerschen Nachrichten, von denen wöchentlich zwei Nummern erschienen, Schillers Hand aber nicht erkennen laßen. Ein Gedicht auf die Rückkehr des Herzogs von einer Reise nach Norddeutschland und Holland, voll enthusiastischer Schmeichelei, wird Schiller zugeschrieben; Petersens Zeugnis liegt dafür vor. Ist dasselbe gültig, so hieng Schiller damals noch voll patriotischer Verehrung an dem Fürsten, der das Glück seiner Kinder begründet habe und den Neid des Auslandes errege. Bald änderte sich diese Gesinnung sehr entschieden. Die Räuber, die im Sommer 1781 erschienen und rasches, großes Aufsehen erregten, wurden von Dalberg in Mannheim auf die Bühne gebracht und verbreiteten sich von da bald über andere Bühnen. Der Herzog, der vielleicht nicht einmal Kenntnis davon hatte, war wenigstens nicht dadurch verletzt worden. Erst ein äußrer zufälliger Anlaß reizte ihn gegen das Stück und den Dichter auf. Eine Stelle, in der Graubünden als die hohe Schule der Spitzbuben bezeichnet war, hatte den

Widerspruch eines in Graubünden angestellt gewesenen Lehrers veranlaßt und dadurch die Stelle selbst in Graubünden bekannt gemacht. Ein Blatt in Chur veröffentlichte einen aufgeregten Artikel gegen den verleumderischen Komödienschreiber, und dieser Aufsatz wurde Ende April 1782 durch den Garteninspector Walter in die Hände des Herzogs gebracht. Schiller hatte im Mai ohne Urlaub in Begleitung der Frau v. Wolzogen, der Mutter eines seiner akademischen Mitschüler, und einer Hauptmann Vischer eine Reise nach Mannheim gemacht, um einer Wiederholung der Räuber beizuwohnen. Nach seiner Rückkehr wurde er für die eigenmächtig genommene Erlaubnis zur Reise mit zweiwöchigem Arreste gestraft und ihm der Verkehr mit dem Auslande verboten. Diesem Verbot folgte, durch die Denunciation Walters veranlaßt, ein Verbot des Herzogs, „niemals mehr weder Komödien noch sonst so was“ zu schreiben. Schiller sah damit seinen Lebensnerv abgeschnitten. Er wandte sich brieflich an den Herzog und setzte ihm auseinander, wie er durch seine Dichtungen Ruhm und Geld gewonnen und bat um Aufhebung des ergangenen Verbots. Der Herzog verweigerte die Annahme des Briefes und ließ dem Bittsteller verbieten, sich ferner schriftlich an ihn zu wenden. Schiller war in „Ungnade“ und von der Ungnade dieses Fürsten ließ sich, wenn man auch nur an Schubarts Schicksal dachte, das schlimmste und gewaltthätigste fürchten. Schiller hatte alle Ursache, auf seine Sicherheit bedacht zu sein, und da sich kein Weg zeigte, die verlorne Gnade wiederzuerlangen, entschloß sich der Dichter zu dem letzten Mittel, zur Flucht. Am 17. Sept. kam er mit Hülfe des treuen A. Streicher glücklich aus dem Thore und war am 19. außer dem unmittelbaren Bereich seines ungnädigen Fürsten, in Mannheim.

Wie schwer dem Dichter der Entschluß geworden sein mochte, in die Welt aufs Ungewisse hinauszugehen, wie drückend und ängstigend die nächste Zeit auch war, die der heimatlose, von Mitteln entblößte Flüchtling durchzumachen hatte; das Schicksal, das ihn

traf, war eine Wohlthat für ihn. Er wurde aus den beengenden Verhältnissen, in denen er allmählich vielleicht versunken wäre, durch einen raschen Ruck herausgehoben. Der Boden, in dem er gewurzelt hatte, war ihm nicht heilsam gewesen. Der barbarische akademische Ton war auch in das Stuttgarter Leben des Dichters übertragen. Schillers Zusammenwohnen mit dem leichtsinnigen, auf stürmischen Lebensgenuß gerichteten Lieutenant Kapff; sein Verhältnis zu der verwitweten Hauptmann Vischer, die er als Laura in seinen exaltierten Gedichten feierte; vor allem die Lebens- und Gemütsverfaßung, in welche die Gedichte seiner Anthologie blicken laßen; alles war für ihn verderblich, weil es seine sittliche Natur untergrub. Auf die Anthologie selbst kann hier genaueres Eingehen nicht stattfinden. Das Eigentum der Beitragenden ist nicht mehr mit völliger Schärfe zu sondern und manches, das Schiller zugeschrieben wird, mag andern, manches das andern scheint überlaßen werden zu müßen, könnte doch ihm gehören. Wie sich im Einzelnen die Eigentumsverhältnisse und die Verantwortung für die Teile auch sondern möchten, wenn ein urkundlicher Beweis zu erbringen wäre, die Verantwortung für das Ganze bleibt Schiller, der sich weder etwas aufdringen noch abdingen ließ. Was er aufnahm, hatte seine Billigung. Sein poetisches und sittliches Gewißen war danach unglaublich weit, wenn bei diesen zum Teil rohen und gemeinen Ausgeburten erschreckender Verwilderung von Gewißen überhaupt noch die Rede sein könnte. Manche Gedichte mochten als Späne und Splitter aus der Werkstatt des Räuberdichters gelten und nachsichtig ertragen werden, weil sie nur im Verhältnis zu jener titanischen Schöpfung galten. Der Dichter selbst steht aber in anderm Verhältnis zu einem wenn auch noch so lyrisch gehaltnen Drama, als zu einem wenn auch noch so objectiv gehaltnen lyrischen Gedichte. Dort schiebt er zwischen sich und den Zuschauer oder Leser Gestalten, die ein selbstständiges Leben haben; hier tritt er selbst und unmittelbar vor uns auf. Und

von dem Schiller, der in der Anthologie vor uns auftritt, wendet man gern den Blick. Sie ist schlimmer als die Gedichte der lüsternen Poeten aus Wielands Schule, als der entarteten Anakreontiker in Grecourts Geschmack, da diese mit der Sittenlosigkeit ein ekelhaftes Spiel treiben, während die Sittenlosigkeit der Anthologie zur wirklichen Natur geworden ist und kaum eine Ahnung einer reinern Welt übrig gelaßen hat.

Von Mannheim aus wollte sich Schiller an den Herzog wenden; ein Briefconcept vom 19. Sept. wiederholt im Wesentlichen den Inhalt der Bittschrift vom 1. Sept. und bricht mit dem Bekenntnis ab, daß er keine Aussichten mehr habe, wenn der Herzog die höchste Gnade nicht haben sollte, ihn zurückkommen zu laßen und ihm zu vergeben. Ob der Brief abgegangen, ist ungewis. Schiller drückt darin wenigstens die Mislichkeit seiner Lage aus. In Mannheim war wirklich nichts für ihn zu hoffen. Heribert v. Dalberg, dem er sich schon im Juni brieflich in die Arme geworfen und der sich schon ängstlich zurückgezogen hatte, war viel zu sehr Hofmann und Diplomat, um sich eines Geflüchteten, mit dem Zorne seines Fürsten Beladenen anzunehmen. Als Schiller in Mannheim eintraf, war Dalberg in Stuttgart. Der Dichter, der den Fiesko mitgebracht und den Mannheimer Schauspielern vorgelegt hatte, fand es nicht geraten, die Rückkehr Dalbergs so nahe bei Stuttgart abzuwarten. Er gieng mit Streicher nach Sachsenhausen, von wo aus er am 30. Sept. Dalberg von seiner Flucht unterrichtete und im Vertrauen auf die Güte seines Fiesko um einen Vorschuß von 300 Gulden bat. Dalberg antwortete nicht. Schiller kehrte nach einem siebenwöchigen Aufenthalt in Oggersheim mit Streicher nach Mannheim zurück, fand den Theaterausschuß für seinen Fiesko eingenommen und baute Luftschlößer für die Zukunft. Seine Mutter und älteste Schwester lud er, da er auf immer weggehe, zu einer Abschiedsunterredung auf den 22. Nov. in das Posthaus zu Bretten ein und verhieß ihnen dort einen Carolin Reisegeld zu geben, wahr-

scheinlich sein letztes Geld, das durch das Honorar für Fiesko wieder ersetzt werden sollte. Aber statt der erwarteten Annahme und Honorierung erhielt Schiller Dalbergs trocknen Entscheid, daß das Trauerspiel nicht brauchbar sei, folglich dasselbe auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne. Schiller gab das Trauerspiel nun dem Buchhändler Schwan für 11 Ld'or in Verlag und verließ allein gegen Ende November Mannheim, um in Bauerbach auf dem Gute der Frau v. Wolzogen ein Asyl zu finden. Er kam dort Anfangs December wie ein Schiffbrüchiger an, der sich mühsam aus den Wellen gekämpft hat. Die Aufnahme, die er fand, stimmte ihn froh und gab ihm Lust zu arbeiten. Schon im Januar 1782 konnte er das Trauerspiel Louise Millerin, wie Kabale und Liebe ursprünglich genannt war, als fertig bezeichnen und auf andre Pläne sinnen.

Fiesko war ganz noch Stuttgarter Erzeugnis, eine Staatsaction aus der idealen Traumwelt des Dichters der Räuber, voll von Verzerrungen widriger Unnatur, aber voll großer Züge. So peinlich Bertha, so widerwärtig Fiesko am Putztisch Juliens, so verschroben und forciert der Mohr; ebenso plastisch wie ein hartes Steinbild ist Verrina herausgearbeitet, und selbst die ganze Anlage der berechnenden Intrigue zeugt von der festen sichern Hand des Dichters. Großes Glück hat Fiesko indes niemals gemacht. Das große Gemälde des wirkenden und gestürzten Ehrgeizes, das der Dichter entwerfen wollte, war keiner hinreißenden Teilnahme fähig. Verrina hätte das Gemälde, nicht der Rahmen sein sollen. Als Fiesko in Mannheim später gegeben wurde, ließ er das Publikum kalt. „Man verstand ihn nicht. Republikanische Freiheit ist hier zu Lande ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name; in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber in Berlin wurde er vierzehnmal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt. Auch in Frankfurt fand man Geschmack daran." — Um vieles lebendiger zündete Kabale und Liebe, fast wieder wie die Räuber. Schiller hatte den Plan dazu während

seines Stuttgarter vierzehntägigen Arrestes entworfen. Auch hier ist ganz Stuttgarter Luft, aber in anderm Sinne als in den Räubern, gar in der Anthologie. Kabale und Liebe ist ein wahrhaft-historisches Drama, das mit dem vollen Seelenpathos des Dichters und der routinierten Technik eines Bühnenkenners die Zerrüttung, die der Despot über sein Land verbreitete, die aus den höheren Schichten der Gesellschaft in die niederen getragen wurde, auf die Bühne stellte. Zu jedem Zuge seiner seelenverkäuferischen Landesväterlichkeit, seiner spitzbübischen, dummen, mörderischen vornehmen Welt, zu dem im Trommelwirbel erstickten Jammerschrei des Elends, der teuflischen Schurkerei dienstbeflißner Creaturen, zu der Abenteuerlichkeit der Maitressenwirtschaft, zu der Herzlosigkeit der Eltern gegen die Kinder, der Empörung der Kinder gegen die Eltern, der Kuppellust der Mütter und der Verzweiflung der Väter; zu allen diesen wirksamen Bestandteilen des Stückes bot die Zeit und die nächste Nähe des Dichters die Belege. In einem großen Brennspiegel waren die einzelnen Stralen der Flammen aufgefangen, die an Staat und Gesellschaft verzehrend fraßen. Auch hier war wieder wie in den Räubern mit großer umfaßender Gewalt in Eins gedrängt, was in den dramatischen Producten der Geniezeit einzeln oder minder kräftig versucht war. Wagners Reue nach der That war ein schwacher Vorläufer von Kabale und Liebe, in der Kindermörderin (die Schiller damals las) waren einzelne Züge vorgebildet, Klingers und Lenz' Stücke treffen mit manchem Motive in Schillers Stück zusammen; fast alle Romane der Zeit sind aus ähnlichem Stoff gebildet; die tägliche Unterhaltung war die heillose Wirtschaft der Fürstenhöfe, das unsägliche Elend, das der Adel in den Bürgerstand ausgoß. Kein Wunder, daß dies Bild der Zeit, diese furchtbare Abrechnung mit Stuttgart, in der gewandten theatralischen Behandlung, deren Schiller vollkommen mächtig geworden (so daß jede Kürzung, die seit Dalberg auf den Bühnen beliebt ist, als wirkliche Verstümmelung empfunden wird), hinreißend auf die Zuschauer wirkte. Als das Stück am 9. März 1784 in Mannheim zum ersten-

male gespielt wurde, erhoben sich am Schluße des zweiten Aufzugs alle Zuschauer von den Sitzen und brachen in stürmischen Beifall aus. Der Dichter war in einer gemieteten Loge anwesend; von dem Beifall überrascht, erhob er sich und dankte dem Publikum. Die unwiderstehlich fortreißende dramatische Gewalt dieses Stückes hat Schiller nie wieder erreichen können; seine Schöpfungen wurden reifer, lauterer, gediegener, aber der stürmische Schritt, mit dem dieses jugendliche Product forteilt, wurde bedächtiger, gemeßner. Kabale und Liebe entschied Schillers Dichterruhm im Volke und war entscheidend für sein persönliches Geschick.

In Bauerbach hatte der Dichter unter dem Namen Ritter zurückgezogen, fast ohne menschliche Gesellschaft, in einsamer grillenhafter Zelle gelebt. Außer mit dem Bibliothekar Reinwald in Gotha verkehrte er nur mit den Leuten auf dem Gute der Frau v. Wolzogen, die im Mai von Stuttgart auf kurze Zeit dorthin kam und eine erweckende Abwechslung in das einförmige Leben brachte. Indes war Schiller nicht müßig gewesen. Kaum hatte er Louise Millerin vollendet, als er sich nach Stoff für neue ausfüllende Thätigkeit umsah. Lange schwankte er zwischen Imhof und Maria Stuart. Um ein Ende zu machen, legte er beide bis auf weitere Ordre zurück und arbeitete (im März 1783) entschloßen auf einen Don Carlos zu. Den ersten Gedanken daran hatte ihm Dalberg im Sommer vorher gegeben. Reinwald muste nun die Quellen herbeischaffen; vorzugsweise wurde die Novelle St. Reals benutzt und die Historiker über Philipp II., zur Erwerbung des Details, wurden durchgesehen. Der Dichter fand, daß diese Geschichte mehr Einheit und Interesse zum Grunde habe, als er geglaubt, und daß sie ihm Gelegenheit zu starken Zeichnungen und erschütternden Situationen gebe. „Der Charakter eines feurigen, großen und empfindenden Jünglings, der zugleich der Erbe einiger Kronen ist; einer Königin, die durch den Zwang ihrer Empfindung bei allen Vorteilen ihres Schicksals verunglückt; eines eifersüchtigen Vaters und Gemahls; eines grausamen und heuchleri-

schen Inquisitors und barbarischen Herzogs von Alba sollte mir, dächt' ich, wol nicht mislingen." Augenscheinlich traten ihm, nach dieser Stelle eines Briefes an Reinwald, die Personen damals nur in ihren gröbsten Umrißen vor Augen; erst im Laufe der Arbeit, die ihn bis bis J. 1787 beschäftigte, vertieften sich die Charaktere und verfeinerten sich die wesentlichen Züge der Personen, so daß aus den groben Theaterpuppen Geschöpfe wurden, die fast zu Repräsentanten von Gattungen emporstiegen. Aus dem feurigen, großen und empfindenden Jüngling wurden zwei Träger der Idee. Die Liebe, die der Dichter im Beginn auf den Carlos gehäuft hatte, erkaltete allmählich und gieng auf Posa über, was der dramatischen Anlage nachteilig wurde, ohne dem Geist des Ganzen Eintrag zu thun. Das tragische Familiengemälde im Königshause, wo der Conflict zwischen Vater und Sohn und Weib und Geliebte den Grundgedanken bildete, wandelte sich allmählich zur großen politischen Tragödie um, wo die fortschreitende Idee der Menschheit mit dem Vorurteil und Despotismus in Sachen des Glaubens und der freien Staatsverfaßung in den Kampf tritt. Don Carlos war wieder das Spiegelbild der Zeit des Dichters. Die Ideen, die er hier verkörperte, waren die bewegenden der Zeit; ob sie nach Spanien und an den Hof Philipps passten, war dem Dichter sehr gleichgültig, der nur darum bemüht war, in der Zeitgeschichte seines ersten und zweiten Helden die Züge aufzufinden und zu benutzen, die seiner aus der Gegenwart ihm zuströmenden Begeisterung den Schein der Möglichkeit für jene ältere Zeit zu geben vermochten. Daß sein Don Carlos von dem geschichtlichen keinen Zug hat, ist sehr unerheblich für die Dichtung. Der Wert historischer Dramen hängt nicht vom Historischen, sondern vom Dramatischen, nicht von der Wahrheit, sondern von der Dichtung ab, und der Wert der Dichtung im Verhältnis zum Historischen bestimmt sich wesentlich dadurch, daß die Idee, auf welcher die erstere beruht, nicht unter der historischen Wahrheit bleibt, sondern über dieselbe hinaufsteigt. Ein Stoff, ein Held, der ärmer an Ideen, dürftiger an menschlicher Bedeutung dargestellt erscheint, als der

Name, den er von der Geschichte borgt, zeugt nicht von der glücklichen Kunst des schöpferischen Dichters, sondern von der mangelhaften Erkenntnis des Historikers; dieser drückt die Wirklichkeit zur niedrigeren Stufe hinab, jener hebt sie zur höheren hinauf. Schiller war sich dessen klar bewust und sprach Aehnliches bald nach Vollendung des Don Carlos in der Beurteilung eines historischen Trauerspieles unbefangen aus, das in einzelnen Teilen die historische Wahrheit zur poetischen hinaufgehoben hatte, in andern wesentlichen Teilen darunter hinabgestiegen war. Schillers Carlos war ein historisches Drama in zwiefacher Hinsicht, sowol durch die aus dem Stoff heraufgeholte ideelle Möglichkeit, wie auch durch die aus der Gegenwart hineingelegte ideelle Wahrheit. Die Aufnahme auf der Bühne blieb kalt, weil die Stetigkeit des dramatischen Interesses bei der Teilung zwischen Carlos und Posa gelitten hatte; die Aufnahme im Volke, bei der Jugend, bei der vorwärtsstrebenden reiferen Masse war eine überschwänglich enthusiastische. Der Zusammenstoß alter und neuer Zeit hatte hier poetischen Leib angenommen; Carlos wurde das Evangelium kosmopolitischer Geister; die Zukunft freier Völker war seine Verkündigung; er machte den Dichter zum Liebling seines Volkes. Allen Erfolgen, die er später errang, hatte dieser glänzende die Wege gebahnt. Hier wirkte nicht der vulkanische Zorn der Räuber, die kalte Berechnung Fieskos, der glühende Haß aus Kabale und Liebe; hier wirkte die begeisterte Liebe; der Kampf für freie Menschheit war zur wärmsten Angelegenheit des Herzens gemacht.

Die äußern Lebensschicksale, denen durch Vorwegnahme des Erfolges des Don Carlos vorausgeeilt wurde, waren einfach, doch nicht ohne inneren Wechsel. Es kommt nicht darauf an, sie in allen Einzelnheiten zu begleiten. Von Bauerbach aus hatte Schiller seine Louise Millerin den Freunden am Mannheimer Theater mitgeteilt, und diese lagen Dalberg an, sich die vielverheißende Tragödie nicht entgehen zu laßen. Dalberg war unverlegen. Die Verfolgungen von Wirtemberg, die im Herbste 1782 noch als möglich erschienen,

waren im Frühjahr 1783 nicht mehr zu befürchten. Die Flucht des Regimentsmedicus war vergeßen; die Bedeutung des dramatischen Autors nicht geringer geworden. Selbst der Fiesko, den Dalberg so kalt abgewiesen, hatte sich auf andern Bühnen zugkräftig bewiesen. An den Schauspielen Schillers war immerhin eine gewinnbringende Erwerbung zu machen, vielleicht der Dichter selbst vorteilhaft zu benützen. Als ob nichts vorgefallen sei, knüpfte Dalberg die Verbindung mit dem mißhandelten Dichter wieder an. Die Folge davon war, daß Schiller die Enge des Aufenthalts in Bauerbach fühlbarer wurde und er sich entschloß, abermals nach Mannheim zu gehen. Am 21. Juli 1783 verließ er Bauerbach und seine mütterliche Freundin; am 23. war er in Frankfurt und am 27. in Mannheim. Dalberg war wieder abwesend; Schillers großer Bewunderer und feste Stütze, der Schauspieler Iffland, war in Hanover. Die Anwesenheit des kurfürstlichen und des Zweibrücker Hofes veranlaßte, daß nur Alltagskomödien, wovon sie Liebhaber waren, auf die Bühne gebracht wurden. Die ersten Wochen in Mannheim verliefen eintönig und langweilig. Endlich am 11 Aug kam Dalberg zurück; er that alles, um den Dichter einzunehmen. Fiesko sollte aufgeführt werden. Schon am 13. wurde Leseprobe von Louise Millerin gehalten; die Räuber sollten wieder auf die Bühne kommen, große Stücke gegeben werden. Am 24. Aug. hatte der gewandte Mäcen den Dichter schon vollkommen in seine Gewalt gebracht. Er beredete ihn in Mannheim zu bleiben und schloß einen Contract mit ihm, der Schiller bis zum letzten August des folgenden Jahres band. Es war darin festgesetzt, daß das Theater den Fiesko und die Millerin bekomme und daß Schiller noch ein drittes Stück innerhalb seiner Vertragszeit für die Mannheimer Bühne machen solle. Dafür wurde dem Dichter eine ärmliche Summe von 300 Gulden gewährt, von denen zwei Drittel gleich ausbezahlt wurden. Außerdem wurde ihm von jedem Stück, das er auf die Bühne bringen werde, die ganze Einnahme der Vor-

stellung, die er selbst zu bestimmen habe, zugesichert. Man sieht, Dalberg verstand sich so gut auf seinen Vorteil, wie auf die Benutzung der dürftigen Lage des Dichters, der noch glaubte, Gott danken zu müßen, daß er ihm einen Ausweg eröfnet habe, durch Verbeßrung seiner Umstände sich aus dem Wirrwar seiner Schulden zu reißen und ein ehrlicher Mann zu bleiben. Es wurde ihm nicht einmal so wol wie er hoffen durfte. Im October war er noch nicht mit Dalberg in Ordnung. Daß er mit dem Ausbedungenen nicht erreichen konnte, was er wünschte, muste ihm bald deutlich geworden sein; er hatte eine Erhöhung seines Fixums auf 500 Gulden erwirkt und auch damit konnte er, da er immer noch die früheren Jahre von der Einnahme der Gegenwart mitbestreiten muste, nicht ausreichen. Anstatt sich zu befreien, sah er sich tiefer in den Wirrwar verwickelt. Von seiner bedrängten Lage zog Vorteil wer konnte und der arme Dichter muste noch glauben, die Uebervorteilung sei dienstbare Freundschaft. Der Buchhändler Schwan nahm seine dramatischen Arbeiten gern in Verlag, behandelte ihn aber so wucherhaftig, daß er für Fiesko 11 Ld'or, für Kabale und Liebe 10 Carolin bezahlte und Auflage um Auflage veranstaltete, ohne im mindesten daran zu denken, daß dem Dichter ein Anteil an diesem stets wiederkehrenden Gewinne gebühre, ja ohne ihm ein Wort zu gönnen, und der unverlegen genug war, dem Dichter, der ihn später zu einer Vergütung aufforderte, die Verpflichtung dazu in Abrede zu stellen und den Anspruch abzuweisen. — Auch in andrer Hinsicht war der Mannheimer Aufenthalt dem Dichter nachteilig. Die böse Rhein- und Sumpfluft der Gegend wurde ihm gefährlich; ein Fieber, das er sich gleich anfangs zugezogen, wollte nicht weichen, obwol er die gute Pflege zu rühmen hatte, die er während der Krankheit fand. Erst gegen Ende Novembers wich die Plage. Während dieselbe ihn an das Zimmer gefeßelt hielt, fehlte es ihm nicht an Besuchern, teils aus Mannheim, teils von außen. Er selbst machte kleine Ausflüge, unter andern einen

nach Speier zu der Frau Sophie La Roche, in der er fand, „was der Ruf von ihr ausgebreitet, die sanfte, gute, geistvolle Frau im Alter zwischen fünfzig und sechzig mit dem Herzen eines neunzehnjährigen Mädchens.“ Eine Woche darauf besuchte er sie in Begleitung eines Landsmannes aus Ludwigsburg zum zweitenmale, wo er sie „eine Abendstunde lang genoß und mit Bezauberung von ihr gieng. Er wuste und war stolz darauf, daß sie mit ihm zufrieden war.“ Die Bekanntschaft hatte keine Folgen; als die gealterte Frau sechzehn Jahr später nach Weimar kam und Goethe wie ein Ungewitter erschien, hatte auch Schiller keine Sympathie mehr für sie und tröstete sich damit, daß er durch die Treppen seiner Wohnung vor dem Besuch „der Großmutter“ gesichert sei. Eine folgenreichere Bekanntschaft war die mit Frau Charlotte v. Kalb, die auf der Reise nach Landau, wo das Regiment ihres Mannes in Garnison stand, mit Briefen Reinwalds und der Frau v. Wolzogen im Juni 1784 in Mannheim eintraf. Sie sah Schillern mit dem Auge schwärmerischer Liebe und schildert sich, indem sie ihn nach dem ersten Begegnen schildert: „In der Blüte des Lebens bezeichnete er des Wesens reiche Mannigfalt, sein Auge glänzend von der Jugend Mut, feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt. Bedeutsam war ihm so manches, was ich ihm sagen konnte, und die Beachtung zeigte, wie gern er Gesinnungen mitempfand. Einige Stunden hatte er geweilt, — da nahm er den Hut und sprach: „ich muß eilend in das Schauspielhaus.“ Später habe ich erfahren, Kabale und Liebe werde diesen Abend gegeben, und er habe den Schauspieler ersucht, ja nicht den Namen Kalb auszusprechen. Bald kehrte er wieder, freudig trat er ein, Willkommenheit sprach aus seinem Blick. Durch Scheu nicht begrenzt, traulich, da gegenseitig mit dem Gefühl des Verstandenseins das Wort gesprochen werden konnte, löste der Gedanke den folgenden Gedanken, ohne Wahl oder Nachsinnen. Wohl die Rede eines Sehers. Im Laufe des Gesprächs rasche Heftigkeit, wechselnd

mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnsucht beseelt." Ende Juli kehrte sie, da es damals nicht für schicklich galt, daß die Frau eines Officiers mit demselben in der Garnison lebe, von Landau nach Mannheim zurück und nahm hier ihren bleibenden Wohnsitz. Die unglückliche Frau war durch Intriguen des Kammerpräsidenten v. Kalb, der im Sommer 1782 seinen Dienst hatte aufgeben müßen (Goethes Vorgänger) und sich die Hand einer Schwester Charlottens gleichsam erzwungen hatte, mit dem Bruder desselben, dem Major Heinrich v. Kalb im Nov. 1783 verheiratet. Liebe wob kein Band zwischen ihnen; der Präsident hatte durch die Verbindung nur die Verfügung über das Vermögen seiner Frau und Schwägerin erlangen wollen. Wie er sich als Kammerpräsident schlecht und als Mensch abscheulich benommen hatte, benahm er sich auch als Chef der Familie, so daß Charlotte um die Trümmer des Ihrigen kam und aus glänzenden Verhältnissen früher Jugend mit den vorrückenden Jahren in immer tieferes Elend versank, bis sie, verlaßen, erblindet, durch die Prinzessin Marianne von Preußen 1820 gegen den empfindlichsten Mangel geschützt und mit einer Wohnung im Schloße zu Berlin bedacht wurde. Sie starb im Mai 1843, fast 82 Jahre alt. — Der trauliche Verkehr, der sich zwischen ihr und Schiller in Mannheim begründete, war vielleicht der einzige Sonnenblick im düstern Leben der geistvoll excentrischen Frau. Später trafen sich beide in Weimar wieder und eine Zeitlang wurde ihr schwärmerisches Verhältnis als müße es so sein respectiert. Charlotte dachte an eine Scheidung von ihrem Manne und eine Verbindung mit Schiller, dieser aber band sich anderweit und äußert einmal auf das Verhältnis mit dieser Frau zurückblickend, ihr Einfluß auf ihn sei groß, aber nicht wolthätig gewesen. Seine Briefe hat sie in einer schwermütigen Anwandlung dem Feuer übergeben, aber ihr Verhältnis zu dem Dichter in einer Selbstbiographie und in der leichten Hülle des Romans Cornelia dargestellt. — Neben der Freundschaft mit

Charlotten beschäftigte Schiller eine keineswegs schwärmerische Neigung zu Margarethe Schwan, der Tochter des Buchhändlers, der ihn so trefflich zu übervarteilen wuste. Als Schiller nach seinem Abgange von Mannheim um die Hand des Mädchens beim Vater anhielt, war dem Hofkammerrat und vermögenden Mann der vermögenlose Dichter als Schwiegersohn nicht annehmlich; er lehnte den Antrag mit der Wendung ab, daß seine Tochter nicht für Schiller passe. Später meint er, den Brief seiner Tochter, die er für Schillers Laura hält, mitgeteilt und Schiller gesagt zu haben, er möge sich gerade an Margarethe wenden. „Warum aus der Sache, fügt er in seltsamer Teuschung hinzu, nichts geworden, ist mir ein Rätsel geblieben.“ *) Die Verbindung mit dem Theater, in die ihn Dalberg hineingelockt hatte, verwickelte ihn in allerlei Zerstreuungen und Händel; Dalberg benutzte seinen Takt für die Bühne, und die Schauspieler zweiten Ranges machten ihm Verdrießlichkeiten. Seine hohen Pläne und Entwürfe zur Hebung der Bühne fanden keinen unterstützenden Nachdruck. Seine Lage nötigte ihn, auf Hülfsquellen bedacht zu sein; er hatte die Medicin als Brotwißenschaft wieder aufzunehmen und ein Jahr darauf verwenden zu können gewünscht. Die erbetene Unterstützung Dalbergs zur Erreichung dieses Zieles wurde nicht erlangt. Der Plan muste aufgegeben werden. Im Herbste 1784 entwarf er einen andern zu einem Journal, vielmehr einer heftweis erscheinenden Monatsschrift, die sich an das Mannheimer Theater anlehnen, aber dem Dichter nach vielen Seiten hin Spielraum gewähren sollte. Es war der Plan zu der Rheinischen Thalia. In der Ankündigung derselben sagte er auf sein Schicksal zurückblickend: „Frühe verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte. Ein seltsamer Misverstand der Natur hatte mich in meinem Geburtsorte zum

*) Vgl. J. W. Schaefer im Bremer Sonntagsblatte 1858. Nr. 46.

Dichter verurteilt. Neigung zur Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters [?]. Acht Jahre rang mein Enthusiasmus mit der militärischen Regel; aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus; aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden; unbekannt mit den Menschen, denn die vierhundert die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Modells, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte; unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlaßener Wesen, denn hier kam nur Eine zur Reife, Eine, die ich jetzt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte; jede Eigenheit, jede Ausgelaßenheit der tausendfach spielenden Natur gieng in dem regelmäßigen Tempo der herschenden Ordnung verloren; unbekannt mit dem schönen Geschlechte (die Thore dieses Instituts öfnen sich, wie man wißen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein); unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal muste mein Pinsel notwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, muste er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrigen Vermischung der Subordination und des Genius entsprang. Ich meine die Räuber. Wenn von allen den unzähligen Klagschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur einer begegnete." In dieser hyperbolischen Manier, worin die alten Excentricitäten mit neuen nicht beßren verurteilt wurden, erklärte er alle seine Verbindungen für aufgelöst. „Das Publikum ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverain,

mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Feßel zu tragen, als den Ausspruch der Welt; an keinen andern Thron zu appellieren, als an die menschliche Seele. Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr war als seine Werke, und gern gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser Thalia meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen." Die hervorgehobene Stelle ist der einzig wahre Ausspruch Schillers in den hochtönenden Redensarten. Die rheinische Thalia erschien anfänglich in Mannheim und wurde dann ohne die locale Bezeichnung nach Sachsen geführt, später mit der Neuen Thalia fortgesetzt und beschloßen. — Schiller war bei allen herben Erfahrungen, die er in Mannheim mit ungebeugtem Mute durchmachte, auch nicht ohne auszeichnende Anerkennung. Anfang Januar 1784 hatte ihn die kurfürstlich-deutsche Gesellschaft zum Mitgliede aufgenommen. Die Gesellschaft bedeutete freilich nicht viel und diente im Grunde nur ihrem Präsidenten, dem Herrn A. v. Klein zur Folie; aber für Schiller bedeutete die Aufnahme doch etwas. Er hatte am Neujahrstage die freundliche Bitte seiner Schwester Christophine, beim Herzog Karl um Erlaubnis zur freien Heimkehr anzuhalten, nicht erfüllen können, weil er seine Ehre für gefährdet hielt, wenn er ohne Connexionen mit einem Fürsten, ohne Charakter und dauernde Versorgung nach seiner einmal geschehenen gewaltsamen Entfernung aus Würtemberg sich wieder da blicken laße; man würde, so lange er nicht beweisen könne, daß er den Herzog nicht mehr brauche, in einer erbettelten Wiederkehr ein Verlangen vermuten, in Würtemberg unterzukommen. Bald nach seiner Aufnahme schrieb er an seinen Stuttgarter Freund Zumsteeg: „Kurpfalz ist mein Vaterland, und durch meine Aufnahme in die gelehrte Gesellschaft bin ich nationalisiret und kurfürstl. pfalz-

bairischer Unterthan.“ Er sollte es zu seinem Glück nicht lange bleiben. In der Gesellschaft las er am 26. Juni 1784 einen Aufsatz über die Frage, was eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken könne. Die Gesellschaft nahm die Abhandlung nicht in ihre Schriften auf, in denen die mit der Gesellschaft in gar keiner Verbindung stehenden Gedichte des Herrn v. Klein einen ganzen Band füllen; Schiller selbst veröffentlichte sie auszugsweise in der rheinischen Thalia (Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet). Er stellte die Bühne auf eine ideelle moralische Höhe, wo sie der Religion und den Gesetzen ergänzend die Hand bietet, eine Ansicht, die er später wol aufgeben muste und wol nur in Advocatenweise mit Berücksichtigung des herschenden Geistes dieser Gesellschaft ausführte. Dagegen hielt er einen Gedanken des Aufsatzes der hier nur scheinbar als Grundgedanke gelten konnte, fest, den nämlich, daß die Kunst in einem harmonischen Spiele und mittleren Zustande der sittlichen und geistigen Kräfte des Menschen liege. — Wichtiger für Schiller als die Mitgliedschaft der kleinschen Gesellschaft wurde für ihn ein Zusammentreffen mit dem Herzog Karl August von Weimar, der im Dec. 1784 seine Verwandten in Darmstadt besuchte. Wie Schiller dazu gelangte, dort Zutritt zu suchen und zu finden (die Empfehlungsbriefe von Charlotte und Dalberg konnten es nicht thun), ist nicht ganz klar; genug daß er am Darmstädter Hofe den ersten Act seines Carlos vorlas, Beifall fand und nach einer Unterredung mit Karl August am 27. Dec. den Titel eines weimarischen Rats erhielt. Es war ein leerer Schall, aber nach außen gab der Titel dem Dichter bei der Welt doch ein verändertes Ansehen. Schiller selbst war enthusiastisch erregt; als er seinen Don Carlos dem Herzoge widmet, ruft er aus: „Wie theuer ist mir der jetzige Augenblick, wo ich es laut und öffentlich sagen darf, daß Karl August der edelste von Deutschlands Fürsten und der gefühlvolle Freund der Musen, jetzt auch der meinige sein will, daß Er mir erlaubt hat, Ihm anzugehören, daß ich Denjeni-

gen, den ich lange schon als den edelsten Menschen schätzte, als meinen Fürsten jetzt auch lieben darf." Er mochte an den Herzog von Würtemberg, an die Stuttgarter Nachreden, an die getrösteten Eltern denken, als er diesen Triumph niederschrieb.

Diese Titelverleihung und eine freundliche Neigung, die sich von Sachsen aus kund gab, entschieden den Dichter, den wenig zuträglichen Aufenthalt in Mannheim aufzugeben und anderswo eine beßre Existenz zu suchen. Chr. Gottfr. Körner, der seit 1783 als Consistorialrat in Dresden lebte und 1784 daselbst Assessor der Landesökonomie-, Manufactur- und Commerciendeputation wurde, hatte sich in Leipzig, wo er am 2. Juli 1756 (drei Jahre früher als Schiller) geboren, seit 1778 Privatdocent und seit 1781 Consistorialadvocat gewesen war, mit einer Tochter des Kupferstechers Stock, Minna, verlobt. Eine jüngere Schwester seiner Braut, Dorothea, war mit dem Sohne des durch seine Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Französische bekannten und verdienten Huber so gut wie verlobt. Dieser kleine Kreiß verehrte Schillers Dichtungen und vereinigte sich, dem Dichter zu danken und zu huldigen. Minna stickte eine Brieftasche, Dora zeichnete sich und die drei andern, Körner setzte ein Lied aus den Räubern in Musik und er und Huber begleiteten diese freundlichen Gaben, die sie im Juni 1784 nach Mannheim absandten, mit Briefen voll Wärme, ja voll Leidenschaft für den Dichter und seine Schriften. Körner hatte es wolgethan, zu einer Zeit, da sich die Kunst immer mehr zur feilen Sclavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdige, einen großen Mann auftreten und zeigen zu sehen, was der Mensch auch jetzt noch vermöge. „Der beßere Teil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt in sich einen Schwung, der ihn über seine Zeitgenoßen erhebt, und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern seinem Wolthäter die Hand drücken, ihn in seinen

Augen die Thränen der Freude und der Begeisterung sehen lassen, daß er auch ihn stärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob seine Zeitgenossen wert wären, daß er für sie arbeitete." Seinen Namen wollte Körner erst dann kund geben, wenn er gezeigt haben werde, daß auch er zum Salz der Erde gehöre. Schiller widerfuhr mit der Sendung die herlichste Ueberraschung von der Welt, die um so schätzbarer war, weil freier Wille und eine von jeder Nebenabsicht reine Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin war; sie war ihm größere Belohnung als der laute Zuruf der Welt; er dachte sich, daß in der Welt vielleicht mehr solcher Zirkel seien, die ihn unbekannt liebten; Bilder der Unsterblichkeit giengen ihm auf, wo vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch sein Staub schon lange verweht sei, man sein Andenken segne und ihm noch im Grabe Thränen und Bewunderung zolle; in diesen Gedanken freute er sich seines Dichterberufes und versöhnte sich mit Gott und seinem oft harten Verhängnisse. — Körners Brief war kein treues Bild des Mannes. Der Anflug geschraubter Ueberspannung, den er trägt, gehörte nicht zu den dauernden Eigenschaften des warmen Freundes, der sich in allen sittlichen Charakterzügen unverändert gleich blieb und in der Freundschaft für Schiller keinen Wandel kannte, dagegen in literarischen Dingen und Angelegenheiten der Kunst bald feurig bald kalt erschien, stets Großes wollte und über der Ausführung gewöhnlich den Mut, wenigstens das Vertrauen zu sich selbst verlor. So lange er im Entwerfen lebte, übersah er seinen Gegenstand mit großem und richtigem Blick; mit dem ersten Schritt in die Stoffe selbst verschoben sich ihm die Verhältnisse und jedes Einzelne löste sich ihm zu einem Ganzen ab; das Detail erdrückte ihn, weil er alles zu fest, sicher, deutlich und selbstbeweisend hinzustellen bestrebt war. Er war eine empirische Natur; die Combination hatte nur wenig Teil an ihm. Er beschäftigte sich viel mit Musik, sang selbst sehr gut, trieb legislatorische Studien, kannte die neuere Geschichte

ganz wol und war der Philosophie sehr zugethan. Als sich die kantische ausbreitete, griff er dieselbe mit Wärme auf und brachte Schiller eine allgemeine Kenntnis derselben bei, ohne ihn zu tieferem Eingehen zu bewegen. Später als Schiller durch zufälligen Anlaß sich der kantischen Philosophie mit ganzem Eifer hingab, wollten beide viel zusammen philosophieren, ließen es aber bei einzelnen Ausführungen bewenden. Als Fichte sein System zu gründen begann, fand Körner darin so viel Uebereinstimmendes mit dem was er selbst ausspeculiert, daß er meinte, er werde Fichtes Commentator werden. Auch das blieb ein hingeworfner Gedanke. Wahrhafter Gewinn für Schiller waren die Beurteilungen, die Körner über fast jedes einzelne Erzeugnis Schillers diesem einsandte, weil Schiller in diesem reinen Spiegel sich selbst immer unbefangner kennen und weiterbilden lernte. Kaum eine einzige Idee wird von Körner zu Schiller herübergekommen, kaum irgend ein Zug in einem seiner Gedichte Körner zu verdanken sein, kaum ein Wink Körners zu beßrer oder wirksamerer Behandlung der scenischen Disposition auf ein schillersches Drama Einfluß gehabt haben. und dennoch verdankt Schiller dem Freunde unberechenbar viel, da Körner die gute Art hatte, zuerst alles, was von Schiller kam, als in sich berechtigt gelten zu laßen, und deshalb den Gründen für diese Berechtigung nachspürte, wobei ihm dann das vom Ganzen der Dichtung aus richtig oder verfehlt Erscheinende von selbst sich ordnete. Körner übte an Schillers Werken eine Kritik aus dem Geiste der Liebe; wahre und fruchtbare Kritik kann nur von dieser Art sein; jede andre scheidet nicht, sondern zerstört und ist den Dichtern besonders deshalb meistens so empfindlich, weil sie das Kunstwerk so wenig verstehen lehrt wie sie den Künstler fördert. — Huber, der zur Zeit der Sendung nach Mannheim noch nicht zwanzig Jahr alt war, konnte schon der größeren Jugend wegen wenig für Schiller sein, war auch weder so voll Hingebung, noch von gleicher Empfänglichkeit wie Körner. Er widmete sich der

diplomatischen Laufbahn, kam nach Mainz, lernte Forster und seine Frau Therese, die Tochter des Göttinger Philologen Heyne, kennen und opferte sich, als die Mainzer Clubbistengeschichte Forster ins Verderben führte, für die Familie auf, heiratete Forsters Witwe und starb 1804 in Leipzig. — Das Schreiben der Freunde, deren Namen Schiller trotz des Geheimnisses dennoch erfahren haben muß, blieb sieben Monate unbeantwortet. Erst als Schiller ernstlich daran dachte, Mannheim zu verlaßen, am 7. Dec. 1784, bat er „die schändliche Vergeßenheit ab, die er auf keine Weise aus seinem Herzen sich erklären konnte.“ Aus der Antwort Körners entwickelte sich ein Briefwechsel, der die Hauptquelle für Schillers zwanzig letzte Lebensjahre bildet. Nach dem Beginne des Briefwechsels mit Goethe werden die Briefe sparsamer und kürzer, bleiben aber neben jenem bedeutend und aufschlußreich über innere und äußere Verhältnisse, viel bedeutender als der kurze Briefwechsel mit Humboldt. In Körners Vertrauen legt Schiller alles was ihn bewegt; alle Lebensbeschreibungen Schillers, die vor die Veröffentlichung der Briefe an Körner (1847) fallen, sind, namentlich die der Frau v. Wolzogen nicht ausgenommen, in den Thatsachen lückenhaft und von Irrtümern nicht frei, und die Analysen des dichterischen Charakters und der Geistesentwicklung Schillers finden in diesem Briefwechsel mannigfache Berichtigung und Vertiefung. Auf diesen Briefwechsel muß wie auf einen wesentlichen Teil der schillerschen Schriften verwiesen werden, wie denn Körner seine Lebensskizze Schillers fast ganz aus den Briefen schöpfte. — Schiller that den ersten entscheidenden Schritt, sich den sächsischen Freunden persönlich anzuschließen. Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel waren ihm in Mannheim zuwider; er konnte nicht mehr bleiben; mit dem Theater hatte er seinen Contract aufgehoben; seine Connexion mit dem guten Herzoge von Weimar schien es ihm zu verlangen, daß er selbst dahin gehe und persönlich für sich negotiere. Er war entschloßen, nach Leipzig zu gehen, von da nach

Weimar, meinte er; aber sein Entschluß war nur auf Leipzig gerichtet. Dort kam er am 17. April 1785 an und fand an Huber den thätigsten Freund. Körnern lernte er im Mai oder Juni persönlich kennen. Bald vertraute er ihm das Drückende seiner bedürftigen Lage. Körner war gleich mit einer Hülfe bereit und fügte hinzu: „Wenn ich noch so reich wäre und du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Object es für mich wäre, dich aller Nahrungssorgen auf dein ganzes Leben zu überheben: so würde ich es doch nicht wagen, dir ein solches Anerbieten zu machen. Ich weiß, daß du im Stande bist, sobald du nach Brot arbeiten willst, dir alle deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, dich aus der Notwendigkeit des Brotverdienens zu setzen. Was dazu gehört kann ich entbehren, ohne im geringsten meine Umstände zu verschlimmern.“ Schiller hatte für das schöne und edle Anerbieten nur einen einzigen Dank, die Freimütigkeit und Freude, womit er es annahm. Durch Körner, meinte er, könne er vielleicht noch werden, was er je zu werden verzagte. „Werde ich das, rief er dem Freunde zu, was ich jetzt träume, wer ist glücklicher als Du?“ Körner that aber aus freiem Antriebe und ohne Schiller etwas darüber zu sagen, mehr als daß er den Freund direct unterstützte; er tilgte Schillers Schulden, als der ungeduldige Gläubiger (Beit) sich zu keiner längeren Frist bequemen wollte. Erst nach Jahren als Schiller selbst wieder an diese Schuld dachte, erfuhr er von Körner, daß sie lange berichtigt sei. Das reine Verhältnis zwischen beiden litt bei diesen materiellen Dingen nicht, gestaltete sich vielmehr von Jahr zu Jahr herzlicher und inniger. — Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten (Juli bis Mitte Sept.) in Gohlis bei Leipzig, der einsiedlerisch, traurig und leer war und während dessen einem Schreiber der Fiesko nach der Veränderung für das Theater dictiert wurde, fuhr Schiller am 11. Sept. 1785 in Gesellschaft des Dr. Albrecht mit Extrapost nach Dresden und um Mitter-

nacht über die Elbbrücke in Dresden. Am nächsten Morgen ließ er sich, da es regnete, in einer Portechaise zu Körner tragen. Die Freude des Wiedersehens war himmlisch. Was seine heißesten Wünsche bis dahin erzielt, hatte er nun endlich erlangt. Er war dort, auf dem körnerschen Weinberge, im Schooße der Lieben aufgehoben wie im Himmel. Jedes Zeichen des Lebens nach außen verschwindet für eine längere Zeit; den ganzen Winter hindurch schrieb Schiller keinen Brief, der ans Licht getreten wäre, und erst als Körners Familie Ostern 1786 eine Reise nach Leipzig machte, hatte Schiller wieder Anlaß, sich brieflich mit dem Freunde zu unterhalten. In dem ersten Briefe, der wieder begegnet (vom 15. Apr. 1786), erwähnt er, daß ihm die Geschichte täglich theurer werde. Er habe eine Geschichte des dreißigjährigen Krieges gelesen, und der Kopf sei ihm noch ganz warm davon. „Daß doch die Epoche des höchsten Nationalelends auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist! Wie viele große Männer giengen aus dieser Nacht hervor! Ich wollte (seufzt er), daß ich zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein. Meinst du, daß ich es noch werde nachholen können?" Diese vielleicht nur zufällige Lectüre war in mehrfacher Beziehung von bedeutungsvollen Folgen für ihn. Das Quellenstudium für Fiesko hatte ihm nicht viel Weitläuftigkeiten gemacht, ein Buch des Cardinals Rez, die Histoire des Conjurations, die Histoire des Genes und der dritte Teil von Robertsons Geschichte Karls V. bildete den ganzen literarischen Apparat, aus dem der Dichter das Material für seine Erfindung entnahm. Das Studium zum Carlos führte ihn tiefer in die Geschichte, die ihn jetzt nicht wieder loslaßen wollte. Aus dem Bestreben, der Geschichtschreiber der Nation zu werden, giengen historische Arbeiten hervor, die allerdings für die Geschichtschreibung in Deutschland Epoche machten. An gründlichem Quellenstudium waren sie nicht schwer zu übertreffen, desto schwerer an Lebendigkeit und geschmackvoller Darstellung. Schiller unterschied sich in seiner Manier von der seiner Vorgänger,

von jenen beiden Eigenschaften abgesehen, wesentlich dadurch, daß er die Stoffe als Magazin für seine Ideen behandelte und in glücklicher Weise so zu halten wuste, daß die Ideen, auf deren Entwicklung es ihm ankam, nicht hineingetragen erschienen. Seine Neigung für die Geschichte des dreißigjährigen Krieges war freilich nicht sofort thätig wirksam, aber sie verließ ihn nicht sobald wieder. Die Beschäftigung mit dem Carlos hatte ihn tiefer in die Geschichte des Freiheitskampfes der Niederlande geführt. In kleinen Bildern und dem größeren Werke stellte er diesen Kampf dar und suchte sich dann, von äußeren Antrieben und von innerer Neigung geführt, in der neueren Geschichte heimischer zu machen. Die Geschichte der Verschwörungen, die er aus dem Französischen übersetzte, die Samlung von Memoiren, für die er mit geschichtlichen Ueberblicken thätig war, endlich die Geschichte des dreißigjährigen Krieges selbst, die zuerst als Taschenbucharbeit erschien und unerhörtes Glück machte, gaben ihm reale Kenntnisse, deren er als Gegengewicht gegen seine Speculationen durchaus bedurfte, wie sie ihm auch den möglichen Ersatz für seinen Mangel an größerer, in weiteren praktischen Kreißen erreichbarer Lebenserfahrung darboten. Bis an sein Ende klagte er über die Enge des Kreißes, den er übersehen könne; aber den weiten Blick, der sich ihm durch die historischen Studien geöffnet, wuste er als Dichter beßer zu seinem Vorteile zu gebrauchen, als hundert andre, die gleichzeitig mit ihm wirkten und ihm an Kenntnis der Menschen, nicht der Menschheit, überlegen waren. In das Einzelne seiner historischen und philosophischen Studien näher einzugehen, ist hier nicht angemeßen. Auch die aus seinem philosophischen Dilettantismus hervorgegangenen Gedichte eignen sich hier, wo es nur auf eine allgemeine Skizze abgesehen ist, zu einem genaueren Eingehen nicht. Eine andere Arbeit, die ihn längere Zeit beschäftigte, der Geisterseher, mag erwähnt werden, um die Bemerkung daran zu knüpfen, daß die Wunderkrämerei der Zeit und besonders Cagliostros abenteuerliches Wesen, Schillern den willkürlich gebildeten Stoff als Füllung der Thalia willkommen heißen ließ. Er arbeitete mit Unlust

daran und erst als er durch den Prinzen den Weg gefunden, philosophische Raisonnements hineinzuleiten, wurde ihm der Roman vorübergehend wert. Er selbst hatte die Absicht, den Faden weiterzuspinnen, wol gar die Wunder auf ihre nüchterne Wirklichkeit zurückzuführen. Glücklicherweise blieb die Absicht unausgeführt; der Roman kann nur in dieser Gestalt der ungelösten Rätsel einiges Interesse haben. Die Auflösung würde wie ein enthülltes Kartenkunststück das anmutig spannende Spiel zum reizlosen Betruge erniedrigen.

In Dresden hatte Schiller in einem Neigungsverhältnis zu einem Fräulein Julie v. Arnim gelebt, der Tochter einer Officierswitwe, die das leichtgläubige Vertrauen des im Weltverkehr unerfahrnen Dichters teuschte, was diesem kaum jemals klar geworden zu sein scheint. Ein Glück für ihn war es, daß er sich nicht fesseln ließ. Im Sommer 1787 verließ er Dresden. Schröder in Hamburg war mit ihm durch den Don Carlos, der schon im April an die Bühnen versandt wurde, in Verbindung getreten und hatte ihm die Kosten einer Reise nach Hamburg vorgeschoßen. Schiller gelangte jedoch nicht dorthin, blieb vielmehr in Weimar, wo er am 21. Juli eintraf und Charlotte v. Kalb wiederfand. Durch sie kam er mit der Herzogin Amalie in Berührung, fand sie aber nicht nach seinem Geschmack und gab den Verkehr mit ihr bald auf. Sich selbst führte er bei Wieland und Herder ein und wurde auch mit den übrigen Leuten bekannt, ohne sich enger anzuschließen. Nur mit Wieland wurde der Verkehr lebhafter, doch blieb derselbe nicht ohne Störungen, da Wieland bald warm bald kalt war. Goethe war in Italien. Ueber das Verhältnis beider zu einander ist in Goethes Biographie ausführlich gehandelt, und da Schillers Leben von hier an fast in dem Leben Goethes aufgeht, kann über die Berührungen zwischen beiden auf jene Biographie verwiesen werden. Im August machte Schiller einen Ausflug nach Jena und lernte Reinhold, Schütz, Hufeland, Griesbach und andre kennen. Der Aufenthalt in Weimar war ihm lästig geworden; die Anregung war geringer als er erwartet hatte, der buchhändlerische Verkehr unbefrie-

digend, und der Zwang, dem er sich zu unterwerfen hatte, da er als weimarischer Rat Ceremoniebesuche hatte machen müßen, war eben so wenig nach seinem Geschmack, wie die Opfer an Zeit und Geld, die er zu bringen hatte. Er sah sich auswärts um, fand aber keine Stellung, die ihn befriedigt hätte. Zu Anfang des Jahres 1788 wurde ihm eine Ratsherrnstelle in Schweinfurt angeboten, unter der Bedingung, daß er ein dortiges Mädchen heirate; der Antrag machte ihm eine heitre Stunde, natürlich ohne weitere Folgen. Schon im Dec. 1787 hatte er die Familie der Frau von Lengefeld in Rudolstadt kennen lernen; im Frühjahr 1788 trat er mit den Töchtern in Briefwechsel; im Mai nahm er des ungezwungneren Lebens wegen seinen Aufenthalt in Volkstedt bei Rudolstadt und kam nun in näheren vertrauteren Verkehr mit der lengefeldschen Familie. Als er am 12. Nov. wieder nach Weimar gieng, blieb sein Herz zurück. Er war sich selbst nicht recht deutlich darüber, ob es sich zu Karoline oder Charlotte v. Lengefeld neige; aber letztere trug den Sieg davon; im Sommer 1789 verlobte er sich in Lauchstedt heimlich mit ihr.

Charlotte v. Lengefeld war eine Freundin der Frau von Stein. Diese, von der aufkeimenden Neigung Schillers unterrichtet, veranlaßte Goethen, der eben aus Italien zurückgekehrt war und sich von der alten Freundin noch nicht losgesagt hatte, sich für Schiller zu interessieren. Schon im Dec. 1788 eröfnete sich für Schiller die Aussicht auf eine Staatsanstellung und noch vor Ablauf des Jahres wurde ihm angedeutet, er möge sich auf eine Professur in Jena (nach Eichhorns Abgange) vorbereiten, die er immer nur als Uebergang und Durchgang und zu keiner Zeit als ein Glück ansah. Im März 1789 empfieng er die förmliche Berufung; am 11. Mai zog er in Jena ein und am 26. Mai hielt er seine erste öffentliche Vorlesung. Reinholds Auditorium, das etwa 80 sitzende Menschen, in allem etwas über hundert faßen mochte, war dazu bestimmt. Halb sechs war es ganz gefüllt. Schiller sah aus Reinhold's Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen; es wollte keine Ende nehmen. Ob er gleich

nicht ganz frei von Furcht war, so hatte er doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen und sein Mut nahm eher zu. Die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei Schiller war, ein, ob er nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Griesbachs Schwager war gerade unter den Studenten. Schiller ließ ihnen den Vorschlag thun, bei Griesbach zu lesen, und mit Freuden wurde er aufgenommen. Nun gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen was sie konnten, um im Griesbachschen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Allarm und alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schloße kam die Wache in Bewegung. Auf die Fragen, was es gebe, rief man sich zu, „der neue Professor wird lesen." Der Zufall trug dazu bei, den Anfang recht brillant zu machen. Schiller folgte in einer kleinen Weile, von Reinhold begleitet, nach; es war ihm, als wenn er durch die Stadt, die er fast ganz zu durchwandern hatte, Spießruten liefe. Griesbachs Auditorium war das größte und konnte, wenn es vollgedrängt war, zwischen drei- und vierhundert Menschen faßen. Voll war es diesmal und so sehr, daß ein Vorsaal und noch die Flur bis an die Hausthür besetzt war und im Auditorium selbst viele sich auf die Subsellien stellten. Schiller zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches für Beifall galt, bestieg er ihn und sah sich von einem Amphitheater von Menschen umgeben. So schwül der Saal war, so erträglich war's am Katheder, wo alle Fenster offen standen und er doch frischen Odem hatte. Mit den zehn ersten Worten, die er selbst noch fest aussprechen konnte, war er im ganzen Besitz seiner Contenance, und er las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die ihn selbst überraschte. Vor der Thür konnte man ihn noch recht gut hören.

Seine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und ihm widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war; er bekam eine Nachtmusik und Vivat wurde dreimal gerufen. Den andern Tag war das Auditorium ebenso stark besetzt und Schiller hatte sich schon so gut in sein neues Fach gefunden, daß er sich setzte. Doch las er beidemale seine Vorlesung ab und nur bei der zweiten extemporierte er wenig. Indessen muste er sich bekennen, daß er dem Vorlesunghalten selbst noch keinen Geschmack abgewinnen konnte; er glaubte der Empfänglichkeit und einer gewissen vorbereitenden Fähigkeit bei den Studierenden nicht versichert zu sein, und es bemächtigte sich seiner die Idee, daß zwischen dem Katheder und den Zuhörern eine Schranke sei, die sich kaum übersteigen laße. Er meinte Worte und Gedanken hinzuwerfen, ohne zu wißen und fast ohne zu hoffen, daß sie irgendwo fiengen, fast mit der Ueberzeugung, daß sie von vierhundert Ohren vierhundertmal und oft abenteuerlich misverstanden würden. Keine Möglichkeit, sich wie im Gespräch an die Faßungskraft des andern anzuschmiegen. Bei ihm war dies der Fall noch mehr, da es ihm schwer und ungewohnt war, zur platten Deutlichkeit herabzusteigen. Er meinte, die Zeit verbeßere dies vielleicht, aber groß waren seine Hofnungen doch nicht. Er tröstete sich damit, daß in jedem öffentlichen Amte immer nur der hundertste Teil der Absicht erfüllt werde. Seine erste Vorlesung handelte vorzüglich von dem Unterschiede des Brotgelehrten und des philosophischen Kopfes. Außer den localen Ursachen, die er hatte, die Begriffe seiner Leute über diese Dinge zu fixieren, hatte er allgemeine. In seiner zweiten Vorlesung gab er die Idee von Universalgeschichte. Die dritte Vorlesung hielt er am 9. Juni bei einer Anzahl von fast fünfhundert Zuhörern. Er gab die Antrittsvorlesung später heraus, freilich nicht so wie er sie gehalten; er glaubte dem Publicum etwas mehr Ausgearbeitetes schuldig zu sein, als einem Haufen unreifer Studenten. Er betrachtete sie als ein Instrument zu beßerer Versorgung, da sie einen Begriff von dem erwecken müße,

was er als Professor der Geschichte leisten könne. „Wir Neueren, schrieb er in Bezug auf den Charakter der Geschichtsschreibung an Körner, haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht beikommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorgieng, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geist ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente — und was ist die wichtigste Nation anders? — nicht stillstehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als so weit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist. Ist eine Geschichte, von welcher Nation und Zeit sie auch sei, dieser Anwendung fähig, kann sie an die Gattung angeschloßen werden: so hat sie alle Requisite, unter der Hand des Philosophen interessant zu werden und dieses Interesse kann jeder Verzierung (des Stils) entbehren."

Im Winter von 1789 auf 1790 las er die Woche fünf Stunden Universalgeschichte, von der fränkischen Monarchie an bis auf Friedrich II., und eine Stunde publice Geschichte der Römer, so daß er von Ostern 1789 bis Ostern 1790 den ganzen Cursus der Universalhistorie durchgemacht haben wollte. Wie? Das war eine andre Frage. Denn er lehrte, was er kaum selbst notdürftig gelernt hatte, wenigstens dem factischen Theile nach. Er muste alle Tag eine ganze Vorlesung machen und wörtlich niederschreiben, also jeden Tag fast zwei gedruckte Bogen ohne die Zeit, die auf Lesen und Excerpieren hingieng. Sein schwaches Gedächtnis (schwach weil das ganze Gebiet ihm neu und fremd war) nötigte ihn dazu. Die Teilnahme der Studenten war, nachdem das erste Strohfeuer verraucht, durchaus nicht ermutigend. Das Privatcollegium fiel

„äußerst miserabel“ aus; die ganze Anzahl der Zuhörer bestand aus dreißig, wovon ihn vielleicht nicht zehn bezahlten. Dazu kamen die kleinlichen Plackereien händelsüchtiger Collegen, wie des Professors Heinrich, der sich verletzt fühlte, daß Schiller sich Professor der Geschichte genannt hatte, da er (Heinrich) die Nominalprofessur der Geschichte bekleide. — Schillers Interesse für das akademische Wirken war niemals lebhaft gewesen; nun er die Erfahrung des collegialischen Neides, des Mangels an Faßung bei den Studenten, des Mangels an Zuhörern und des Mangels an öffentlicher und privater Einnahme und der ungeheueren Quälerei in Bewältigung des gelehrten Krams machte, sank es fast ganz auf Null und tiefer. Aller Eifer verließ ihn und es reute ihn, „so viel er Haare auf dem Kopfe hatte“, seine Unabhängigkeit nicht behalten zu haben, um einen Hauptplan mit Muße und Freiheit zu verfolgen. Er hätte sich in diese verleidete Existenz ergeben, wie jeder andre in sein Amt, wenn sie mit nur ein wenig erheblichen ökonomischen Vorteilen verknüpft gewesen wäre. Aber das war nicht und schien auch sobald nicht zu werden. Er hatte keinen großen Glauben an die Generosität seines Herzogs, konnte es ihm auch nicht zumuten, etwas Beträchtliches für ihn zu thun, und bei hundert bis zweihundert Thalern Pension hatte er ganz und gar keinen Vortheil. Zweihundert Thaler waren alles, was er mit einiger Sicherheit, für zwei Vorlesungen in jedem halben Jahre, jährlich rechnen konnte, und um diese zwei Vorlesungen halten zu können, hätte er noch einen ganzen Sommer auf die Ausarbeitung eines zweiten Collegiums anwenden müßen. Nach einem mäßigen Anschlage konnte er diesen Fleiß in schriftstellerischen Arbeiten noch einmal so hoch ausbringen. Von Seiten seiner Oeconomie war also gar nichts, was ihn in Jena halten konnte. Aber es war ein wichtiger Grund vorhanden, der ihn von da wegzog, und dies war seine Heirat. Er hatte am 18. Dec. 1789 bei der Mutter um Charlotte geworben und am 22. die Einwilli-

gung erhalten. An demselben Tage bat er den Herzog von Meiningen um Erteilung eines anständigen Ranges, die sehr rasch erfolgte, indem schon am 2. Jan. 1790 der Titel eines Hofrats verliehen wurde. Beim Herzog von Weimar suchte er um eine Pension nach. Am nächsten Tage (28. Dec.) gieng er nach Weimar, ganz in der Stille, nur zu Lengefelds. Der Herzog erfuhr's aber, ließ ihn holen und sagte ihm, daß er gern etwas für ihn thun möchte, um ihm seine Achtung zu zeigen; aber mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesichte bemerkte er, daß zweihundert Thaler alles sei, was er könne. Schiller erwiederte daß dies alles sei, was er von ihm haben wolle. Den Mittag kam Karl August zur Stein, wo Schiller und Lengefelds aßen, war heiter und scherzte, daß er doch das Beste zu Lottchens Heirat hergebe, das Geld. Die schwersten Hindernisse der Heirat schienen beseitigt; es wurde in Jena eine Einrichtung getroffen, so bescheiden und einfach, daß die jedes Canzleischreibers wenigstens nicht bescheidner sein konnte. Am 22. Febr. 1790 wurde Schiller mit Lotte in der Kirche des Dorfes Wenigen-Jena, ganz in der Stille, bei verschloßenen Thüren, von einem kantischen Theologen, dem Adjunct Schmidt, getraut: „ein sehr kurzweiliger Auftritt" für Schiller. Die Veränderung selbst gieng so ruhig und unmerklich vor sich, daß Schiller selbst darüber erstaunte, weil er sich bei dem Heiraten immer vor der Hochzeit gefürchtet hatte. Alle Anschläge von Studenten und Professoren, ihn zu überraschen, waren hintertrieben. — Schiller lebte mit seiner Frau in der glücklichsten Ehe. Lotte gebar ihm zwei Söhne (Karl und Ernst) und zwei Töchter (Karoline und Emilie) und starb nach langem Witwenstande am 9. Juli 1826 zu Bonn im sechzigsten Lebensjahre.

Die Collegia nahm Schiller fortan leichter; seine historischen Studien verwertete er für den Buchhandel, und für die Vorlesungen wählte er die Aesthetik, die ihm näher anlag und flüßiger von der Hand gieng. Aus den umfaßenden Vorlesungen, die mit einer

Theorie der Tragödie begannen und die sich allmählich über das ganze Gebiet ausdehnten, giengen die ästhetischen Abhandlungen hervor, die auf diesem Felde eine tiefdringende und noch immer nachdauernde Wirkung hervorbrachten. Die Theorie hat W. Hemsen im Zusammenhange vorgetragen und untersucht. Es kann auf diese eingehende und lichtvolle Arbeit hier verwiesen werden, da auch auf die Corresondenzen mit Körner, Goethe und Humboldt Bezug genommen ist.

Schiller trug sich mehrfach mit Entwürfen zu epischen Gedichten. Im Frühjahr 1789 kam er auf eine Idee Körners zurück, ein episches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrichs des Zweiten zu machen. Die Idee fieng an sich bei ihm zu verklären und füllte manche heitre Stunde bei ihm aus. An den eigentümlichen Talenten zum epischen Gedichte glaubte er nicht, daß es ihm fehle. Ein tiefes Studium der Zeit, der eigentliche Punkt, um den sich alles darin drehen müße, und ein ebenso tiefes Studium Homers sollten ihn dazu geschickt machen. Ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert müße ein ganz anderes Ding sein, als eins in der Kindheit der Welt, und eben das ziehe ihn an dieser Idee so an. Unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophie, unsere Verfaßungen, Häuslichkeit, Künste, kurz alles müße auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden und in einer schönen harmonischen Einheit leben, so wie in der Iliade alle Zweige der griechischen Cultur anschaulich leben. Er war auch gar nicht abgeneigt, sich eine Maschinerie dazu zu erfinden. Denn er wollte alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von Seiten der Form mache, haarscharf erfüllen. Man sei einmal so eigensinnig, und vielleicht habe man nicht unrecht, einem Kunstwerke Classicität abzusprechen, wenn seine Gattung nicht aufs bestimmteste entschieden sei. Die Maschinerie aber, die bei einem so modernen Stoffe in einem so prosaischen Zeitalter die größte Schwierigkeit zu haben scheine, könne das Interesse in einem hohen Grade

steigern, wenn sie eben diesem modernen Geiste angepasst werde. Er meinte kein anderes Metrum dazu wählen zu dürfen als die Ottaverime. Singen müße man es können wie die griechischen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die er wählen würde, hatte er nachgedacht. Er hätte gern eine unglückliche Situation gehabt, welche des Königs Geist unendlich poetischer entwickeln laße. Die Schlacht bei Kollin und der vorhergehende Sieg bei Prag, oder die traurige Constellation vor dem Tode der Kaiserin Elisabeth, die sich dann so glücklich und so romantisch durch ihren Tod löse. Die Haupthandlung müße wo möglich sehr einfach und wenig verwickelt sein, damit das Ganze immer leicht zu übersehen bleibe, wenn auch die Episoden noch so reichhaltig wären. Er wollte darum immer Friedrichs ganzes Leben und sein Jahrhundert darin anschauen laßen, wofür die Iliade wiederum das beste Muster sei. Wie interessant müße es sein, die europäischen Hauptnationen, ihr Nationalgepräge, ihre Verfaßungen, und in sechs bis acht Versen ihre Geschichte anschauend darzustellen. Welches Interesse für die Zeit! Statistik, Handel, Landescultur, Religion, Gesetzgebung: alles könne oft mit drei Worten lebendig dargestellt werden. Der deutsche Reichstag, das Parlament in England, das Conclave in Rom. Ein schönes Denkmal sollte auch Voltaire darin erhalten, denn was es auch kosten möge, der freie Denker müße darin vorzüglich in Glorie gestellt werden und das ganze Gedicht müße diesen Charakter tragen. — Aus diesen großartigen Ideen, die trüb durcheinander in seinem Kopfe rollten, hat sich leider nichts Helles gebildet. Denn das ist schon aus diesen dunkeln Vorstellungen erkennbar, daß Schillers Gedicht auf einer ganz andern Höhe gehalten sein würde als das epische Idyll, das jetzt die einzige Geburt des achtzehnten Jahrhunderts unter den epischen Kunstproducten von dauerndem Werte ist, als Hermann und Dorothea. Aber die allgemeine Con-

ception mochte Schiller leichter werden als die Ausführung, deren Schwierigkeiten bald unüberwindlich erscheinen musten. Aus dieser ganzen epischen Aufwallung gieng nichts hervor, als eine Verabredung mit Bürger, der im April 1789 einige Wochen in Weimar verbrachte, aus der Aeneide Wettgesänge zu halten. Diese Verabredung hatte damals keine Folgen; erst im J. 1791 wurden die beiden Bücher des Aeneis rasch ausgearbeitet. Damals (Nov. 1791) drängte sich wieder die Neigung zum Epischen auf. Schiller meinte, wenn er seine Gesundheit wiedererhalte und zu seinem Leben Vertrauen faßen könne, so unternehme er sicher ein episches Gedicht. Von den Requisiten, die den epischen Dichter machen, glaubte er alle, eine einzige ausgenommen, zu besitzen: Darstellung, Schwung, Fülle, philosophischen Geist und Anordnung; nur die Kenntnisse fehlten ihm, die ein homerisierender Dichter notwendig brauche, ein lebendiges Ganze seiner Zeit zu umfaßen und darzustellen: der allgemeine über alles sich verbreitende Blick des Beobachters. Der epische Dichter reiche mit der Welt, die er in sich habe, nicht aus; er müße in keinem gemeinen Grade mit der Welt außer ihm bekannt und bewandert sein. Dies sei, was ihm fehle; aber auch alles, wie er glaubte. Freilich würde ein mehr entlegenes Zeitalter ihm diesen Mangel bedecken helfen, aber auch das Interesse des gewählten Stoffes notwendig schwächen. Ließe es sich mit dem übrigen vereinigen, so würde ein nationeller Gegenstand doch den Vorzug erhalten. Kein Schriftsteller — zu dieser Einsicht war er fortgeschritten — kein Schriftsteller, so sehr er auch an Gesinnung Weltbürger sein möge, werde in der Vorstellungsart seinem Vaterlande entfliehen. Wäre es auch nur die Sprache, was ihn stempele, so würde diese allein genug sein, ihn in eine gewisse Form einzuschränken und seinem Producte eine nationelle Eigentümlichkeit zu geben. Treffe die Wahl aber nun einen auswärtigen Gegenstand, so würde der Stoff mit der Darstellung immer in einem gewissen Widerspruch stehen, da im Gegenteil bei einem vaterlän-

dichten Stoffe Inhalt und Form schon in einer natürlichen Verwandtschaft ständen. Das Interesse der Nation an einem nationalen Heldengedichte würde dann doch immer auch in Betracht kommen, und die Leichtigkeit, dem Gegenstand durch das Locale mehr Wahrheit und Leben zu geben, sei auch in Anschlag zu bringen. Friedrich der Zweite sei kein Stoff für ihn und zwar aus dem Grunde, weil er diesen Charakter nicht lieb gewinnen könne; er begeistere ihn nicht genug, die Riesenarbeit der Idealisierung an ihm vorzunehmen. Unter allen historischen Stoffen, wo sich poetisches Interesse mit nationellem und politischem noch am meisten gatte und wo er selbst seiner Lieblingsideen sich noch am meisten entledigen könne, stehe Gustav Adolph oben an. Mit diesem historischen handlungsreichen Stoffe seien die philosophischen Ideen einer Menschheitsgeschichte nicht nur in eine natürliche, sondern notwendige Verbindung zu bringen, so daß etwas Vortreffliches daraus werden könne. Die Geschichte der Menschheit gehöre als unentbehrliche Episode in die Geschichte der Reformation, und diese sei mit dem dreißigjährigen Kriege unzertrennlich verbunden. Es komme also bloß auf den ordnenden Geist des Dichters an, in einem Heldengedicht, das von der Schlacht bei Leipzig bis zu der Schlacht von Lützen gehe, die ganze Geschichte der Menschheit ganz und ungezwungen und zwar mit weit mehr Interesse zu behandeln, als wenn dies der Hauptstoff wäre. Er war doch noch nicht für Gustav Adolph entschieden, nur wußte er keinen Stoff, bei welchem sich so viele Erfordernisse zum Heldengedichte vereinigten. Es sei aber möglich, daß ihm das vierte oder fünfte Jahrhundert einen noch interessanteren darbiete. — Auch diese Gedanken hatten keine Folgen; die Neigung für Gustav Adolph wurde später, als Schiller endlich erkannte, daß er gleich mit der Dichtungsgattung begonnen hatte, die seinen eigentlichen dichterischen Beruf machte, im Wallenstein dramatisch thätig.

In den letzten Tagen des Jahres 1790 war Schiller mit sei-

ner Frau zum Besuch nach Erfurt gegangen und von dem Coadjutor Dalberg, der ihm immer gewogen war, wohl aufgenommen. Es begegnete ihm dort das Unglück, daß er von einem heftigen Katarrhfieber angegriffen wurde. Leiblich hergestellt, kehrte er über Weimar, wo er sich am Hofe präsentierte und auch die Herzogin Amalie besuchte, am 11. Jan. 1791 nach Jena zurück. Aber dort kam die Krankheit wieder und nahm mit großer Heftigkeit zu und schwächte ihn so, daß die kleine Bewegung, wenn man ihn vom Bette nach dem Sopha trug, ihm Ohnmachten zuzog. Nach dem siebenten Tage wurden seine Umstände sehr bedenklich, so daß ihm der Mut gänzlich entfiel. Am neunten und siebzehnten Tage erfolgten Krisen. Die Paroxysmen waren immer von starkem Phantasieren begleitet, aber das Fieber in der Zwischenzeit mäßiger und sein Geist ruhiger. Erst acht Tage nach Aufhören des Fiebers vermochte er einige Stunden außer dem Bette zuzubringen, und lange stand es an, ehe er am Stocke herumkriechen konnte. Die Pflege war vortreflich, und es trug nicht wenig dazu bei, ihm das Unangenehme der Krankheit zu erleichtern, wenn er die Aufmerksamkeit und die thätige Teilnahme betrachtete, die von vielen seiner Zuhörer und Jenaer Freunde ihm bewiesen wurde. Sie stritten sich darüber, wer bei ihm wachen dürfe, und einige thaten dies dreimal in der Woche. Der Anteil, den man sowol in Jena als in Weimar an ihm nahm, rührte ihn sehr. Zur Stärkung schickte ihm der Herzog ein halb Dutzend Flaschen Madeira, die ihm neben ungarischem Weine vortreflich bekamen. Im Februar war er so ziemlich genesen, nur machte eine fortdauernde schmerzliche Spannung der Brust ihm es zweifelhaft, ob seine Lunge nicht noch schlimme Folgen von dieser Krankheit trage, und die Heftigkeit des gehabten Anfalles muste ihm die größte Schonung auflegen. Die Wintervorlesungen wurden natürlich aufgegeben und auch für den Sommer dispensierte ihn der Herzog von seinen akademischen Verpflichtungen. Zur völligen Genesung gieng er im März nach Ru-

dolstadt. Die Brust war um nichts leichter geworden, vielmehr empfand er noch immer bei starkem tiefem Athemholen einen spannenden Stich auf der Seite, die entzündet gewesen. Er mochte niemand sagen, was er von diesem Umstande dachte, doch war ihm, als ob er diese Beschwerden behalten müße. Sein Gemüt war übrigens heiter, und er meinte, es solle ihm nicht an Mut fehlen, wenn auch das Schlimmste über ihn kommen werde. Er hatte diesen Mut nöthig, da die Anfälle wiederkehrten; unter denselben waren zwei von ungewöhnlicher Heftigkeit. Am Sonntage, 15. Mai, wurde der Athem so schwer, daß er, über der Anstrengung Luft zu bekommen, bei jedem Athemzuge ein Gefäß in der Lunge zu zersprengen glaubte. Ein starker Fieberfrost stellte sich ein, die Extremitäten wurden ganz kalt, der Puls verschwand. Nur durch immer fortgesetztes Anstreichen konnte er sich vor der Ohnmacht schützen. Im heißen Waßer wurden ihm die Hände kalt; nur die stärksten Reibungen brachten wieder Leben in die Glieder. Man wandte alles an, was nur die Medicin in solchen Fällen wirksames hat und was die dringende Gefahr der Erstickung notwendig machte. Dienstag 17. Mai war den Anfall so heftig, daß er ihn nicht zu überleben glaubte; jeden Augenblick fürchtete er der schrecklichen Mühe des Athemholens zu unterliegen; die Stimme hatte ihn schon verlaßen, und zitternd konnte er bloß schreiben, was er gern noch sagen wollte. Darunter waren auch einige Worte an Körner. Sein Geist blieb heiter, und alles Leiden, das er in diesem Momente fühlte, verursachte der Anblick und Gedanke an seine gute Frau, die den Schlag nicht würde überstanden haben. In der Nacht wurde der Arzt Starke von Jena abgeholt; dieser traf ihn schon beßer und in einem wolthätigen Schlafe. Starke urteilte von der Krankheit, daß Krämpfe im Unterleibe und Zwerchfell zum Grunde lägen, die Lunge selbst aber nicht leide. Wie gern Schiller dieser (teuschenden) Versicherung auch geglaubt hätte, kam es ihm doch sonderbar vor, daß der spannende Schmerz auf

der rechten Seite der Brust sich auch nach der Genesung unverändert erhalten habe, und daß er denselben noch eben so fühle, wie vor diesen Anfällen. Ende Mai war er so ziemlich wiederhergestellt. Aber im Juni dauerten die Krampfanfälle noch fort. Er entschloß sich unter großen Sorgen, das Karlsbad zu besuchen. Die Krankheit allein hatte ihn 30 Ld'or gekostet und nach seiner Rückkehr aus Karlsbad schlug er die Ausgaben des Jahres (im Sept.) auf 1400 Thaler an, ohne das Versäumte zu rechnen. Vom Collegienlesen konnte nicht mehr die Rede sein. Er war überhaupt wegen seines künftigen Aufenthalts und Schicksals in Ungewisheit. Es war ihm jetzt durchaus unmöglich, wie bisher sich auf seine schriftstellerischen Einkünfte zu verlaßen; denn so beträchtlich diese auch waren, so lange er sich vollkommen gesund befand, so fehlten sie ihm doch ganz in der Krankheit. Auf Anraten des Coadjutors, bei dem er einige Wochen des August und September in Erfurt verlebte und der recht freundschaftlich um ihn bekümmert war, schrieb er dem Herzoge und suchte um eine förmliche Besoldung an, die hinreichend sei, ihn im äußersten Notfalle außer Verlegenheit zu setzen. Er hatte das Vertrauen, daß der Herzog thun werde, was er könne; der ganze Hof sei gut für ihn gesinnt. Vermöge der Herzog nicht zu helfen, so müße er anderwärts Hülfe suchen, wie viel Mühe es auch kosten möge, und er werde sich dann bemühen in Mainz, Wien, Berlin oder Göttingen sein Glück aufzusuchen. Daß der Herzog zu helfen vermocht hätte, ist nicht berichtet worden, aber es zeigte sich von einer Seite eine Hülfe, von der sie nicht erwartet wurde und die über die kühnsten Hofnungen hinausgieng. Gerüchte von Schillers Krankheit waren weit hinaus gedrungen, selbst Gerüchte, daß er gestorben sei, hatten sich verbreitet, und eine solche Todeskunde war zu dem dänischen Dichter Jens Baggesen gelangt, der den Dichter 1790 in Jena gesehen hatte. Dieser veranlaßte den Herzog Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg und den dänischen

Minister, Grafen Ernst v. Schimmelmann, beide warme Verehrer Schillers, und die Frauen dieser Männer bei einer kleinen Reise nach Hellebeck, nördlich von Kopenhagen, zu einer Art von Todtenfeier für den vermeintlich Verstorbenen. Als sie später durch Reinhold die Nachricht empfiengen, Schiller lebe, und als Reinhold dabei bemerkte, daß Schiller sich wol schwerlich ganz erholen werde, da ihn äußere Sorgen drückten, vereinigten sich der Prinz und der Minister zu einer Unterstützung und boten Schiller unterm 27. Nov. 1791 (er empfieng das Schreiben am 13. Dec.) auf drei Jahr ein jährliches Geschenk von tausend Thalern an. Schiller nahm das Anerbieten mit dankbarem Herzen an, nicht weil die schöne Art, womit es gethan worden, alle Nebenrücksichten bei ihm überwand, sondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben war, es ihm gebot. Dasjenige zu leisten, was er nach dem ihm zugefallenen Maße von Kräften leisten und sein könne, galt ihm als die höchste und unerläßlichste aller Pflichten. Der großmütige Beistand der beiden edlen Männer setzte ihn auf einmal in die Lage, so viel aus sich zu entwickeln, als in ihm lag. Aus den dankbaren Briefen, die er an den Prinzen und Schimmelmann richtete und die in der Folge beim Schloßbrande in Kopenhagen in Feuer aufgiengen, arbeitete er im Herbst 1794 die Abhandlung über ästhetische Erziehung aus.

Das Nächste, was Schiller in der unabhängigen Lage, die er durch Abtrag alter Schulden und Anschaffung neuer Lebensbequemlichkeiten (Equipage) und Reisen heitrer machte, mit Eifer ergriff, war das Studium der kantischen Philosophie. Bisher hatte er sich wenig darauf eingelaßen. Als er im März 1791 mit der näheren Kenntnisnahme den Anfang machen wollte, hinderte ihn die schwere Krankheit. Er ließ sich aus Kant vorlesen, mehr der Unterhaltung als der Belehrung wegen. Erst im Spätjahre zog ihn der Philosoph lebhafter an und von dem Aufsatze über das tragische Vergnügen, den er Anfang Dec. (1791) ausarbeitete, gestand er,

daß Kant viel Einfluß darauf habe. Mit dem Beginn des Jahres 1792 warf er sich mit vollem Eifer auf die Philosophie Kants. Er hatte den unwiderruflichen Entschluß gefaßt, sie nicht eher zu verlaßen, bis er sie ganz ergründet habe, wenn ihm dies auch drei Jahre kosten könnte. Ein heftiger Krankheitsanfall, den er Ende Januar und Anfang Febr. überstand, hinderte den Eifer nicht und als er im April und Mai seinen Freund Körner in Dresden, einen eifrigen Kantianer, besuchte, lebten sich beide tiefer in das System ein. Die nächsten Jahre blieben der Ergründung und Anwendung desselben gewidmet. Die ästhetischen Abhandlungen, deren vorhin vorübergehend Erwähnung geschah, beruhen hauptsächlich auf kantischen Grundlagen. Beschäftigen und fördern konnte ihn das philosophische Studium, aber nicht ausfüllen. Schon im Mai 1792 war er voll Ungeduld etwas Poetisches vor die Hand zu nehmen und besonders juckte ihm die Feder nach dem Wallenstein. Denn eigentlich (das erkannte er) war es doch nur die Kunst selbst, wo er seine Kräfte fühlte; in der Theorie muste er sich immer mit Principien plagen; da war er blos ein Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophierte er gern über die Theorie; die Kritik muste ihm jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie ihm zugefügt hatte, und geschadet hatte sie ihm in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die er hatte, ehe ihm noch eine Regel bekannt war, vermisste er schon seit mehren Jahren. Er sah sich jetzt erschaffen und bilden, er beobachtete das Spiel der Begeisterung, und seine Einbildungskraft betrug sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen wuste. Würde er aber erst so weit gekommen sein, meinte er, daß ihm Kunstmäßigkeit zur Natur geworden, wie einem wolgesitteten Menschen die Erziehung, so werde auch die Phantasie ihre vorige Freiheit zurückerhalten und sich keine als freiwillige Schranken setzen. „Oft widerfährt es mir, schreibt er an Körner, daß ich mich der Entstehungsart meiner Producte, auch der gelun-

geleisten, schäme. Man sagt gewöhnlich, daß der Dichter seines Gegenstandes voll sein müße, wenn er schreibe. Mich kann oft eine einzige und nicht immer eine wichtige Seite des Gegenstandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erst unter der Arbeit selbst entwickelt sich Idee aus Idee. Was mich antrieb, die Künstler zu machen, ist gerade weggestrichen worden, als sie fertig waren. So war's beim Carlos selbst. Mit Wallenstein scheint es etwas beßer zu gehen; hier war die Hauptidee auch die Aufforderung zum Stücke. Wie ist es aber nun möglich, daß bei einem so unpoetischen Verfahren doch etwas Vortreffliches entsteht? Ich glaube, es ist nicht immer die lebhafte Vorstellung seines Stoffes, sondern oft nur ein Bedürfnis nach Stoff, ein unbestimmter Drang nach Ergießung strebender Gefühle, was Werke der Begeisterung erzeugt. Das Musikalische eines Gedichts schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze, es zu machen, als der klare Begriff vom Inhalt, über den ich oft kaum mit mir einig bin. Ich bin durch meine Hymne an das Licht, die mich jetzt manchen Augenblick beschäftigt, auf diese Bemerkung geführt worden. Ich habe von diesem Gedicht noch keine Idee, aber eine Ahnung, und doch will ich im Voraus versprechen, daß es gelingen wird."

Als Schiller im Sept. 1792 sich von der Last des dreißigjährigen Krieges, der ihn für Göschens Damenkalender beschäftigt hatte, kaum befreit sah und als das letzte Manuscript fortgeschickt war, rief er dem Freunde in Dresden zu: „Jetzt bin ich frei und will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein andrer auflegt oder die einen andern Ursprung hat, als Liebhaberei und Neigung! Sage mir nur, woran ich mich jetzt zuerst machen soll? Mir ist ordentlich bange bei meiner wiedererlangten Geistesfreiheit. Vor einem größern Ganzen fürchte ich mich noch; daher zweifle ich, ob der Wallenstein sogleich daran kommen wird. Ich hätte Lust, mir durch ein Gedicht die Musen wieder zu versöhnen, die ich durch den Kalender gröblich beleidigt habe. Aber welches?

Auch darüber bin ich unschlüßig". Den Kalender hatte er wirklich aufgegeben. Als Göschen sich unter denen umsah, die eine Fortsetzung würden leisten können und dabei auf Pestalozzi verfiel und die Reformationsgeschichte als tauglichen Stoff bezeichnete, rieth Schiller in beiden Beziehungen ab und schrieb am 14. Oct. 1792 an Göschen: „Ob Sie mit Pestalozzi nichts wagen — und ob es überhaupt rathsam ist, die Reformation zum Gegenstand zu nehmen (die nur bei einer äußerst glücklichen genialischen Behandlung Interesse erwecken kann) ist eine Frage, die ich Ihnen aufwerfe und in scharfe Ueberlegung zu nehmen rathe. Erstlich möchte ich schon einen Zweifel darüber aufwerfen, ob es gut ist, in der Kalenderform fortzufahren, da diese Schriften ihre Neuheit verlieren, da Sie darin viel Nebenbuhler haben, und die Caprice der Mode gar zu wandelbar ist. Zweitens glaube ich, wäre es beßer, wenn Sie jetzt, (im Fall Sie auf einen Kalender bestehen) eine leichtere allgemeiner anziehende Materie erwählten — denn noch einmal, an der Reformation wird und muß unser Pestalozzi scheitern. Diese Geschichte muß mit philosophischem, völlig freien Geiste geschrieben sein, von der Schreibart nicht einmal zu reden, die hier leichter als bei einer jeden andern Materie ins Trockene fallen muß. Ich habe mich auf einen andern Mann dafür besonnen, aber ich gestehe, daß ich keinen finde; doch so gut und beßer als Pestalozzi diesen Stoff behandeln kann, würden zehen andre ihn behandeln. Sehr gerne will ich mich als Herausgeber und Vorredner dabei melden, wenn Ihnen dadurch ein Gefallen geschieht, aber Sie begreifen selbst, daß ich dies nur alsdann thun kann, wenn der Verfaßer des Kalenders die Reformation nicht aus einem ganz entgegengesetzten Gesichtspunkte als ich betrachtet, und dies, fürchte ich, wird bei Pestalozzi sehr der Fall sein. Ich muß gestehen, daß es mir sehr Leid thun würde, wenn diese herrliche Gelegenheit, auf die Vorstellungsart der ganzen deutschen Nation von ihrem Religionsbegriff zu wirken, und durch dieß einzige Buch

vielleicht eine wichtige Revolution in Glaubenssachen vorzubereiten, nicht benutzt werden sollte. Jetzt über die Reformation zu schreiben, und zwar in einem so allgemein gelesenen Buch, halte ich für einen großen politisch wichtigen Auftrag und ein fähiger Schriftsteller könnte hier ordentlich eine welthistorische Rolle spielen. — Ich meine immer, daß Sie bei meiner alten Idee, ein großes vierzehntägiges Journal, an dem dreißig oder vierzig der besten Schriftsteller Deutschlands arbeiteten, herauszugeben am besten fahren und ein Werk für Ihr Lebenlang daran haben würden. Sie würden und müßten dadurch der Erste und Respectierteste Buchhändler in Deutschland werden, und schon in den ersten Jahren nicht unter 1000 Rthlr. reine Revenuen davon haben, die bei fortdauernder Accuratesse drei- und vierfach werden müßte. — Sind Sie dieser Idee nicht abhold, so will ich Ihnen einen Plan dazu überschicken, und (von Seiten des Inhalts und der Schriftsteller) die Möglichkeit der Ausführung zeigen." Göschen war diesem Plane nicht geneigt, den bald darauf Cotta in Tübingen aufnahm und durch die Horen verwirklichte. — Für den misratnen Pestalozzi schlug Schiller zur Fortsetzung des Kalenders seinen Freund Körner vor, der durch fehlgeschlagene Erwartung auf eine reiche Erbschaft sich in die Notwendigkeit versetzt sah, jährlich 500 Thlr. mehr zu verdienen und dazu die leicht erworbene Einnahme des Kalenders (400 Thlr.) benutzen wollte. Göschen war geneigt und Schiller schlug die Bearbeitung der Geschichte Cromwells vor; da das dabei abzulegende Glaubensbekenntnis schlechterdings zum Vorteil der Revolutionsfeinde ausfallen müße, so könnten die Wahrheiten, die den Regierungen notwendig darin gesagt werden müßten, keinen gehäßigen Eindruck machen. Der Vorschlag war nicht nach Körners Geschmack, der lieber die Geschichte der Fronde bearbeiten wollte. Hier interessiert diese Verhandlung nur wegen Schillers politischer Stimmung. Er hatte für die Tagespolitik niemals ein sonderliches Interesse gehabt, las

als er in Dresden lebte, nicht einmal Zeitungen. In der Folge erwachte eine Art von flüchtigem Interesse, aber mehr das der Furcht als der Hofnung. Kaum vier Wochen nach seiner Heirat schrieb er an Körner: „Die politische Welt interessiert mich jetzt: ich zittre vor dem Kriege, denn wir werden ihn an allen Enden Deutschlands fühlen.“ Der Tod des Kaisers Leopold II. (1792) schien ihm für das deutsche Reich keine unwichtige Thatsache und für die Schriftsteller und alle Freunde der Denkfreiheit eine sehr ersprießliche Begebenheit (worin er sich übrigens teuschte). Die Verweisung Leuchsenrings aus Berlin und die Beraubung seiner Papiere deuchte ihn gut despotisch. Ein wirkliches Interesse für die laufende Geschichte der Welt hatte er nicht und nie hatte er etwas in diesem Sinne unternommen. Es mochte ihm daher wunderlich genug vorkommen, als er sich (als le sieur Gille, publiciste allemand) unter denen genannt sah, denen das Gesetz vom 26. Aug. und die Vollziehung vom 10. Oct. 1792 den Titel eines citoyen français beilegte. (Das Diplom gelangte erst im März 1798 durch Campe zu ihm und wurde, nach genommener beglaubigter Abschrift für seine Kinder, der weimarischen Bibliothek geschenkt.) Forsters Betragen in Mainz misbilligte Schiller; für die Mainzer (Dec. 1792) konnte er sich überhaupt gar nicht interessieren; alle ihre Schritte zeugten ihm mehr von einer lächerlichen Sucht sich zu signalisieren als von gesunden Grundsätzen, mit denen sich ihr Betragen gegen Andersdenkende gar nicht reime. Sein menschliches Gefühl empörte sich über den Proceß, den die Republikaner in Paris dem Könige machten; kaum konnte er der Versuchung widerstehen, sich hineinzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben. Ihm schien diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen, und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredsamkeit über diesen Streit erkläre, dürfe wahrscheinlich (so träumte der in den Welthändeln und den wirklichen Leidenschaften der Menschen unbewanderte Idealist) auf diese rich-

tungslosen Köpfe einigen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urteil sage, so sei man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als den Wortführer seiner Classe, wo nicht seiner Nation anzusehen; und Schiller glaubte, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urteil nicht ganz unempfindlich seien. Außerdem sei gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Verteidigung der guten Sache zuzulaßen, die keinem Misbrauch ausgesetzt sei. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streite, dürfe bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen, als ein andrer, und habe auch schon etwas mehr Credit. Bei solchen Anläßen dürfe man nicht indolent und unthätig bleiben. „Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbeßerung geschehen.“ Es gebe Zeiten, wo man öffentlich sprechen müße, weil Empfänglichkeit dafür da sei, und eine solche Zeit scheine ihm die jetzige zu sein. Er sah sich schon nach jemand um, der gut in's Französische übersetze; er fieng wirklich eine Schrift für den König an, aber es wurde ihm nicht wol darüber, und so blieb sie liegen. Seit der Hinrichtung des Königs (21. Jan. 1793) konnte er keine französische Zeitung mehr lesen, so ekelten „diese elenden Schinderknechte“ ihn an. Später regten ihn die äußeren Weltbegebenheiten kaum wieder an. Nur als der Krieg sich von Süddeutschland nach dem Thüringerwalde zu ziehen drohte, tauchte eine vorübergehende Besorgnis für die eigne Sicherheit einmal flüchtig wieder auf, um einer desto entschiedeneren Gleichgültigkeit wieder Platz zu machen.

Im Sept. 1792 hatte Schillers Mutter mit der jüngsten Tochter Nanette, die sich für die Bühne auszubilden beabsichtigte, einen mehrwöchigen Besuch bei dem Sohne in Jena gemacht und sich auch in Rudolstadt gezeigt. Sie regte die Sehnsucht des Sohnes nach der geliebten schwäbischen Heimat auf, die er jetzt mit Ehren wieder glaubte betreten zu können. Da auch seine

Gesundheit sich gebeßert zu haben schien und vom Herzog Karl kaum etwas Feindseliges zu befürchten stand, brach Schiller im Sommer 1793 nach Schwaben auf, hielt es aber für geraten nicht nach Würtemberg zu gehen, sondern vorläufig in Heilbronn zu sehen, ob er dem Frieden mit dem Herzoge trauen könne. Nach einer beschwerlichen, aber von allen übeln Zufällen freien Reise kam er mit seiner Frau am 8. August in der schwäbischen Reichsstadt an, meldete sich am 20. beim regierenden Bürgermeister v. Wacks schriftlich und bat um Gestattung des Aufenthalts den Winter hindurch. Die Rathsherren von Heilbronn beschloßen, dem Gesuche zu willfahren „und soll dem Herrn Hofrat durch eine Kanzleiperson vergnügter Aufenthalt gewünscht werden.“ Er fand die Seinen wolauf und sehr vergnügt über die Wiedervereinigung. Der Vater war in seinem siebenzigsten Jahre das Bild eines gesunden Alters und schien kaum sechzig; er war in ewiger Thätigkeit, und diese war es, was ihn gesund und jugendlich erhielt. Die Mutter, früher leidend, schien gebeßert und auf ein hohes Alter Anspruch zu haben. Die jüngste Schwester war ein hübsches Mädchen geworden und zeigte viel Talent, die zweite Schwester Louise verstand die Wirtschaft sehr gut und führte nun in Heilbronn sein Hauswesen. Schiller wagte sich nach Ludwigsburg und auf die Solitüde, ohne bei dem „Schwabenkönig“ anzufragen. Dieser hatte übrigens dem Vater doch auf sein Ansuchen erlaubt, den Sohn etlichemal in Heilbronn zu besuchen. Die Menschen fand Schiller freier als in einer Reichsstadt zu erwarten war, aber wißenschaftliches oder Kunstinteresse fand sich blutwenig. Einige literarische Nahrung verschaffte ihm eine kleine Leihbibliothek und eine schwach vegetierende Buchhandlung. Der Neckarwein schmeckte ihm desto beßer. Es war übrigens in Heilbronn theurer zu leben als in Jena: Lebensmittel, Wohnung, Holz waren kostbare Artikel. Der hohe Preis der ersten aus den Gasthöfen nötigte ihn (so hatten ihm die Frauen eingeredet), sogleich auf eine eigene Menage zu

denken. Ueber die Kosten der Einrichtung, die geradezu weggeworfen waren, und die Beträchtlichkeit derselben, trösteten ihn die Frauen mit der Erwägung, die ganze Auslage werde mit dem bezahlt sein, was bei der eignen Haushaltung in drei Monaten erspart werden könne. Kaum aber war die Einrichtung getroffen, so wurde der Mangel aller häuslichen Bequemlichkeit und jeder Entschädigung für diese große Entbehrung so drückend empfunden, daß die Familie am 8. Sept. nach Ludwigsburg übersiedelte, wo sie vortreflich logiert und der elterlichen Familie und den Freunden um ein gutes Teil näher war. Ludwigsburg lag von Stuttgart und der Solitüde nur drei Stunden, die Stadt war überaus schön und lachend und obgleich sie eine Residenz war, so lebte man darin wie auf dem Lande. Der Herzog, schien es, wolle ihn ignorieren, und das war Schiller gerade recht. (Am 14. Sept. wurde Schillers erster Sohn Karl geboren). — Von Ludwigsburg aus erneuerte er die alten Bekanntschaften oder knüpfte neue mit Conz, Hoven, Dannecker. Der Herzog, wie Schiller mit einer Art Empfindlichkeit bemerkt, suchte etwas darin, ihn zu ignorieren, legte ihm aber gar nichts in den Weg. Dem Vater erlaubte er auf sein Ansuchen ein Bad zu gebrauchen, auf so lange Zeit als er selbst wolle; dies Bad war nicht weit von Ludwigsburg, so daß der Herzog glauben mußte, der Vater wolle dem Sohne näher sein; alles wurde auf der Stelle bewilligt, so nötig der Herzog den alten Schiller auch auf seinem Posten brauchte. Daß Schiller selbst einen ersten Schritt hätte thun sollen, fiel ihm gar nicht ein. Der Herzog hatte übrigens andere Sorgen, als sich um einen desertierten Regimentsarzt zu bekümmern; er fühlte sein Ende nahen, und als er am 24. Oct. 1793 gestorben war, hatte Schiller keine andre Empfindung, als daß „der Tod des alten Herodes" weder auf ihn noch auf seine Familie von Einfluß sei, außer daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu thun hatten, wie Schillers Vater, sehr wol war; jetzt einen Menschen vor sich zu haben, was der

neue Herzog in jeder guten und auch in jeder schlimmen Bedeutung des Wortes sei. — Schiller blieb den Winter in Ludwigsburg, häufig durch Krankheitsanfälle zum Arbeiten unfähig gemacht, doch brachte er einige Aufsätze zu Stande und soll auch den Wallenstein in Prosa begonnen haben, was wol kaum auf eine Ausarbeitung sondern nur auf Durcharbeitung des Planes, der erst im nächsten Frühjahr in Stuttgart weiter rückte, zu deuten sein wird. Schüler der Ludwigsburger Schule berichten, daß Schiller für seinen alten Lehrer Jahn, der noch immer der Ludwigsburger Schule vorstand, mitunter die Stunden gegeben habe, den Kopf in die Hand gestützt und ein Bein übers andre geschlagen. Da lehrte er bald Logik und Rhetorik, bald Geschichte nach Schröckhs Abriß; er, der für die Studenten in Jena nicht faßlich genug zu sein meinte, bestrebte sich nun, für die Knaben der Schule, der er selbst einst angehört hatte, deutlich zu werden. — Im März siedelte er nach Stuttgart hinüber; die Veränderung schien ihm in Rücksicht des gesellschaftlichen Umganges sehr vorteilhaft, weil in Stuttgart gute Köpfe aller Art und Hantierung sich zusammenfanden (Dannecker, Hetsch, Scheffauer, Zumsteg, Werkmeister u. s. w.). Er konnte es sich nicht verzeihen, daß er den Entschluß nicht früher gefaßt, da er selbst in Rücksicht der Finanzen nicht viel dabei verloren hätte. Die Militärakademie war aufgehoben, was er in vielfachem Sinne beklagenswert fand. Außer den beträchtlichen Revenüen, welche Stuttgart daraus gezogen, hatte das Institut ungemein viel Kenntnisse, artistisches und wißenschaftliches Interesse unter den Einwohnern verbreitet, da nicht nur die Lehrer der Akademie eine sehr beträchtliche Zahl unter denselben ausmachten, sondern auch die meisten subalternen und mittleren Stellen durch akademische Zöglinge besetzt waren. Die Künste blühten in einem für das südliche Deutschland nicht gewöhnlichen Grade und die Zahl der Künstler hatte den Geschmack an Malerei, Bildhauerei und Musik sehr verfeinert. — Der Plan zum Wallenstein wurde weiter aus-

gearbeitet; nach und nach reifte derselbe zu seiner Vollendung heran, „und ist nur erst der Plan fertig", rief er fast übermütig, so ist mir nicht bange, daß er in drei Wochen ausgeführt sein wird." Noch nicht einmal in drei Jahren! — Anfangs Mai reiste Schiller von Stuttgart ab und war nach einer neuntägigen glücklich überstandenen Reise am 16. Mai wieder in Jena.

In Stuttgart oder bei einem Besuche in Tübingen hatte er den Buchhändler Johann Georg Cotta kennen gelernt und ihn für den ins dritte Jahr gehegten Plan einer großen periodischen Schrift zu interessieren gewußt. Fichte, Humboldt, Woltmann in Jena wurden gewonnen, Goethe, Kant, Garve, Engel, Jacobi, Gotter, Herder, Klopstock, Voß, Maimon, Baggesen, Reinhold, Blankenburg, Thümmel, Lichtenberg, Matthisson, Salis, Körner und andere wurden eingeladen; an einem glücklichen Erfolge beim Publikum schien es gar nicht fehlen zu können; auch wurden auf die bloße Ankündigung hin schon gegen tausend Exemplare bestellt, eine Anzahl, die sehr bald auf das Doppelte stieg, aber wieder sank, da das Publikum in den Horen das nicht fand, was es erwartete. Die Journalanfeindungen waren endlos und so leichtfertig wie boshaft; die Mitarbeiter in hohem Grade saumselig; die Plackerei war unendlich und nach dreijähriger Mühe verzweifelte nicht der Verleger, aber Schiller, so daß er sich entschloß, die Last abzuschütteln. Der größte Gewinn, der für ihn aus dem Unternehmen hervorgieng, war die innige und dauernde Verbindung mit Goethe, der endlich die Abneigung überwunden hatte und im Verkehr mit Schiller für sein schon abwelkendes Leben einen neuen ungeahnten Frühling anbrechen sah. Ueber die Verbindung beider von den ersten Begegnungen an ist bei Goethe ausführlich gesprochen (S. 165, 179 ff.), so daß hier nur nachgeholt werden darf, was Schiller allein angieng. Vorangestellt werden mag die Meinung, die Schiller vom Publikum hatte, als er nach einer mühsamen und hartnäckigen Krisis endlich mit sich einig geworden war. Er schrieb

1795 an Fichte, es gebe nichts Roheres als den Geschmack des damaligen deutschen Publikums; an der Veränderung dieses elenden Geschmacks zu arbeiten, nicht seine Modelle von ihm zu nehmen, sei der ernstliche Plan seines Lebens. Zwar habe er es noch nicht dahin gebracht, aber nicht weil seine Mittel falsch gewählt gewesen, sondern weil das Publikum eine zu frivole Angelegenheit aus seiner Lectüre zu machen gewohnt und in ästhetischer Rücksicht zu tief gesunken sei, um so leicht wieder aufgerichtet werden zu können. Das allgemeine und revoltante Glück der Mittelmäßigkeit in damaligen Zeiten, die ganz unbegreifliche Inconsequenz, welche das ganze Elend auf demselben Schauplatze, auf welchem man vorher das Vortreffliche bewundert, mit gleicher Zufriedenheit aufnehme, die Rohigkeit auf der einen und die Kraftlosigkeit auf der andern Seite erweckten ihm einen solchen Ekel vor dem was man öffentliches Urteil nenne, daß es ihm vielleicht zu verzeihen sei, wenn er in einer unglücklichen Stunde sich habe einfallen laßen, diesem heillosen Geschmack entgegenwirken zu wollen, aber wahrlich nicht, wenn er ihn zu seinem Führer und Muster mache, und daß er sich für sehr unglücklich halten würde, für dieses Publikum zu schreiben, wenn es ihm überhaupt jemals eingefallen wäre, für ein Publikum zu schreiben. Unabhängig von dem was um ihn herum gemeint und geliebkost werde, folge er dem Zwange entweder seiner Natur oder seiner Vernunft, und da er nie Versuchung gefühlt habe, eine Schule zu gründen, oder Jünger um sich her zu versammeln, so habe diese Verfahrungsart keine Ueberwindung gekostet. Beinahe jede Zeile, die er in den letzten Jahren geschrieben, trage dies Gepräge, und wenn es gleich aus äußern Gründen, die er noch mit mehr Schriftstellern gemein habe, ihm nicht gleichgültig sein könne, ob ihn ein kleines oder ein großes Publikum kaufe, so habe er sich wenigstens auf dem einzigen Wege darum beworben, der seiner Individualität und seinem Charakter entspreche, nicht dadurch, daß er sich durch Anschmiegung an den Geist der Zeit das Publi-

kum zu gewinnen, sondern dadurch, daß er es durch die lebhafte und kühne Aufstellung seiner Vorstellungsart zu überraschen, anzuspannen und zu erschüttern gesucht. Daß ein Schriftsteller, der diesen Weg gehe, nicht der Liebling seines Publikums werden könne, liege in der Natur der Sache, denn man liebe nur, was Einen in Freiheit setze, nicht was Einen anspanne; aber der Schriftsteller erhalte dafür die Genugthuung, daß er von der Armseligkeit gehaßt, von der Eitelkeit beneidet, von Gemütern, die eines Schwunges fähig seien, mit Begeisterung ergriffen und von knechtischen Seelen mit Furcht und Zittern angebetet werde. Er habe nie gesucht, von dem guten oder schlimmen Effect seines schriftstellerischen Daseins Erkundigungen einzuziehen, aber die Proben von beiden seien ihm ungesucht aufgedrungen worden. — Diese Verachtung des Publikums war vorzugsweise durch die erkaltende Teilnahme an den Horen erzeugt, hatte aber glücklicherweise nicht die Folge, daß Schiller sich dem Tagesgeschmack mit Verbitterung gegenübergestellt hätte; er gieng nur unbekümmert seinen Weg. Aber eine Auseinandersetzung zwischen ihm und den Stimmführern des Publikums und den Lieblingen desselben muste erfolgen und als der erste Musenalmanach*) (für 1796) glücklich von Stapel gelaufen war und Goethe im December 1795 den Einfall hatte, Epigramme nach dem Muster der Xenien des Martial auf die deutschen Zeitschriften vorzuschlagen, gieng Schiller mit leidenschaftlichem Ungestüm darauf ein und war der eigentliche Donnerer in diesem Gewitter, das die Luft reinigte (vgl. S. 187 ff.). Der Musenalmanach,

*) Der Almanach wurde in Berlin gedruckt. Die Correctur besorgte W. v. Humboldt; als derselbe vor Vollendung des Drucks von dort abreiste, bat Schiller (14. Sept. 1795) den F. L. W. Meyer, den Verfaßer des Romans Fiormona, des Grafen Meaupois Biographen, Schröders ꝛc.) der Beiträge geliefert hatte und damals in Berlin lebte, sich der Correctur anzunehmen „und in streitigen Fällen nach seinem Gefühl zu entscheiden." So groß war damals das Vertrauen zu der Einsicht und dem richtigen Gefühl des Mannes, der im nächsten Musenalmanach in den Xenien (Nr. 255 A. D. Z.) cynisch verspottet sein soll.

von dem fünf Jahrgänge erschienen und sehr gute Aufnahme fanden, wurde Schiller auf die Dauer auch zur Last. Den letzten Jahrgang (für 1800) behandelte er wie eine Pflichtaufgabe, die abgethan werden muste, ohne daß er Freude dabei empfunden hätte. Bei allen diesen Arbeiten hatte er erkannt, daß seine eigentliche Lebensaufgabe die dramatische Dichtung sei, und sobald er an der ersten Probe, die zugleich ein Meisterstück war, seine Kräfte und den richtigen Gebrauch hatte kennen lernen (die früheren dramatischen Arbeiten genügten ihm längst nicht mehr), warf er sich auf die dramatische Dichtung mit einem so fruchtbaren Eifer und so glücklichem Erfolge, daß seine letzten Lebensjahre einem fortdauernden und immer gesteigerten Triumphe glichen.

Der Aufenthalt Schillers in Stuttgart hatte die Aufmerksamkeit seiner Landsleute lebhafter auf ihn hingezogen; sie erzeigten ihm im Febr. 1795 die Ehre, ihn nach Tübingen zu vocieren, wo man sich mit Reformen beschäftigte. Aber da er doch einmal zum akademischen Lehrer unbrauchbar gemacht zu sein glaubte, so wollte er lieber in Jena, wo er gern war und wo möglich zu leben und zu sterben gedachte, als irgendwo anderswo müßig gehen. Er schlug den Ruf aus und machte sich, wie er Goethe schrieb, daraus kein Verdienst, da seine Neigung schon allein die Sache entschieden habe, so daß er gar nicht nötig gehabt, sich der Verbindlichkeiten zu erinnern, die er dem guten Herzoge Karl August schuldig war und die er ihm am Liebsten vor allen andern schuldig sein mochte. Für seine Existenz glaubte er nichts besorgen zu dürfen, so lange er noch einigermaßen die Feder führen könne. Und so ließ er den Himmel walten, der ihn noch nie verlaßen. Als er jedoch am 25. März 1795 eine Erneuerung des Antrages mit Zusicherung eines zwar mäßigen aber in der Folge zu verbeßernden Gehalts und mit dem Zusatze erhielt, daß er von allen öffentlichen Functionen dispensiert sein und völlige Freiheit haben solle, ganz nach seinem Sinne auf die Studierenden zu wirken; änderte er zwar seinen Entschluß nicht,

glaubte auch nicht, daß er ihn leicht ändern werde; es drangen sich ihm aber bei dieser Gelegenheit einige ernsthafte Ueberlegungen in Rücksicht auf die Zukunft auf, welche ihn von der Notwendigkeit überzeugten, sich einige Sicherheit auf den Fall zu verschaffen, daß zunehmende Kränklichkeit ihn an schriftstellerischen Arbeiten verhindern sollte. Er schrieb deshalb an den Geh. Rat Voigt und bat ihn, daß er ihm vom Herzoge eine Versicherung auswirke, ihm in jenem äußersten Falle sein Gehalt zu verdoppeln. Wenn ihm dies zugesichert werde, so hoffe er es so spät als möglich oder nie zu gebrauchen, er werde dann aber wegen der Zukunft beruhigt sein und das sei alles was er verlangen könne. Der Herzog ließ ihm die verlangte Zusicherung erteilen, und nun glaubte er seine Existenz auf gewisse Weise assecuriert zu haben. Im häufigen persönlichen Verkehr mit Goethe, im freudigen Schaffen und bei leiblicher Gesundheit war er ganz glücklich. Der häusliche Kreiß wurde durch einen zweiten Sohn (Ernst, geb. 11. Juli 1796) bereichert und von nah und fern zeigten ihm Briefe und Besuche, daß er seinen Zeitgenoßen werter war als sie ihm. Unter allem was ihn beschäftigte that es Wallenstein am meisten. Es ist schon bemerkt, daß er in Schwaben an dem Plane gearbeitet hatte. Am 18. März 1796 dachte er zwar wieder daran, scheint aber bald wieder davon abgekommen zu sein, teils durch einen längern Aufenthalt in Weimar, wo er Goethes Egmont für die Bühne bearbeitete, teils durch die Beschäftigung mit dem Xenienalmanach. Kaum aber war dieser in der zweiten Auflage vorbereitet, als er sich an das Quellenstudium machte und in der Oekonomie des Stückes nicht unbedeutende Fortschritte gewann. Aber je mehr er seine Ideen über die Form berichtigte, desto ungeheurer erschien ihm die Masse, die zu beherschen war, und ohne einen gewissen kühnen Glauben an sich selbst würde er schwerlich haben fortfahren können. November und December wurden fast ununterbrochen auf das Stück verwendet, und es eröfnete sich die keineswegs erfreuliche Aussicht, daß der

ganze Winter und wol fast der ganze Sommer darüber hingehen könne, da dem widerspenstigen Stoffe nur durch ein heroisches Ausharren etwas abzugewinnen zu sein schien. Da ihm außerdem noch so manche selbst der gemeinsten Mittel fehlten, wodurch man sich das Leben und die Menschen näher bringt, aus dem engen Dasein heraus und auf eine größere Bühne tritt; so muste er wie ein Thier, dem gewisse Organe fehlen, mit denen, die er hatte mehr thun lernen und die Hände gleichsam mit den Füßen ersetzen. Er verlor darüber eine unsägliche Kraft und Zeit, daß er die Schranken seiner zufälligen Lage überwand und sich eigne Werkzeuge zubereitete, um einen so fremden Gegenstand, als ihm die lebendige und besonders die politische Welt war, zu ergreifen. Recht ungeduldig war er, mit seiner tragischen Fabel nur erst so weit zu kommen, daß er ihrer Tauglichkeit zur Tragödie vollkommen gewis war; denn wenn er es anders finden sollte, meinte er, so würde er zwar die Aufgabe nicht ganz aufgeben, weil er immer schon so viel daran gebildet habe, um ein würdiges dramatisches Tableau daraus zu machen, aber er würde doch die Malteser vorher ausarbeiten, die bei einer viel einfacheren Organisation entschieden zur Tragödie qualificiert seien. Was er wollte und sollte, auch was er hatte, war ihm ziemlich klar; es kam nur noch darauf an, mit dem, was er in sich und vor sich hatte, das auszurichten, was er wollte und was er sollte. In Rücksicht auf den Geist, in welchem er arbeite, werde Goethe (schreibt er diesem) mit ihm wahrscheinlich zufrieden sein; es gelinge ihm ganz gut, seinen Stoff außer sich zu halten und nur den Gegenstand zu geben. Das Sujet, konnte er beinahe sagen, interessierte ihn gar nicht, und er hatte nie eine solche Kälte für seinen Gegenstand mit einer solchen Wärme für die Arbeit in sich vereinigt. Den Hauptcharakter, so wie die meisten Nebencharaktere behandelte er mit der reinen Liebe des Künstlers; blos für den jungen Piccolomini, den nächsten nach dem Hauptcharakter, war er durch seine eigene Zuneigung interessiert, wobei das Ganze, meinte er, übrigens eher

gewinnen als verlieren solle. Was die Hauptsache, die dramatische Handlung anbetraf, so wollte ihm der wahrhaft undankbare und unpoetische Stoff freilich noch nicht ganz gehorchen; es waren noch Lücken im Gange und manches wollte sich gar nicht in die engen Grenzen einer Tragödienökonomie hineinbegeben. Auch war das Proton-Pseudos in der Katastrophe, wodurch sie für eine tragische Entwicklung so ungeschickt war, noch nicht ganz überwunden. Das eigentliche Schicksal that noch zu wenig und der eigne Fehler des Helden noch zu viel zu seinem Unglück. Den Dichter tröstete aber einigermaßen das Beispiel des Macbeth, wo das Schicksal ebenfalls weit weniger Schuld habe als der Mensch, daß er zu Grunde gehe. — Gegen Körner sprach er sich noch eingehender über die Arbeit und die Schwierigkeit derselben aus und klagte, daß das unglückselige Werk noch immer (28. Nov. 96) formlos und endlos vor ihm daliege; nicht als ob er seine dramatischen Fähigkeiten, so weit er sie sonst möge besessen haben, überlebt hätte, im Gegenteil, er sei blos deshalb unbefriedigt, weil seine Begriffe von der Sache und seine Anforderungen an sich selbst jetzt bestimmter und klarer und die letzteren strenger seien. Keins seiner alten Stücke habe so viel Zweck und Form, wie der Wallenstein jetzt schon habe; aber er selbst wiße jetzt zu genau, was er wolle und solle, als daß er sich das Geschäft so leicht machen könne. Der Stoff habe beinahe alles, was ihn von dramatischer und tragischer Behandlung ausschließen sollte. Es sei im Grunde eine Staatsaction, und habe, in Rücksicht auf den poetischen Gebrauch alle Unarten an sich, die eine politische Handlung nur haben könne: ein unsichtbares abstractes Object, kleine und viele Mittel, zerstreute Handlungen, einen furchtsamen Schritt, eine für den Vorteil des Poeten viel zu kalte trockene Zweckmäßigkeit, ohne doch diese bis zur Vollendung und dadurch zu einer poetischen Größe zu treiben; denn am Ende mislinge der Entwurf doch nur durch Ungeschicklichkeit. Die Basis, auf die Wallenstein seine Unternehmung gründe, sei die Armee; mithin für

den Dichter eine unendliche Fläche, die er nicht vor's Auge und nur mit unsäglicher Kraft vor die Phantasie bringen könne; er könne also das Object, auf dem Wallenstein ruhe, nicht zeigen und eben so wenig das, wodurch er falle: die Stimmung der Armee, den Hof, den Kaiser. Auch die Leidenschaften selbst, durch die er bewegt werde: Rachsucht und Ehrbegierde, seien von der kältesten Gattung. Sein Charakter endlich sei niemals edel und dürfe es nie sein, und durchaus könne er nur furchtbar, nie eigentlich groß erscheinen. Um ihn nicht zu erdrücken, dürfe der Dichter ihm nichts Großes gegenüberstellen; er halte den Dichter dadurch notwendig nieder. Mit einem Worte, es sei ihm fast alles abgeschnitten, wodurch er diesem Stoffe nach seiner gewohnten Art beikommen könne; von dem Inhalte habe er fast nichts zu erwarten, alles müße durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden, und nur durch eine kunstreiche Führung der Handlung sei der Stoff zu einer schönen Tragödie zu machen. Die Lust an der Arbeit sei aber nicht im geringsten geschwächt und eben so wenig die Hofnung eines treflichen Erfolges. Gerade so ein Stoff habe es sein müßen, an dem er sein neues dramatisches Leben habe eröfnen können. Hier, wo er nur auf der Breite eines Scheermeßers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richte, kurz wo er nur durch die einzige innere Wahrheit, Notwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit seinen Zweck erreichen könne, müße die entscheidende Krise mit seinem poetischen Charakter erfolgen. Auch sei sie schon stark im Anzuge; denn er behandle sein Geschäft schon ganz anders, als er ehemals gepflegt habe. Stoff und Gegenstand sei so sehr außer ihm, daß er ihm kaum eine Neigung abgewinnen könne; derselbe laße ihn beinahe kalt und gleichgültig, und doch sei er für die Arbeit begeistert. Dadurch, daß er alle Figuren, zwei ausgenommen, an die ihn Neigung feßle (Max und Thekla), vorzüglich aber den Hauptcharakter, bloß mit der reinen Liebe des Künstlers behandle, sollten sie um nichts schlechter ausfallen. Aber zu diesem bloß objectiven Verfahren sei ihm das weitläuftige und freudlose Studium der Quellen so unentbehrlich, da er die Hand-

lung wie die Charaktere aus ihrer Zeit, ihrem Local und dem ganzen Zusammenhange ihrer Begebenheiten schöpfen müße, welches er weit weniger nötig gehabt, wenn er sich durch eigne Erfahrungen mit Menschen und Unternehmungen aus diesen Classen hätte bekannt machen können. Er suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begrenzung, um seine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen; dagegen glaubte er sicher zu sein, daß ihn das Historische nicht herabziehen oder lähmen werde; er wolle seine Figuren und Handlungen dadurch blos beleben; beseelen müße sie diejenige Kraft, die er allenfalls schon habe zeigen können und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre. Auf dem Wege, auf dem er jetzt gehe, könne es leicht geschehen, daß Wallenstein durch eine gewisse Trockenheit der Manier sich von den vorhergehenden Stücken gar seltsam unterscheiden werde; wenigstens habe er sich blos vor dem Extreme der Nüchternheit, nicht wie ehemals vor dem der Trunkenheit zu fürchten. Die bisher gemachten Vorarbeiten seien für nicht viel zu rechnen, obgleich sie allein ihn bestimmt hätten, dem Stoff getreu zu bleiben. Sonst aber habe er die Arbeit als eine ganz neue tractieren müßen und es seien begreiflicherweise keine schnellen Schritte zu machen; dennoch hoffe er, in drei Monaten des Ganzen so weit mächtig zu sein, daß ihn nichts an der Ausführung hindere. Er gab sich dann der Arbeit mit einem solchen Eifer hin, daß er seine Correspondenz darüber vergaß, was Goethe, der das in der Regel fand, um so mehr Hoffnung auf das Stück gab, da es sich nun selbst zu producieren anfange; er freute sich darauf, den ersten Act nach Neujahr anzutreffen. Am 27. Dec. 1796 schreibt Schiller dem Freunde in Weimar: „Meine Arbeit rückt mit lebhaftem Schritt weiter. Es ist mir nicht möglich gewesen, so lange wie ich anfangs wollte, die Vorbereitung und den Plan von der Ausführung zu trennen. Sobald die festen Punkte einmal gegeben waren und ich überhaupt nur einen sichern Blick durch das Ganze bekommen, habe ich mich gehen läßen, und so wurden, ohne

daß ich es eigentlich zur Absicht hatte, viele Scenen im ersten Acte gleich ausgeführt. Meine Anschauung wird mit jedem Tage lebendiger und eins bringt das andre herbei." W. v. Humboldt hatte den Rat gegeben, den Wallenstein in Prosa zu schreiben. Schiller, dem es in Rücksicht auf die Arbeit ziemlich einerlei war, ob er Jamben oder Prosa wähle, überlegte, daß das Stück durch die ersten mehr poetische Würde, durch die Prosa mehr Ungezwungenheit erhalte; da er es aber im strengsten Sinne für die theatralische Vorstellung bestimme, so werde es wol beßer gethan sein, Humboldt zu folgen. Und in der That, nach reifer Ueberlegung, wie er Goethe schrieb, „war er bei der lieben Prosa geblieben, die diesem Stoffe auch weit mehr zusage." Alles also was er bis zum Jahre 1795 ausgearbeitet hatte und für fertig hielt, war eine mehr hemmende als fördernde bloße Vorarbeit. Erst ein Jahr später kam er auf beßre Gedanken von der Notwendigkeit und dem Nutzen der poetischen Form. Körner war gleich anfänglich mit der Prosa nicht einverstanden. Diesem Freunde hatte Schiller das Versprechen abgenommen, die Mitteilung von einzelnen Stücken der Dichtung vor Vollendung des Ganzen abzuweisen, wenn der Autordrang ihn etwa verleiten sollte, dieselbe anzubieten. Mit Goethe und Humboldt wollte er es ebenso halten. Er konnte jedoch nicht über sich gewinnen, Goethe den ersten Act, den größten und wegen der Anlage der Charaktere auch schwierigsten, mitzuteilen, um von diesem Freunde zu erfahren, bevor er sich weiterwage, ob es der gute Geist sei, der ihn leite. Ein böser sei es nicht, das glaubte er wol gewis zu wißen, aber es gebe viele Stufen zwischen beiden. Goethe billigte den eingeschlagenen Weg und Schiller arbeitete nun um so eifriger auf die Vollendung hin. Im April 1797 entwarf er ein detailliertes Scenarium des ganzen Stücks, um sich die Uebersicht der Momente und des Zusammenhanges auch durch die Augen mechanisch zu erleichtern. Er hatte dies von Goethe gelernt, mit dem er damals mündlich verkehrte und dessen Hermann und Dorothea in ihren Gesprächen alle Ideen über epische und dramatische Kunst in Bewegung brachte; da-

neben las Schiller den Shakespeare und Sophokles. Die Blicke, die er bei dieser Gelegenheit in die Kunst that, hatten die Folge, daß er manches in seiner ersten Ansicht des Stückes reformieren muste. Der eigentliche Grund desselben wurde jedoch durch diese Krisis so wenig wie durch die Lectüre der aristotelischen Poetik, die er im Mai 1797 vornahm, erschüttert; er muste also glauben, daß dieser ächt und solid sei; aber freilich blieb das Schwerste noch immer übrig, nemlich die poetische Ausführung des schweren Planes. Um diese Zeit begann er auch für den Wallenstein astrologische Bücher zu lesen, unter andern ein lateinisches Gespräch, aus dem Hebräischen übersetzt, zwischen einer Sophia und einem Philo über die Liebe, worin die halbe Mythologie in Verbindung mit der Astrologie vorgetragen wurde. — Das Reiterlied war schon im April fertig und wurde Körner zum Componieren mitgeteilt, der erst Ende Mai damit zu Stande kam. — In der zweiten Hälfte des Juni 1797 überraschte Schiller den Dresdener Freund durch Uebersendung des Prologes (Wallensteins Lager, die Wallensteiner) und war begierig, wie ein tüchtiger Soldat von seinem Feldstück erbaut sein werde. Körner war das Goethesche in der Behandlung besonders überraschend; er kannte diese Welt nur aus Beschreibungen, aber es gebe Bilder, meinte er, die man ähnlich finden müße, ohne das Original gesehen zu haben. Eine glückliche Idee sei es besonders, den zwei poetischen Menschen, dem Cuirassier und dem Jäger, den prosaischen Wachtmeister mit allen Eigenheiten des Unterofficiers gegenüberzustellen. Der Gedanke, das Trauerspiel mit diesem Prologe einzuführen, scheine parador, aber bei genauerer Prüfung erkenne man den Vorteil, durch ein allmähliches Steigen des Tons die Stimmung hervorzubringen, die die Wirkung des Kunstwerkes steigern müße. — Nach diesem ersten abgerundeten Teile wurde dann die Arbeit für einige Zeit ausgesetzt. Der Almanach forderte Zeit und Kraft und es eröfnete sich die gar nicht tröstliche Aussicht, daß der Wallenstein vor einem Jahre nicht fertig sein könne. — Nachdem der Almanach überstanden war, machte sich Schiller mit Anfang

October wieder an den Wallenstein, hatte aber einige Zeit nötig, um sich wieder damit vertraut zu machen. Im Nov. war es entschieden, daß die Form iambisch sein müße. Schiller begriff kaum, wie er es je anders habe wollen können; es sei unmöglich ein Gedicht in Prosa zu schreiben. Alles, was er schon gemacht, müße anders werden und sei es zum Teil schon. Es habe in der neuen Gestalt ein ganz anderes Ansehen und sei jetzt erst eine Tragödie zu nennen. So schrieb er an Körner; an Goethe (24. Nov. 1797) in Bezug auf die Umarbeitung aus der Prosa in die poetische Form: „Ich habe noch nie so augenscheinlich mich überzeugt als bei meinem jetzigen Geschäft, wie genau in der Poesie Stoff und Form, selbst äußere, zusammenhängen. Seitdem ich meine prosaische Sprache in eine poetisch-rhythmische verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher; selbst viele Motive, die in der prosaischen Ausführung recht gut am Platz zu stehen schienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen: sie waren blos gut für den gewöhnlichen Hausverstand, dessen Organ die Prosa zu sein scheint; aber der Vers fordert schlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und so muste ich auch in mehren meiner Motive poetischer werden. Man sollte wirklich alles, was sich über das Gemeine erheben muß in Versen, wenigstens anfänglich concipieren, denn das Platte kommt nirgends so ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen wird. Es scheint, daß ein Teil des poetischen Interesse in dem Antagonismus zwischen dem Inhalt und der Darstellung liegt. Ist der Inhalt sehr poetisch bedeutend, so kann eine magere Darstellung und eine bis zum Gemeinen gehende Einfalt des Ausdrucks ihm recht wohl anstehen, da im Gegenteil ein unpoetischer gemeiner Inhalt, wie er in einem größern Ganzen oft nötig wird, durch den belebten und reichen Ausdruck poetische Dignität erhält. Dies ist auch meines Erachtens der Fall, wo der Schmuck, den Aristoteles fordert, eintreten muß, denn in einem poetischen Werke soll nichts Gemeines sein. Der Rhythmus leistet bei einer dramatischen Production noch dieses Große und Bedeutende, daß er, indem er alle

Charaktere und alle Situationen nach Einem Gesetz behandelt und sie, trotz ihres innern Unterschiedes, in Einer Form ausführt, dadurch den Dichter und seinen Leser nötigt, von allem noch so Charakteristisch-Verschiedenen etwas Allgemeines, Rein-Menschliches zu verlangen. Alles soll sich in dem Gesichtspunkte des Poetischen vereinigen, und diesem Gesetze dient der Rhythmus sowol zum Repräsentanten als zum Werkzeug, da er alles unter seinem Gesetze begreift. Er bildet auf diese Weise die Atmosphäre für die poetische Schöpfung, das Gröbere bleibt zurück, nur das Geistige kann von diesem dünnen Elemente getragen werden.“ Nun aber stellte sich bei den Jamben ein anderes Uebel ein, denn obgleich sie den Ausdruck verkürzten, unterhielten sie eine poetische Gemütlichkeit, die ins Breite trieb, so daß es dem Dichter fast zu arg wurde, wie das Werk anschwoll. Der erste Act war beinahe so groß geworden wie Goethes Iphigenie. Die spätern waren kürzer angelegt. Die Exposition verlangte Extensität, so wie die fortschreitende Handlung von selbst auf Intensität leiten muste. Ein gewisser epischer Geist hatte den Dichter angewandelt, der jedoch dem Dramatischen keinen Schaden zu bringen schien, weil er vielleicht das einzige Mittel war, dem prosaischen Stoffe eine poetische Natur zu geben. Da der erste Act mehr statistisch oder statisch war, den Zustand, welcher ist, darstellte, aber ihn eigentlich noch nicht veränderte, so benutzte Schiller diesen ruhigen Anfang dazu, die Welt und das Allgemeine, worauf sich die Handlung bezog, zu seinem eigentlichen Gegenstand zu machen. So erweiterte sich Geist und Gemüt des Zuhörers, und der Schwung, in den man dadurch gleich anfangs versetzt wurde, schien wirksam genug, die ganze Handlung in der Höhe zu halten. — Im glücklichen Fluß der Arbeit machte eine Krankheit (Dec. 97.) wieder eine Unterbrechung, wie denn Schiller überhaupt einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks oder Leidens büßen muste. Als er unter der Krankheit an die Liebesscenen des zweiten Actes kam, konnte er nicht ohne Herzbeklemmung an die Schaubühne und an die theatralische Bestimmung des

Stücks denken. „Denn die Einrichtung des Ganzen erfordert es, daß sich die Liebe, nicht sowol durch Handlung, als vielmehr durch ihr ruhiges Bestehen auf sich und ihre Freiheit von allen Zwecken, der übrigen Handlung, welche ein unruhiges planvolles Streben nach einem Zwecke ist, entgegensetzt und dadurch einen gewissen menschlichen Kreiß vollendet. Aber in dieser Eigenschaft ist sie nicht theatralisch, wenigstens nicht in demjenigen Sinne, der bei unsern Darstellungsmitteln und bei unserm Publikum sich ausführen läßt.“ Um die poetische Freiheit zu behalten, mußte er so lange jeden Gedanken an die Aufführung verbannen. — Zu Anfang des Jahres 1798 fehlten am zweiten Acte noch einige Scenen und von den folgenden war noch gar nichts in Ordnung gebracht. Was fertig war, sollte Goethe vorgelesen werden. Schiller war voll Erwartung, obgleich er, im Ganzen genommen, des Eindrucks auf eine gebildete Natur sich ziemlich gewis hielt. Denn er konnte nicht leugnen, daß er mit seiner Arbeit sehr wol zufrieden war und sich manchmal darüber wunderte. Von dem Feuer und der Innigkeit seiner besten Jahre, glaubte er, werde man nichts darin vermissen und keine Roheit aus jener Epoche mehr darin finden. Die kraftvolle Ruhe, die beherschte Kraft werde Beifall finden. Aber freilich sei es keine griechische Tragödie und könne keine sein, wie überhaupt das Zeitalter, wenn er auch eine daraus hätte machen können, es ihm nicht gedankt haben würde. Es sei ein zu reicher Gegenstand geworden, ein kleines Universum. So viel er sich auch über die Widerspenstigkeit des Stoffes beklagte und so schwer es ihm auch geworden war, seine subjectiven Grenzen so weit auseinander zu rücken, um der Realistik des Gegenstandes gerecht und mächtig zu werden, so hatte er doch gerade an dieser Arbeit die Vorteile gegebener Grenzen schätzen gelernt. „Ich werde es mir gesagt sein laßen, schrieb er an Goethe, keine andern als historische Stoffe zu wählen; frei erfundene würden meine Klippe sein. Es ist eine ganz andere Operation, das Realistische zu individualisieren, als das Ideale zu realisieren, und

letzteres ist der eigentliche Fall bei freien Fictionen. Es steht in meinem Vermögen, eine gegebene, bestimmte und beschränkte Materie zu beleben, zu erwärmen und gleichsam aufquellen zu machen, während daß die objective Bestimmtheit eines solchen Stoffs meine Phantasie zügelt und meiner Willkür widersteht." — Wieder brachte eine Krankheit Hemmungen. Inzwischen hatte sich die Kunde von der Arbeit ausgebreitet und von außen kamen Anfragen, die mehr ängstigten als erfreuten. Schröder in Hamburg wollte den Wallenstein selbst spielen und schien nicht abgeneigt, selbst in Weimar darin aufzutreten. Es geschah nicht. Die Berliner erboten sich zu jedem beliebigen Honorar, wenn Schiller das Stück noch vor dem Abdruck senden wolle. Im März schien die Arbeit doch ein Ende zu verheißen und Schiller hofte, am Ende des Junius fertig sein zu können. Erst im August konnte er Goethe die zwei letzten Acte vorlesen und sich von dessen Beifall überzeugen. Aber noch im September*) beschäftigten ihn die Liebesscenen und in demselben Monate begann er eine Umarbeitung des Prologs (des Lagers) aus der Rücksicht, daß er für sich allein stehen solle. Er gab ihm deshalb als Charakter- und Sittengemälde mehr Vollständigkeit und Reichtum, um auch wirklich eine gewisse Existenz zu versinnlichen. Dadurch wurde auch erreicht, daß über der Menge der Figuren und einzelnen Schilderungen dem Zuschauer unmöglich gemacht wurde, einen Faden zu verfolgen und sich einen Begriff von der Handlung zu bilden, die darin vorkam. Der Anlaß zu dieser Umarbeitung war der Wunsch Goethes, das Lager zur Eröfnung der theatralischen Wintervorstellungen und des renovierten Theatergebäudes zu benutzen. Zu diesem Zwecke versuchte sich Goethe selbst des Stückes thätig und mitwirkend anzunehmen, muste aber, als er daran gehen wollte, bekennen, daß er nichts beizusteuern ver-

*) Der Brief Nr. 448 an Goethe ist nicht vom 7. April, sondern 7. Sept. und gehört nach 501.

möge. Durch die Uebersendung eines Bandes von Abraham a Santa Clara veranlaßte er Schiller zur Einfügung der Kapuzinerpredigt, die mitten unter Zerstreuungen und Besuchen ausgearbeitet wurde und im ersten Wurfe an vielen Stellen bloß Uebersetzung der Prosa des Paters in Verse, in andern Copie war.*) Am 18. Oct. wurde das Vorspiel mit einem rasch gedichteten Prologe in Weimar gegeben. Die Schauspieler waren freilich mittelmäßig genug, aber sie thaten was sie konnten; sie sprachen die gereimten Verse mit vieler Freiheit und das Publikum ergötzte sich. Uebrigens ergieng es wie zu erwarten war. Die große Masse staunte und gaffte das neue dramatische Monstrum an; einzelne wurden wunderbar ergriffen. Goethe machte sich den Spas, für Posselts Allgemeine Zeitung über diese Wallensteinischen Repräsentationen eine Relation zu schreiben, „um sie Böttiger aus den Zähnen zu reißen." — Der Wallenstein selbst aber wurde nach reifer Ueberlegung und vielen Conferenzen mit Goethe in zwei Stücke getrennt, wobei die schon vorhandene Anordnung sehr begünstigend war. Ohne diese Operation wäre der Wallenstein ein Monstrum an Breite und Ausdehnung geworden und hätte, um für das Theater zu taugen, gar zu viel Bedeutendes verlieren müßen. Nun wurden es mit dem Vorspiel drei bedeutende Stücke, davon jedes gewissermaßen ein Ganzes, das letzte aber die eigentliche Tragödie wurde. Das zweite Stück führte den Namen von den Picolominis, deren Verhältnis für und gegen Wallenstein es behandelte. Wallenstein erscheint darin nur einmal, im zweiten Acte, da die Picolomini alle vier übrigen als Hauptfiguren besetzen. Das Stück enthält die Exposition der Handlung in ihrer ganzen Breite und endigt gerade da, wo der Knoten geknüpft ist. In Rücksicht auf die theatralische Vorstellung glaubte Schiller mit Recht vieles dadurch zu gewinnen; auch rechnete er es als

*) Schiller schöpfte aus der Predigt Auff Auff in der Samlung Reimb dich.

einen bedeutenden Gewinn für das Stück, daß er das Publikum, indem er es durch dreierlei Repräsentation führe (das Lager sah er als Lustspiel an, die Piccolomini konnten nur als Schauspiel gelten, während der Wallenstein eine eigentliche vollständige Tragödie war), desto beßer in seine Gewalt bekommen werde. Die Veränderung brachte allerdings neue Arbeit mit, da er noch Scenen und Motive einfügen muste, aber die Arbeit erneuerte ihm auch die Lust und war unendlich angenehmer als die entgegengesetzte, dem Stücke zu nehmen und es in einen engeren Raum zu pressen. Er hatte sich verpflichtet, beide Stücke zu Anfang des J. 1799 für die Aufführung fertig herzustellen. Die Arbeit schien ihn zu überwältigen, da außer einigen Bogen, die ganz neu geschaffen werden musten, jede Scene in den zehen Acten zu retouchieren war. Aber gerade diese Notwendigkeit, das Ganze in einem kurzen Zeitraum schnell durch den Kopf zu treiben, glaubte er, werde demselben gut thun und auf das Total einen glücklichen Einfluß haben. Er hielt Wort; am 30. Nov. 1798 ließ er den Wallenstein (das Lager) zum erstenmal in die Welt ausfliegen; er sandte ihn an Iffland nach Berlin. Aber auf eine Krankheit hatte er nicht gerechnet; sie stellte sich zur ungelegensten Zeit ein. Bei großen Schlaflosigkeiten muste er viel Kraft anwenden, sich in der nöthigen Klarheit der Stimmung zu erhalten: „Könnte ich nicht durch meinen Willen etwas mehr als andere in ähnlichen Fällen können, so würde ich jetzt ganz und gar pausieren müßen.“ Dazu war aber keine Zeit. Iffland tribulierte und quälte so sehr, zu eilen, daß Schiller am 24. Dec. seine ganze Willenskraft zusammennahm, drei Copisten zugleich anstellte und mit Ausschluß der einzigen Scene im astrologischen Zimmer das Werk wirklich zu Stande brachte, die Piccolomini wirklich an Iffland absandte. „So ist schwerlich ein heiliger Abend auf dreißig Meilen in der Runde vollbracht worden, so gehetzt nämlich und so qualvoll über der Angst, nicht fertig zu werden.“ Noch vor Jahresschluß war ein Exemplar des Stücks für das wei-

marische Theater in Ordnung geschrieben und in Goethes Händen; mit Beginn des Jahres 1799 begann die Arbeit am dritten Stück, der eigentlichen Tragödie, in der es noch viel zu thun gab, die aber, weil die Handlung bestimmt war und lebhafte Affecte herschten, einen rascheren Fortgang versprach. Am 4. Jan. reiste Schiller mit seiner Frau zu längerem Aufenthalt (bis Anfang Febr.) nach Weimar und bewohnte die Zimmer im Schloße, die Thouret (S. 211) inne gehabt hatte. Die Picolomini wurden rasch einstudiert und zum Geburtstage der Herzogin, 30. Jan., gegeben, am 2. Febr. beßer wiederholt. Das Stück that alle Wirkung, die mit Hülfe dieses Theaterpersonals nur irgend zu erwarten war. Bei der zweiten Vorstellung steigerte sich das Interesse. Befriedigter als Schiller urteilte seine Frau über die Leistung der Schauspieler, namentlich über Vohs, der den Max spielte. — Der weimarische fünfwöchige Aufenthalt, der für die Arbeit verloren gieng, erweckte bei Schiller in Bezug auf seine Gesundheit wieder neue gute Hoffnungen. Er war genötigt, alle Tage in Gesellschaft zu sein, und er setzte es wirklich durch, sich etwas zuzumuten. „Selbst an den Hof und auf die Redoute bin ich gegangen, ohne daß meine Krämpfe mich daran gehindert: und so habe ich in diesen fünf Wochen wieder wie ein ordentlicher Mensch gelebt und mehr mitgemacht, als in den letzten fünf Jahren zusammengenommen.“ Die Frau bestätigt diese Angaben und fügt hinzu: „es freut mich sehr, daß er es wieder wagt, und sobald er Zutrauen zu seinen Kräften hat, so geht es auch.“ — Der dritte Teil des Wallenstein gieng im März rasch von der Hand. Am 7. März wurden die beiden ersten Acte an Goethe gesandt; Goethe nannte sie „fürtreflich.“ Am 12. März avancierte die Arbeit mit beschleunigter Bewegung; am 15. heißt es dann von Wallenstein: „todt ist er schon und auch parentiert, ich habe nur noch zu beßern und zu feilen,“ und am 17.: „hier das Werk,“ mit dem Zusatze: „wenn Sie davon urteilen, daß es nun wirklich eine Tragödie ist, daß die

Hauptforderungen der Empfindung erfüllt, die Hauptfragen des Verstandes und der Neugierde befriedigt, die Schicksale aufgelöst und die Einheit der Hauptempfindung erhalten sei, so will ich höchlich zufrieden sein." Am 10. April reiste Schiller (bis zum 23.) nach Weimar, um die Einstudierung zu fördern, am 20. April wurde das Stück zum erstenmale gegeben. So eifrig war man damals, die Arbeit eines Dichters auf die Bühne zu bringen. Jetzt vergehen Jahre darüber. Die Dichtung machte eine außerordentliche Wirkung und riß auch die Unempfindlichsten mit sich fort; es war darüber nur Eine Stimme und in den nächsten acht Tagen ward von nichts anderm gesprochen. Am 17. Mai wurde Wallensteins Tod in Berlin dargestellt und mit Begeisterung aufgenommen. Von der Herzogin Louise von Weimar erhielt Schiller, nachdem der Wallenstein im Juli vor dem Könige und der Königin von Preußen in Weimar gespielt war, ein ansehnliches Geschenk in einem silbernen Kaffeegeschirr: „und so haben sich die Musen diesmal gut aufgeführt. Die Poeten sollten immer nur durch Geschenke belohnt, nicht besoldet werden; es ist eine Verwandtschaft zwischen den glücklichen Gedanken und den Gaben des Glücks: beide fallen vom Himmel." — Die Aufnahme im Publikum war über alle Erwartung glänzend. Die erste Auflage, die aus 3500 Exemplaren bestand, erschien Ende Juni 1800 und war Anfang September schon vergriffen.

Schiller hatte sich vor dem Augenblick gefürchtet, wo der Wallenstein ihn nicht mehr beschäftigen werde, und nun der Zeitpunkt eingetreten war, befand er sich bei seiner Freiheit schlimmer als bei der bisherigen Sklaverei. Die Masse, die ihn bisher anzog und festhielt, war nun auf einmal weg, und ihn deuchte, als wenn er bestimmungslos im luftleeren Raume hienge. Zugleich war es ihm, als ob es absolut unmöglich war, daß er wieder etwas hervorbringen könnte. Er meinte nicht eher ruhig zu sein, bis er seine Gedanken wieder auf einen bestimmten Stoff mit Hofnung

und Neigung gerichtet habe. Neigung und Bedürfnis zogen ihn zu einem frei phantastischen, nicht historischen, und zu einem blos leidenschaftlichen und menschlichen Stoff; denn Soldaten, Herscher und Helden hatte er vor jetzt herzlich satt. Sechs Wochen lang konnte er zu keinem Entschluße kommen. Er hatte den alten Plan der Malteser, an die Goethe schon im Oct. 1794 mahnte, wieder vorgenommen, verwarf ihn aber; auch Julian der Apostat auf den er schon im Jan. 1798 die Blicke gerichtet hatte, mochte wieder in den Vordergrund treten; aber auch dieser Stoff wurde zurückgeschoben. Nach seiner Rückkehr aus Weimar von der Darstellung der Tragödie Wallenstein machte er sich an eine Regierungsgeschichte der Königin Elisabeth und begann den Process der Maria Stuart zu studieren. Ein paar tragische Hauptmotive boten sich ihm gleich dar und gaben ihm großen Glauben an diesen Stoff, der sehr viel dankbare Seiten zeigte. Besonders schien derselbe sich zu der euripideischen Methode, der vollständigen Darstellung des Zustandes, zu qualificieren, da Schiller die Möglichkeit sah, den ganzen Gerichtsgang zugleich mit allem Politischen auf die Seite zu bringen und die Tragödie mit der Verurteilung anzufangen. Er ließ sich Quellen aus der weimarischen Bibliothek kommen und benutzte auch den historischen Kalender von Genz, der das Leben der Maria Stuart enthielt. Um sich vorzubereiten und Andrer dramatische Manier kennen zu lernen, las er Corneilles Rodogune, Pompejus und Polyeuct, so wie einige Stücke von Racine und Voltaire. Er war erstaunt über die enorme Fehlerhaftigkeit der Werke Corneilles, die er seit zwanzig Jahren hatte rühmen hören. „Handlung, dramatische Organisation, Charaktere, Sitten, Sprache, alles, selbst die Verse bieten die höchsten Blößen dar, und die Barbarei einer sich erst bildenden Kunst reicht lange nicht hin, sie zu entschuldigen. Denn der falsche Geschmack, den man so oft auch in den geistreichsten Werken findet, wenn sie in einer rohen Zeit entstanden, dieser ist es nicht allein, nicht ein-

mal vorzugsweise, was daran widerwärtig ist. Es ist die Armut der Erfindung, die Magerkeit und Trockenheit in Behandlung der Charaktere, die Kälte in den Leidenschaften, die Lahmheit und Steifigkeit im Gang der Handlung, und der Mangel an Interesse fast durchaus. Die Weibercharaktere sind klägliche Fratzen, und ich habe noch nichts als das eigentlich Heroische glücklich behandelt gefunden, doch ist auch dieses an sich nicht sehr reichhaltige Ingrediens einförmig behandelt." Ohne allen Vergleich dem Vortreflichen viel näher fand er Racine, obwol derselbe alle Unarten der französischen Manier an sich trage und im Ganzen etwas schwach sei. An diesen Schöpfungen war nur negativ zu lernen, wenigstens für Schillers nächsten Zweck. Sein eignes Pensum lag am letzten Mai (1799) noch immer sehr ungestaltet da. „Wüsten es nur die allzeit fertigen Urteiler und die leichtfertigen Dilettanten, was es kostet, ein ordentliches Werk zu erzeugen!" Er las Leßings Dramaturgie, die ihm eine sehr geistreiche und belebte Unterhaltung bot. „Es ist doch gar keine Frage, daß Leßing unter allen Deutschen seiner Zeit über das, was die Kunst betrift, am klarsten gewesen, am schärfsten und zugleich am liberalsten darüber gedacht und das Wesentliche, worauf es ankommt, am unverrücktesten ins Auge gefaßt hat. Liest man nur ihn, so möchte man wirklich glauben, daß die gute Zeit des deutschen Geschmacks schon vorbei sei; denn wie wenig Urteile, die jetzt über die Kunst gefällt werden, dürfen sich an die seinigen stellen?" Diese Lectüre förderte ihn beßer als die der französischen Tragöden. Anfang Juni war das Schema zu den ersten Acten der Maria in Ordnung und in den letzten nur noch ein einziger Punkt unausgemacht. Um die Zeit nicht zu verlieren, gieng er gleich zur Ausführung über, was Goethe sehr vorteilhaft fand, wenn der Plan im Ganzen gehörig überlegt sei. Ehe Schiller an den zweiten Act gehen wollte, sollte ihm in den letzten alles klar sein. Am 4. Juni begann er das Opus mit Lust und Freude

und hofte, in dem Monate noch einen ziemlichen Teil der Exposition zurück zu legen. Am 11. gieng die Arbeit zwar noch langsam, weil er den Grund zum Ganzen zu legen hatte und beim Anfang alles darauf ankam, sich nichts zu verderben; aber er hatte gute Hofnung, daß er auf dem rechten Wege sei. Der schlechte Sommer, der mitten im Juni zum Ofen zurückzukehren zwang, und Besuche hinderten den raschen Fortgang, so daß am 18. der erste Act noch unvollendet war, aber vorwärts gieng es doch immer. Er fieng schon an, bei der Ausführung, sich von der eigentlichen tragischen Qualität seines Stoffes immer mehr zu überzeugen und darunter rechnete er besonders, daß man die Katastrophe gleich in den ersten Scenen sehe und indem die Handlung des Stücks sich davon wegzubegeben scheine, ihr immer näher und näher geführt werde. An der Furcht des Aristoteles fehle es also nicht und das Mitleiden werde sich auch schon finden. Maria werde keine weiche Stimmung erregen, das liege nicht in seiner Absicht; er werde sie immer als ein physisches Weib halten, und das Pathetische müße mehr eine allgemeine tiefe Rührung, als ein persönlich und individuelles Mitgefühl sein. Sie empfinde und errege keine Zärtlichkeit, ihr Schicksal sei, nur heftige Passionen zu erfahren und zu entzünden. Bloß die Amme fühle Zärtlichkeit für sie. Er wuste sehr genau, was er wollte, und da ihm die Gesundheit und bald auch die Einsamkeit zu statten kam, zog er sich einige Monate von allen andern Dingen ab, um so rasch als möglich in das Innerste seines Geschäfts zu kommen. Am 9. Aug. lag ein Dritteil, das Schwerste vom Ganzen, schon hinter ihm und er war sicher, daß er sich im Stoff nicht vergriffen, ob man gleich glauben sollte, daß ein so allgemein bekannter und tragischer Stoff, eben weil er noch von keinem guten Poeten benutzt worden, einen geheimen Fehler haben müße. Am 12. Aug. meinte er, wenn nichts dazwischen komme, könne er den zweiten Act vor Ende des Monats zurückgelegt haben, im Brouillon liege er schon da.

Er hoffte, daß in dieser Tragödie alles theatralisch sein solle, ob er sie gleich für den Zweck der Repräsentation in etwas enger zusammenziehe. Weil es auch historisch betrachtet ein reichhaltiger Stoff sei, so habe er ihn in historischer Hinsicht auch etwas reicher behandelt und Motive aufgenommen, die den nachdenkenden und instruierten Leser freuen könnten, die aber bei der Vorstellung, wo ohnehin der Gegenstand sinnlich dastehe, nicht nötig und wegen historischer Unkenntnis des großen Haufens auch ohne Interesse seien. Uebrigens sei bei der Arbeit selbst schon auf alles gerechnet, was für den theatralischen Gebrauch wegbleibe, und es sei durchaus keine eigene Mühe dazu erforderlich wie beim Wallenstein. — Mitten in der Arbeit kam er auf die Spur einer neuen möglichen Tragödie, die zwar noch ganz zu erfinden war, aber, wie ihn deuchte, aus diesem Stoffe erfunden werden konnte. Unter der Regierung Heinrichs VII. in England stand ein Betrüger Warbeck auf, der sich für einen der Prinzen Eduards V. ausgab, welche Richard III. im Tower hatte ermorden laßen. Er wußte scheinbare Gründe anzuführen, wie er gerettet worden, fand eine Partei, die ihn anerkannte und auf den Thron setzen wollte. Eine Prinzessin desselben Hauses York, aus dem Eduard abstammte, welche Heinrich VII. Händel erregen wollte, wußte und unterstützte den Betrug; sie war es vorzüglich, welche den Warbeck auf die Bühne gestellt hatte. Nachdem er als Fürst an ihrem Hofe in Burgund gelebt und seine Rolle eine Zeit lang gespielt hatte, schlug die Unternehmung fehl; er wurde überwunden, entlarvt und hingerichtet. Nun war zwar von der Geschichte selbst so gut als gar nichts zu brauchen, aber die Situation im Ganzen erschien sehr fruchtbar, und die beiden Figuren des Betrügers und der Herzogin von York konnten zur Grundlage einer tragischen Handlung dienen, welche mit völliger Freiheit hätte erfunden werden müßen. Ueberhaupt glaubte Schiller, daß man wolthun würde, immer nur die allgemeine Situation, die Zeit und die Personen aus der Ge-

schichte zu nehmen und alles Uebrige poetisch frei zu erfinden, wodurch eine mittlere Gattung von Stoff entstünde, welche den Vorteil des historischen Dramas mit dem erdichteten vereinige. In diesem Sinne hatte er schon den Carlos, in gewisser Weise auch den Wallenstein geschaffen und schuf er fortan die Maria, die Jungfrau von Orleans, selbst den Tell und würde er auch den Demetrius geschaffen haben. Er benutzte die Namen, die Situationen und die Zeit und setzte die Geschichte wie sie hätte sein können, an die Stelle derjenigen, die wirklich geschehen war. Seine dichterische Kraft war bei diesen Operationen so überaus mächtig, daß die Gestalten seines Carlos, seiner Maria, seiner Johanna durch die angestrengteste historische Forschung und Darstellung nicht haben verdrängt werden können. Bei der deutschen Jugend gilt keine andere Maria als die schillersche, kein anderer Carlos als Schillers und die Johanna, die Schiller begeisterte, war eine Verurteilung für Voltaire sowol als Shakespeare, wie sein Tell eine Bestätigung der Sage und eine Unterstützung der auf die Bewahrheitung derselben gerichteten Forschung. — Was die Behandlung des Warbeck betraf, so glaubte Schiller, man müße das Gegenteil von dem thun, was der Komödiendichter daraus machen würde; dieser würde durch den Contrast des Betrügers mit seiner großen Rolle und seiner Incompetenz zu derselben das Lächerliche hervorbringen. In der Tragödie müßte er zu seiner Rolle geboren erscheinen und sich dieselbe so zu eigen machen, daß mit denen, die ihn zu ihrem Werkzeuge gebrauchen und als ihr Geschöpf behandeln wollten, interessante Kämpfe entstünden. Es müße ganz so aussehen, daß der Betrug ihm nur den Platz angewiesen, zu dem die Natur selbst ihn bestimmt hatte. Die Katastrophe müßte durch seine Anhänger und Lehrsätze, nicht durch seine Feinde und durch Liebeshändel, durch Eifersucht und dergleichen herbeigeführt werden. Wenn Goethe, schrieb Schiller diesem, dem Stoffe im Ganzen etwas Gutes absehe und ihn zur Grundlage einer tragischen Fabel

brauchbar halte, so habe er Neigung, sich zuweilen damit zu beschäftigen; denn wenn er in der Mitte eines Stücks sei, so müße er in gewissen Stunden an ein neues denken können. Goethe meinte, der Gegenstand habe auf den ersten Anblick viel Gutes. Es sei gar keine Frage, daß wenn die Geschichte das simple Factum, den nackten Gegenstand hergebe und der Dichter Stoff und Behandlung, so sei man beßer und bequemer daran, als wenn man sich des Ausführlichen und Umständlichen der Geschichte bedienen solle, denn da werde man immer genötigt, das Besondre des Zustandes mit aufzunehmen; man entferne sich vom rein Menschlichen und die Poesie komme ins Gedränge. — Schiller hielt sich jedoch nicht lange bei Warbeck auf, kehrte vielmehr mit Eifer zu Maria Stuart zurück. Am 26. Aug. endigte er den zweiten Act und begann, nach einem wolgemeinten und dennoch vergeblichen Bemühen, sich Neigung für den (letzten) Musenalmanach zu verschaffen, am 27. Aug. den dritten Act. Als er am 4. Sept. einen Ausflug auf acht Tage nach Rudolstadt machte, hatte er die Handlung bis in die Scene geführt, wo die beiden Königinnen zusammen kommen. „Die Situation (bekannte er) ist an sich selbst moralisch unmöglich; ich bin sehr verlangend, wie es mir gelungen ist, sie möglich zu machen.“ Die Frage gieng zugleich die Poesie überhaupt an und darum war er doppelt begierig sie mit Goethe zu verhandeln. Die factische Möglichkeit der persönlichen Begegnung zwischen beiden Königinnen zugegeben, war die psychologische Behandlung der Maria eine wirklich meisterhafte. Die Scene wird immer wirken, auf den großen Haufen, wie auf den feinen Beobachter; königliche Würde, die der Maria überall gegeben ist, verbindet sich hier mit der Leidenschaft des Weibes, das überall nur heftige Leidenschaften erregt, in wunderbarer Weise und steigert sich bis zum Aeußersten des Selbstgefühls, denn die empörte Maria schließt mit dem Wort: „Ich bin euer König.“ Die aus tiefster Demütigung bis zu dieser alles umher vergeßen-

den Entzückung hinansteigende Leidenschaft ist die Aufgabe dieser Scene und eine der höchsten Aufgaben der Schauspielkunst. Die Darstellerin hat von der Höhe der Leidenschaft rückwärts einzustudieren, was sie in umgekehrter Folge darzustellen hat. Alles was sie, ehe sie mit der Verzückung schließt, in Ton, Miene und Geberde leistet, muß die Höhe vorausahnen und den Kampf versinnlichen, den die Maria, die sich demütigt, mit der Maria, die sich fühlt, stufenweise durchkämpft. Der heftigste Kampf, den der Dichter zu Anfang der Zankscene vorschreibt, besteht darin, daß Maria im Vollgefühl ihrer königlichen Berechtigung es zwar erkennt, daß ihre rettungslose Lage sie zur Demütigung zwingt, diesen Zwang aber nicht zu ertragen vermag. Daher der Eindruck des Stolzes, den sie auf Elisabeth macht. Sie versucht, sich zu beugen, aber sie betet die Gottheit an, die Elisabeth erhöhte. Das königliche Bewustsein bricht immer durch und immer mächtiger und wird immer wieder und immer schwächer niedergekämpft. Der Dichter leiht ihr glühenden Zorn, aber zugleich edle Würde. Die Beleidigungen gegen die beglückte Gegnerin liegen in der Härte des Ausdrucks, den die Darstellerin nicht zu verstärken hat, es sei denn durch den Ton herabsehender Verachtung und zwar von der Höhe des voll ausbrechenden Gefühls königlicher Machtfülle. — In der Maria fieng Schiller an, sich einer größeren Mannigfaltigkeit im Silbenmaße zu bedienen, wo die Gelegenheit es rechtfertigte. Die Abwechslung fand er ja auch in den griechischen Stücken und er glaubte, man müße das Publikum an alles gewöhnen. — Längere Zeit wurde die Arbeit durch eine schwere Krankheit unterbrochen, die Schillers Frau in Folge der Geburt der ältesten Tochter (Karoline, 11. Oct. 1799) zu überstehen hatte und die alle Gedanken des Dichters von dem Stücke abzog. Am letzten Abend des Jahres war er beschäftigt, seinen Helden Mortimer noch unter die Erde zu bringen; Die Keren des Todes nahten sich ihm schon. Leider wurde die Arbeit im nächsten Jahre lange Zeit durch eine

harte Krankheit Schillers unterbrochen, und erst im Mai, als er sich einige Wochen nach Ettersburg zurückzog, wo er blos mit seinem Bedienten im Schloße lebte, gelang es ihm das Stück zu beendigen. Er leitete dann die Proben in Weimar. Es war ruchbar geworden, daß in dem Stücke eine Communionscene aufs Theater gebracht werde, und Goethe wurde veranlaßt, den Dichter zwei Tage vor der Darstellung zu ersuchen, die Function zu umgehen. Goethe bekannte nun selbst, daß es ihm dabei nicht wol zu Mute gewesen, und er hielt es nun, da man (Herder) dagegen schon im voraus protestierte, in doppelter Betrachtung nicht rätlich. Schiller fügte sich, und die Aufführung fand am 14. Juni 1800 in Weimar statt und zwar mit einem Erfolge, wie ihn der Dichter nur wünschen konnte, der jetzt endlich anzufangen meinte, sich des dramatischen Organes zu bemächtigen und sein Handwerk zu verstehen. — Von den Urteilen über das Stück, wie sie damals in Weimar gefällt wurden, berichtet Schröder, der noch im Juni dort verweilte. Der Bibliothekar Vulpius scheint nur ein Echo von Goethe gewesen zu sein; er sprach viel über die Maria und zog sie dem Carlos vor. Herder zergliederte das Trauerspiel „mit dem ihm eigenen Scharfsinn, nach welchem die Fehler die Schönheiten übertrafen.“ Wieland, den Schröder bei der Herzogin Amalie traf, war ungemein munter und witzig und machte sich über die Maria Stuart weidlich lustig. Der ältere Kreiß scheint überhaupt die Arbeiten Schillers weder geliebt, noch verstanden zu haben; war doch die Frau Herder naiv genug, im ersten Enthusiasmus über Goethes Natürliche Tochter zu versichern (S. 228), sie sei ein Licht der Kunst, bei dem das schillersche Irrlicht verschwinde!

Als die Maria aufgeführt wurde, hatte Schiller seinen Wohnsitz schon seit einem halben Jahre dauernd in Weimar genommen. Die äußern Lebensschicksale, die oben (S. 335) bis zur Geburt seines ersten Sohnes geführt wurden, mögen hier kurz nachgeholt werden.

Das häufige längere Zusammenleben mit Goethe, sei es, daß dieser nach Jena kam oder daß Schiller nach Weimar reiste, darf dabei übergangen werden. Im Januar 1797, wo ihm als erste Bedingung eines glücklichen Fortganges seiner Arbeit eine leichtere Luft und Bewegung notwendig erschien, war er entschloßen, mit den ersten Regungen des Frühjahrs den Ort zu verändern und sich, wo möglich in Weimar, ein Gartenhaus mit heizbaren Zimmern auszusuchen. Goethe hätte ihm recht gern sein leer stehendes Gartenhaus zu Diensten gestellt, aber es war nur ein Sommeraufenthalt für wenige Personen und für Schillers Lebensweise völlig ungeeignet. Da sich damals gerade in Jena Gelegenheit fand, den schmidtschen Garten daselbst zu erwerben, so bot Schiller im Februar 1150 Thlr. darauf und hofte ihn für 1200 zu bekommen. Es war vor der Hand nur ein leichtes Sommerhaus und konnte wol noch ein hundert Thaler kosten, um nur im Sommer bewohnbar zu sein; aber diese Verbeßerung seiner Existenz war ihm alles wert. Nach längerem Hin- und Herziehen des Kaufs zwischen den Behörden, dem akademischen Senat in Jena und dem Pupillencollegium, war Schiller mit Goethes Beihülfe so glücklich, noch im Frühjahre den Zuschlag zu erhalten, und am 2. Mai zog er in den Garten, aus dem er den ersten Gruß an Goethe sandte. Eine schöne Landschaft umgab ihn, die Sonne gieng freundlich unter und die Nachtigallen schlugen. Alles um ihn herum erheiterte ihn und sein erster Abend auf dem eignen Grund und Boden war von der fröhlichsten Vorbedeutung. Auf diesem Garten übersetzte er den Vieilleville und dichtete er seine Balladen, den Taucher, den Handschuh, den Ring des Polykrates, die Kraniche des Ibykus, den Ritter Toggenburg, den Gang nach dem Eisenhammer, die nadowessische Todtenklage, und hier war er auch am Wallenstein thätig. Der Winter trieb ihn wieder in die Stadt, wo er in dem traurigen Zustande, daß er gewöhnlich einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Drucks oder des Leidens büßen muste, hinbrachte und in seinen Arbeiten wenig gefördert werden konnte. Desto heiterer sah

er ins Frühjahr hinein, dem er mit neu erwachtem Verlangen sich entgegensehnte. Es beschäftigte ihn zuweilen auf eine angenehme Weise, in seinem Gartenhause und Garten Anstalten zur Verbeßerung seines dortigen Aufenthaltes zu treffen. Er ließ sich niedlich und reinlich in einer der Gartenhütten ein Bad mauern; die Hütte wurde um ein Stockwerk erhöht und erhielt eine freundliche Aussicht ins Thal der Leutra. Auf der entgegengesetzten Seite war schon im vorigen Jahre an die Stelle einer Hütte eine ganz massiv gebaute Küche getreten, die zu Goethes österm Verdruß den ganzen Garten mit ihren Fettgerüchen füllte und den Aufenthalt verleidete. Am 7. Mai 1798 bei unsicherm Wetter wagte er es, seinen Auszug in den Garten zu halten und es gelang ihm nach Wunsche. Er saß nun endlich wieder in seinem ländlichen Eigentum. Aber die Besuche häuften sich so, daß er in zwei Tagen mehr Geräusch erfuhr, als im ganzen Winter. Unter diesen war der Edle Joseph von Retzer, der Wiener Censor und Dichter der ein Gedicht an Gleim zurückließ, „das den ganzen Mann vollends fertig machte." Vom 20. Mai bis 21. Juni war Goethe in Jena, der das Richten des schillerschen Gartenhänschens (11. Juli) nicht abwartete, während Schiller, der einer so ganz neuen Erfahrung nicht ausweichen mochte, durch den kleinen Bau der Gartenzinne, die er am 20. Juli unter Dach bringen sah, sich „öfters als nötig" von seiner Arbeit abziehen ließ. In diesem Jahre lieferte ihm der Garten den Schluß des Wallenstein in der ersten Bearbeitung, den Kampf mit dem Drachen (den er aus Vertots Maltesergeschichte schöpfte), die Bürgschaft (aus Hygin) und das Bürgerlied, wie das Eleusische Fest ursprünglich hieß. Nach einem Aufenthalt in Weimar (zur Aufführung von Wallensteins Lager) im October, zog er am 6 Nov. wieder in sein Castell in der Stadt, um die Picolomini aller Krankheitsanfechtungen ungeachtet zu vollenden, was am Tage vor Weihnachten gelang. Am 4. Jan. 1799 gieng er dann wieder (zur Aufführung der Picolomini) nach Weimar (S. 354), wie er denn auch im April wieder (zur Aufführung der Tragödie Wallenstein) längere Zeit dort verlebte.

Am 10. Mai zog er, vom Wetter nicht begünstigt, wieder in den Garten und war froh, nun die ersten milden Augenblicke gleich im Freien genießen zu können. Diesmal war Maria Stuart mit ihm hinausgezogen, über deren Entstehen, Wachsen und Reifen vorhin berichtet ist.

Glänzende äußere Anerkennungen hatte Schiller bisher fast keine erlebt. Seiner Erwählung zum französischen Bürger, der glänzendsten vielleicht eben so sehr wie der zweideutigsten, ist schon gedacht worden. Als er zu Anfang April 1797 mit einem großen prächtigen Pergamentbogen aus Stockholm überrascht wurde und das Diplom mit dem großen wächsernen Siegel aufschlug, glaubte er, es müste wenigstens eine Pension herausspringen, am Ende wars aber blos ein Diplom der Akademie der Wißenschaften. „Indessen freut es immer, wenn man seine Wurzeln ausdehnt und seine Existenz in andre eingreifen sieht.“ Der Ernennung zum Professor ordinarius im März 1798 mag hier vorbeigehend gedacht werden. Im Juni 1799 erhielt er binnen acht Tagen zwei Anträge aus London, dramatische Stücke in Manuscript hinzuschicken, zwar nur von Buchhändlern und von Uebersetzern und noch mit keinen bestimmten Geldversprechungen begleitet, aber die Nachfrage war so stark, daß er Aussichten glaubte darauf gründen zu können. Im August hatte dann ein Londoner Buchhändler den bestimmteren Antrag gemacht, ihm für jedes Manuscript, das er noch ungedruckt nach England zum Uebersetzen schicke, sechzig Pfund zu bezahlen, unter der Bedingung, daß das englische 14 Tage früher erscheine, als das Original in Deutschland. Was daraus für ihn Ersprießliches hervorgegangen sein mag, ist unbekannt geblieben. — Als im Juli 1799 König Friedrich Wilhelm III. mit seiner Frau, der Königin Louise, in Weimar zum Besuche war, fand sich Schiller dort auch ein und muste sich dem königlichen Paare auch vorstellen laßen. Die Königin war sehr graziös und von dem verbindlichsten Betragen gegen ihn. Der Wallenstein, den sie in Berlin nicht hatte wollen spielen sehen und in Weimar kennen zu lernen sich ausbedungen hatte, wurde gespielt und mit großer Wirkung. Was Schiller bei allen Vor-

stellungen, die er von diesem Stücke gesehen, verwunderte und erfreute, war, daß das eigentlich Poetische, selbst da, wo es von dem Dramatischen ins Lyrische übergeht, immer den sichersten und tiefsten Eindruck allgemein hervorbrachte.

Da Schiller entschlossen war, sich die nächsten sechs Jahre (so lange fristete ihm der Himmel das Leben wirklich) ganz ausschließlich an das Dramatische zu halten, so konnte er es nicht umgehen, den Winter in Weimar zuzubringen, um das Bedürfnis theatralischer Anschauungen zu befriedigen. Seine Arbeiten, meinte er, würden dadurch um vieles erleichtert werden und die Phantasie eine zweckmäßige Anregung von außen erhalten, da er in seiner bisherigen isolierten Existenz, die eine absolute Einsamkeit war, alles was ins Leben und in die sinnliche Welt treten sollte, nur durch die höchste innere Anstrengung und nicht ohne große faux-frais zu Stande brachte. Er entschloß sich vorerst zu dem Winke an Goethe, daß die ökonomischen Mittel zur Realisierung dieser Sache ihn zunächst beschäftigen sollten. Goethe antwortete auf den Wink: „Wir wollen gerne das Unsrige dazu beitragen, um das Vorhaben zu erleichtern. Die größte Schwierigkeit ist wegen eines Quartiers." Diese waren zu überwinden. Viel größer war die Sorge Schillers um Vermehrung seiner Einnahmen, mit der die Mehrkosten bestritten werden könnten. Er ließ sich deshalb gegen Goethe näher heraus und bemerkte, der Herzog habe ihm im letzten Frühjahr seinen Wunsch zu erkennen gegeben, daß er öfters nach Weimar komme und länger dort bleibe. Da er nun dem Herzoge zugleich sehr leicht begreiflich machen könne, wie sehr er sich selbst dabei besser befinden würde, so wolle er sich mit geradem Vertrauen an ihn wenden und ihn bitten, daß er ihm für die dadurch zuwachsenden größeren Kosten etwas zulege. Das Versprechen einer Zulage habe er ohnehin seit fünf Jahren her vom Herzoge und dieser sei immer gnädig gegen ihn gewesen. „Könnte ich übrigens durch meine Gegenwart in Weimar dem Theater Nutzen schaffen, wozu ich mich von ganzem Herzen erbiete, so würde die Sache sich noch einfacher abthun laßen."

Es fand sich, daß die Wohnung der Charlotte v. Kalb (der Schiller längst fremd geworden und die ihre Neigung auf Jean Paul übertragen hatte) frei werde. Schiller ließ dieselbe für sich zu 122 Thlr., den Laubthaler zu 1 Thlr. 14 Gr., mieten und wandte sich dann am 1. Sept. an den Herzog. „Die wenigen Wochen meines Aufenthalts zu Weimar, schreibt er, und in der größeren Nähe Eurer Durchlaucht im letzten Winter und Frühjahr haben einen so belebenden Einfluß auf meine Geistesstimmung geäußert, daß ich die Leere und den Mangel jedes Kunstgenußes und jeder Mitteilung, die hier in Jena mein Looß sind, doppelt lebhaft empfinde. So lange ich mich mit Philosophie beschäftigte, fand ich mich hier vollkommen an meinem Platze; nunmehr aber, da meine Neigung und meine verbeßerte Gesundheit mich mit neuem Eifer zur Poesie zurückgeführt haben, finde ich mich hier wie in eine Wüste versetzt. Ein Platz, wo nur die Gelehrsamkeit und vorzüglich die metaphysische im Schwange geht, ist den Dichtern nicht günstig; diese haben von jeher nur unter dem Einfluße der Künste und eines geistreichen Umgangs gedeihen können. Da zugleich meine dramatischen Beschäftigungen mir die Anschauung des Theaters zum nächsten Bedürfnis machen und ich von dem glücklichen Einfluße desselben auf meine Arbeiten vollkommen überzeugt bin, so hat alles dies ein lebhaftes Verlangen in mir erweckt, künftighin die Wintermonate in Weimar zuzubringen. Indem ich aber dieses Vorhaben mit meinen ökonomischen Mitteln vergleiche, finde ich, daß es über meine Kräfte geht, die Kosten einer doppelten Einrichtung und den erhöheten Preis der meisten Notwendigkeiten in Weimar zu erschwingen. In dieser Verlegenheit wage ich es, meine Zuflucht unmittelbar zu der Gnade Eurer Durchlaucht zu nehmen, und ich wage es mit um so größerem Vertrauen, da ich mich in Ansehung der Gründe, welche mich zu dieser Ortsveränderung antreiben, Ihrer höchst eigenen gnädigsten Beistimmung versichert halten darf. Es ist der Wunsch, der mich antreibt, Ihnen selbst, gnädigster Herr, und den Durchlauchtigsten Herzoginnen näher zu sein und mich durch das

lebhafte Streben nach Ihrem Beifall in meiner Kunst selbst vollkommner zu machen, ja vielleicht etwas Weniges zu Ihrer eigenen Erheiterung dadurch beizutragen. Da ich mich in der Hauptsache auf die Früchte meines Fleißes verlaßen kann und meine Absicht keineswegs ist, darin nachzulaßen, sondern meine Thätigkeit vielmehr zu verdoppeln, so wage ich die unterthänigste Bitte an Eure Durchlaucht, mir die Kostenvermehrung, welche mir durch die Translocation nach Weimar und eine zweifache Einrichtung jährlich zuwächst, durch eine Vermehrung meines Gehaltes gnädigst zu erleichtern." Nach der Rückkehr von einem Ausfluge, den er am 4. Sept. nach Rudolstadt antrat, konnte er am 26. Sept. seinem Freunde Körner melden: „Es ist nun ausgemacht, daß ich die nächsten Winterhalbjahre in Weimar zubringe; der Herzog hat mir zweihundert Thaler Zulage gegeben, und ich erhalte auch etwas Holz in natura, welches mir bei dem theuren Holzpreise in Weimar sehr zu statten kommt. Ich werde also verschiedene Veränderungen in meiner Lebensweise erleiden und besonders mehr als bisher in Gesellschaft leben. Obgleich Weimar ein theurerer Ort ist als Jena, so kann ich von dem, was mich der dortige Aufenthalt auf sechs Monate jährlich mehr kostet, doch alles das abrechnen, was es mich in Jena kostete, ein kleines Haus zu machen. Denn da ich nicht ausgehe, so sah ich alles bei mir, und muste oft bewirten. Dies fällt in Weimar weg und ich gewinne mithin die zugelegten zweihundert Thaler ganz." Es fand sich an Ort und Stelle freilich anders. Der Aufenthalt in Weimar war viel theurer, als Schiller gedacht. Doch wollte er lieber mehr zu verdienen suchen, als die Vorteile des Orts missen, da sie für sein inneres Wesen von Bedeutung waren. Jena war kein Platz mehr für ihn; nichts war dort, was ihn aufregen konnte. Es war in Weimar zwar auch nicht viel Geist in Circulation, weil aber viel müßige Leute dort waren, so war ein Bedürfnis da, den Geist zu reizen, und so kam denn natürlich die Reihe zuerst an Poesie und Kunst. Bevor er aber dorthin zog, hatte er noch eine harte Prüfung zu bestehen. Seine Frau, die am 11. Oct. ihm eine Tochter

schenkte, wurde in den nächsten Tagen von einem Nervenfieber mit heftigen Phantasien und Beängstigungen befallen, der weiße Friesel schlug sich dazu und mehre Wochen lag sie ohne Besinnung und hatte öfters phrenetische Anfälle. Schiller wachte fast eine Nacht über die andre und kam des Tages nicht von ihrem Bette; denn niemand als ihn und ihre Mutter duldete sie um sich. Um sich eine Aufheiterung zu schaffen fuhr Schiller am 6. Nov. nach Weimar zu Goethe und kehrte noch denselben Tag zurück. Er hatte sein Söhnchen Karl mitgenommen, den Goethe in Weimar behielt. Die Kunst des Arztes Starke rettete die Frau, aber die Genesung gieng langsam und mit kaum merklichen Schritten. Sie fühlte sich und ihren Zustand wieder, zeigte mehr Aufmerksamkeit und Anteil für die Dinge, die sie umgaben und das Gedächtnis fieng auch an sich wieder einzustellen, obgleich die Phantasie noch unruhig war und ihre Phantasmata in alles einmischte. Ende November war der Zustand doch in so weit befriedigend, daß die Reise nach Weimar vorbereitet und am 3. Dec. wirklich unternommen werden konnte; sie gieng glücklich von statten; die Frau, die bei Frau v. Stein wohnte, überstand die Troubles der Uebersiedlung recht gut, schlief gut und ohne eine Spur ihrer alten Zufälle. Der Anfang war also glücklich gemacht und Schiller hofte das Beste für die Zukunft. Er stellte sich am 7. Dec. dem Herzoge vor und brachte dort eine Stunde zu. Da der Inhalt des Gesprächs Goethe mündlich berichtet wurde, ist er unbekannt geblieben. Am 3. Jan. 1800 war er zur Herzogin Amalie eingeladen, um ein kotzebuesches Stück, das am folgenden Tage gespielt werden sollte, vorlesen zu hören, eine Zumutung, der er sich nicht wol entziehen konnte, da er dort noch keine Visite abgelegt hatte; er blieb aber nicht zum Souper. Am 15. Jan. war er beim Herzoge eingeladen, wo er sonst niemand fand. Damit war seine Hofverbindung geschloßen; denn am 2. Febr. 1802 äußert er in einem Briefe an Frau v. Stein, er lebe nun zwei Jahre in Weimar, ohne nach Hofe eingeladen zu sein und verbitte deshalb die Einladungen auch für die Folge. Unglücklich war er darüber keineswegs, denn er

hatte Beßres zu thun, als dort oben, wie Goethe einmal sagte, „im Sande herumzuburschen." — Der Herzog nahm übrigens wirklichen Anteil an Schillers Arbeiten und suchte ihm sogar Stoff zu Tragödien ausfindig zu machen; so schlug er die Geschichte des Martinuzzi vor, noch ehe Schiller Jena verlaßen hatte, stand aber, als Schiller die Geschichte zum Stoff einer Tragödie für unbrauchbar erklärte, da sie bloß Begebenheiten, keine Handlung enthalte und alles darin zu politisch sei, von seinem Vorschlage willig ab und wünschte nun ein Schema der Malteser. Schiller dachte (im Oct. 1799) über die Disposition derselben nach, um dem Herzoge sogleich bei seiner Ankunft etwas Bedeutendes vorlegen zu können, und meinte, es werde mit diesem Stoffe recht gut gehen, da das punctum saliens bereits gefunden sei und das Ganze sich zu einer einfachen großen und rührenden Handlung ordne. An dem Stoffe werde es nicht liegen, wenn keine gute Tragödie daraus werde. Zwar sei mit so wenigen Figuren, wie Goethe gewünscht habe, nicht auszureichen, da der Stoff es nicht erlaube, aber die Mannigfaltigkeit werde nicht zerstreuen und der Einfachheit des Ganzen keinen Abbruch thun. Dem Verlangen des Herzogs verdanken wir wenigstens den Plan der Malteser, der leider nicht ausgeführt ist und eben weil es ein Plan von Schiller ist, wol nie von einem Dichter ausgeführt werden wird.

Ein großes Vorhaben in Bezug auf das Theater, mit dem Schiller sich schon lange getragen, wußte er auch für Goethe interessant zu machen. Schon im Dec. 1797 hatte Schiller dem Buchhändler Unger in Berlin einen Theaterkalender angeboten, der sich mit allem was theoretisch und praktisch zu der dramatischen und theatralischen Kunst gehört, beschäftigen sollte. Der erste Jahrgang sollte zu Michaelis 1799 erscheinen; Unger müße aber 100 Friedrichsd'or an das Honorar wenden können und wollen. Diese Forderung scheint für Unger zu hoch gewesen zu sein; es wurde wenigstens nichts daraus. Im Mai 1799 begegnet dann in den Briefen

24*

an Unger ein andrer Plan, eine Ausgabe eines deutschen Theaters, bei dem nur die Eine Schwierigkeit aufstieß, ob man die Unternehmung nicht unter der verhaßten Form eines Nachdrucks betrachten werde. „Wenn dies nicht zu fürchten ist, schreibt Schiller, so wäre Goethes und meine Idee, jede Messe fünf oder sechs Stücke, in zwei Bänden verteilt, herauszugeben, nebst einer kritischen Rechenschaft über die Wahl der Stücke und einer kurzen Beurteilung derselben. Wenn Sie für diese vier Bände die Summe von hundert Carolin geben zu können glauben, ohne daß der Preis eines Bandes höher als einen Reichsthaler gesetzt zu werden braucht, so wird das Publikum und wir unsere Rechnung dabei finden." Darauf scheint Unger eingegangen zu sein und Schiller sogar um die Ausführung des Planes gedrängt zu haben. Dieser schreibt am 26. Juli 1800: „Auch habe ich des herauszugebenden deutschen Theaters wegen mit Goethen neuerdings gesprochen und er hat große Neigung dazu. Diesen Winter sollen die Anstalten dazu gemacht werden, wo ich Ihnen dann auch unsern Plan ausführlicher mitteilen werde." Diese Mitteilung unterblieb wie das ganze Unternehmen. Beide aber, Goethe sowol als Schiller, verloren den eigentlichen Hauptzweck, die Bereicherung des Theaters durch Erneuerung der besten dramatischen Schöpfungen Deutschlands und des Auslands, nicht aus den Augen, und da auch der Herzog Interesse an der Sache nahm, freilich nicht im Sinne der beiden Freunde, so war an ein Zurücktreten um so weniger zu denken. Der Herzog meinte, Voltaires Mahomet werde in der Verbeßrung des deutschen Geschmacks eine Epoche machen. Ihm steckte, trotzdem daß er unter seinem Schutze die classische Dichtung Deutschlands entstehen und aufblühen sah, die Vorliebe für die französische Dichtung so tief im Fleische, daß er nicht müde wurde ihre Beachtung zu empfelen. Schiller sah schon im October 1799 den Mahomet durch und bekannte, daß wenn mit einem französischen und besonders voltaireschen Stück der Versuch gemacht werden solle, es auf die Bühne zu führen, der Mahomet am besten

dazu gewählt sei. Durch seinen Stoff sei das Stück schon vor der Gleichgültigkeit bewahrt und die Behandlung habe weit weniger von der französischen Manier, als die übrigen Stücke, deren er sich erinnere. Goethe selbst habe schon so viel dafür gethan und werde ohne große Mühe noch ein Bedeutendes dafür thun können. Der Erfolg werde unzweifelhaft der Mühe des Experimentierens wert sein. „Dem ungeachtet, fügt er hinzu, würde ich Bedenken tragen, ähnliche Versuche mit andern französischen Stücken vorzunehmen, denn es gibt schwerlich noch ein zweites, das dazu tüchtig ist. Wenn man in der Uebersetzung die Manier zerstört, so bleibt zu wenig poetisch Menschliches übrig, und behält man die Manier bei und sucht die Vorzüge derselben auch in der Uebersetzung geltend zu machen, so wird man das Publikum verscheuchen. Die Eigenschaft des Alexandriners, sich in zwei gleiche Hälften zu trennen, und die Natur des Reims, aus zwei Alexandrinern ein Couplet zu machen, bestimmen nicht blos die ganze Sprache, sie bestimmen auch den ganzen innern Geist dieser Stücke. Die Charaktere, die Gesinnungen, das Betragen der Personen, alles stellt sich dadurch unter die Regel des Gegensatzes, und wie die Geige des Musikanten die Bewegungen der Tänzer leitet, so auch die zweischenkligte Natur des Alexandriners die Bewegungen des Gemüts und die Gedanken. Der Verstand wird ununterbrochen aufgefordert, und jedes Gefühl, jeder Gedanke in diese Form, wie in das Bett des Prokrustes gezwängt. Da nun in der Uebersetzung mit Aufhebung des alexandrinischen Reims die ganze Basis weggenommen wird, worauf diese Stücke erbaut wurden, so können nur Trümmer übrig bleiben. Man begreift die Wirkung nicht mehr, da die Ursache weggefallen ist. Ich fürchte also, wir werden in dieser Quelle wenig Neues für unsere deutsche Bühne schöpfen können, wenn es nicht etwa die bloßen Stoffe sind.“ Goethe bearbeitete in der Folge noch den Tancred, Schiller den Macbeth, Gozzis Turandot, den Parasiten und Neffen als Onkel, der eignen Abneigung ungeachtet auch Racines Phädra. Einsiedel brachte mit

Gries' Beihülfe Calderons Leben ein Traum und eine purificierte Bearbeitung der Brüder von Terenz; Schlegels Uebersetzung des shakespearischen Julius Cäsar wurde gegeben und andere Stücke des Auslandes wurden von Andern bearbeitet, so daß in dieser Beziehung die weimarsche Bühne eine zeitlang einzig und unvergleichlich dastand. Nur darf man nicht annehmen, sie habe sich allein auf ein in diesem Sinne classisches Repertoire beschränkt; im Gegenteil sie konnte ohne die üblichen Stücke Ifflands und Kotzebues und Zschokkes und ihrer Genoßen eben so wenig bestehen wie alle übrigen Bühnen Deutschlands. Vor der Bühne sitzt nicht ein Publikum, das die dichterischen Blüten der Welt kennen lernen und genießen will, sondern eins, dem die Komödianten Spas machen und die Langeweile vertreiben sollen, seis mit Weinen, seis mit Lachen.

Zu Goethes Bearbeitung des Mahomet fieng Schiller im Jan. 1800 den Prolog an, in dem die Ideen über das universelle Theaterrepertoire entwickelt werden sollten. Eine Krankheit begann aber wieder mit ihm zu ringen, der er sich lange widersetzte. Um die Mitte des Jannars dachte er dem Macbeth nach und scheint die Bearbeitung, die er mit Hülfe der Wagnerschen Uebersetzung aus dem Englischen lieferte, bis Mitte Februar zu Stande gebracht zu haben. Dann erlag er. Am 24. März schrieb er an Körner: „Meine Krankheit muß sehr hart gewesen sein, denn jetzt in der sechsten Woche fühle ich noch immer die schweren Folgen; die Kräfte sind noch sehr weit zurück, daß ich mit Mühe die Treppen steige und noch mit zitternder Hand schreibe."

Die jungen romantischen Dichter, die sich an die Brüder Schlegel und Schelling anschloßen, wurden anfänglich von Schiller freundlich und wolwollend behandelt und vielfach begünstigt. Er zog den älteren A. Wilhelm Schlegel zur Teilnahme an den Horen und dem Musenalmanach schon im Juni 1795 heran, gab ihm die Versicherung seiner freundschaftlichen Achtung, nannte ihn

seinen vortreflichen Freund, war von seinen Beiträgen zu den Horen und dem Musenalmanache in hohem Grade erbaut, zeichnete dieselben durch ungewöhnliche Honorarzahlungen wie die goetheschen und herderschen aus und freute sich auf das lebhafteste der Aussicht, A. W. Schlegel dauernd in Jena zu sehen. Noch am 7. Mai 1797 schloß er ein Briefchen mit der verbindlichen Wendung, er wiederhole seine Einladung zum künftigen Almanache nicht, denn die alte gelte für immer. Aber plötzlich änderte er den Ton. Als er am 31. Mai 1797 einen Honorarrest übersandte und die Rechnung damit für geschloßen erklärte, schloß er sie überhaupt. „Es hat mir Vergnügen gemacht, schreibt er, Ihnen durch Einrückung Ihrer Uebersetzungen aus Dante und Shakespeare in die Horen zu einer Einnahme Gelegenheit zu geben, wie man sie nicht immer haben kann; da ich aber vernehmen muß, daß mich Herr Friedrich Schlegel zu der nemlichen Zeit, wo ich Ihnen diesen Vorteil verschaffe, öffentlich deswegen schilt und der Uebersetzungen zu viele in den Horen findet, so werden Sie mich für die Zukunft entschuldigen. Und um Sie, einmal für allemal, von einem Verhältnis frei zu machen, das für eine ofne Denkungsart und eine zarte Gesinnung notwendig lästig sein muß, so laßen Sie mich überhaupt eine Verbindung abbrechen, die unter so bewandten Umständen gar zu sonderbar ist und mein Vertrauen zu oft schon compromittierte.“ Schlegel war im höchsten Grade betroffen, sich für das Benehmen seines Bruders verantwortlich gemacht zu sehen, und bat, ihm zu gestatten, sich mündlich völlig zu rechtfertigen. Schiller lehnte das ab: „In meinem engen Bekanntschaftskreiße muß eine volle Sicherheit und ein unbegränztes Vertrauen sein, und das kann, nach dem was geschehen, in unserm Verhältnis nicht stattfinden. Beßer also wir heben es auf; es ist eine unangenehme Notwendigkeit, der wir, beide unschuldig wie ich hoffe, nachgeben müßen. Dies bin ich mir schuldig, da niemand begreifen kann, wie ich zugleich der Freund Ihres Hauses und der Gegen-

stand von den Insulten Ihres Bruders sein kann." Die Verbindung mit dem Musenalmanach bat er fortzusetzen und wirklich bestand sie fort; wie denn auch die Correspondenz, freilich lau und kärglich, fortdauerte. Von Friedrich Schlegel sprach Schiller aber fortan nur mit größter Verachtung. Schon vor dem Bruche mit August Wilhelm, am 16. Mai 1797 schrieb er an Goethe: „Es wird doch zu arg mit diesem Herrn Friedrich Schlegel. So hat er kürzlich dem Alexander Humboldt erzählt, daß er die Agnes (von Lilien, von Schillers Schwägerin) im Journal Deutschland recensiert habe und zwar sehr hart. Jetzt aber, da er höre, sie sei nicht von Ihnen, so bedaure er, daß er sie so streng behandelt habe. Der Laffe meinte also, er müße dafür sorgen, daß Ihr Geschmack sich nicht verschlimmere. Und diese Unverschämtheit kann er mit einer solchen Unwißenheit und Oberflächlichkeit paaren, daß er die Agnes wirklich für Ihr Werk hält." Am 23. Juli 1798 fragt er Goethen, was er zu dem neuen schlegelschen Athenäum und besonders zu den Fragmenten sage? und fügte hinzu: „Mir macht diese naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier physisch wehe." Goethe meinte, das schlegelsche Ingrediens in seiner ganzen Individualität scheine ihm denn doch in der Olla potrida unsers deutschen Journalwesens nicht zu verachten. Diese allgemeine Nichtigkeit, Parteisucht fürs äußerst Mittelmäßige, diese Augendienerei, die Katzenbuckelgeberden, diese Leerheit und Lahmheit, in der die wenigen guten Producte sich verlieren, habe an einem solchen Wespenneste wie die Fragmente einen fürchterlichen Gegner; auch sei Freund Ubique (Böttiger) schon geschäftig herumgegangen, um das Ganze zu discreditieren. Bei allem was Schiller daran mit Recht misfalle, könne man doch den Verfaßern einen gewissen Ernst, eine gewisse Tiefe und von der andern Seite Liberalität nicht ableugnen. Schiller räumte ein, man könne einen gewissen Ernst und ein tieferes Eindringen in die Sachen den beiden Schlegeln und dem jüngeren (Friedrich) insbesondere nicht absprechen; aber

diese Tugend sei mit so vielen egoistischen und widerwärtigen Ingredienzien vermischt, daß sie sehr viel von ihrem Werte und Nutzen verliere. Auch finde er in den ästhetischen Urteilen dieser Beiden eine solche Dürre, Trockenheit und sachlose Wortstrenge, daß er oft zweifelhaft sei, ob sie wirklich auch zuweilen einen Gegenstand darunter denken. Die eignen poetischen Arbeiten des älteren bestätigten ihm seinen Verdacht, denn es sei ihm absolut unbegreiflich, wie dasselbe Individuum, das Goethes Genius wirklich faße und Hermann und Dorothea z. B. wirklich fühle, die ganz antipodische Natur seiner eigenen Werke, diese dürre und herzlose Kälte auch nur ertragen, um nicht zu sagen schön finden könne. Wenn das Publikum eine glückliche Stimmung für das Gute und Rechte in der Poesie bekommen könne, so werde die Art, wie diese Beiden es treiben, jene Epoche eher verzögern als beschleunigen; denn diese Manier errege weder Neigung noch Vertauen noch Respect, wenn sie auch bei den Schwätzern und Schreiern Furcht errege, und die Blößen, welche die Herren sich in ihrer einseitigen und übertreibenden Art gäben, werfe auf die gute Sache einen fast lächerlichen Schein. Als Fr. Schlegels Lucinde erschienen war, las Schiller darin, machte sich damit aber den Kopf so taumelig, daß es ihm noch stundenlang nachgieng. „Sie müßen, rief er Goethe zu, dieses Product Wunders halber doch ansehen. Es charakterisiert seinen Mann, so wie alles Darstellende, beßer als alles was er sonst von sich gegeben, nur daß es ihn mehr ins Fratzenhafte malt. Auch hier ist das ewig Formlose und Fragmentarische, und eine höchst seltsame Paarung des Nebulistischen mit dem Charakteristischen, die Sie nie für möglich gehalten hätten. Da er fühlt wie schlecht er im Poetischen fortkommt, so hat er sich ein Ideal seiner selbst aus der Liebe und dem Witz zusammengesetzt. Er bildet sich ein, eine heiße unendliche Liebesfähigkeit mit einem entsetzlichen Witz zu vereinigen, und nachdem er sich so constituiert hat, erlaubt er sich alles und die Frechheit erklärt er selbst für seine Göttin.

Das Werk ist übrigens nicht ganz durchzulesen, weil einem das hohle Geschwätz gar zu übel macht. Nach den Rodomontaden von Griechheit und nach der Zeit, die Schlegel auf das Studium derselben gewendet, hätte ich gehoft, doch ein klein wenig an die Simplicität und Naivetät der Alten erinnert zu werden; aber diese Schrift ist der Gipfel moderner Unform und Unnatur, man glaubt ein Gemengsel aus Woldemar, aus Sternbald und aus einem frechen französischen Roman zu lesen." Man las es in Wahrheit, denn aus nichts anderm bestand dieser elende Roman, der sich auf seine Elendigkeit viel zu Gute that. Der Gipfel der Unform war es aber noch nicht, da sich Fr. Schlegel im Alarcos noch zu überbieten verstand. Die Urteile Schillers, Goethes und Andrer sind in Goethes Leben (S. 235 f.) angeführt. — Günstiger sah Schiller auf Tieck. Als dieser ihn und Goethe im Juli 1799 besucht hatte, schrieb Schiller: „Mir hat er nicht übel gefallen; sein Ausdruck, ob er gleich keine große Kraft zeigt, ist fein, verständig und bedeutend, auch hat er nichts Kokettes noch Unbescheidenes. Ich hab' ihm, da er sich einmal mit dem Don Quixote eingelaßen, die spanische Literatur sehr empfolen, die ihm geistreichen Stoff zuführen wird, und ihm, bei seiner eigenen Neigung zum Phantastischen und Romantischen, zuzusagen scheint. So müste dieses angenehme Talent fruchtbar und gefällig wirken und in seiner Sphäre sein." Einige Wochen später waren Tiecks romantische Dichtungen und Schleiermachers Reden über die Religion herausgekommen, die Schiller las, weil man ihn darauf neugierig gemacht hatte. Die letzteren kamen ihm, bei allem Anspruch auf Wärme und Innigkeit, im Ganzen noch sehr trocken und prätentioniert geschrieben vor; auch fand er wenig neue Ausbeute darin. Tiecks Manier kannte er aus dem gestiefelten Kater: „er hat einen angenehmen romantischen Ton und viele gute Einfälle, ist aber doch viel zu hohl und dürftig. Ihm hat die Relation zu Schlegel's viel geschadet." In Veranlaßung der Genoveva nannte er ihn eine sehr

graziöse, phantasiereiche und zarte Natur; nur fehle es ihm an Kraft und Tiefe und es werde ihm stets daran fehlen. Auch jetzt (Jan. 1801) bedauert er, daß die schlegelsche Schule schon viel an ihm verdorben habe; er werde es nie ganz verwinden. Sein Geschmack sei noch unreif; er erhalte sich nicht gleich in seinen Werken und es sei sogar viel Leeres darin. Auf den Besuch zurückblickend, den Tieck ihm vor anderthalb Jahren gemacht, bemerkt er, damals sei er anspruchslos und auch interessant gewesen: „ich fürchte aber, es hat sich indessen viel mit ihm verändert.“ Entschiedner spricht er sich einige Wochen später (27. April 1801) gegen die ganze Schule aus: „Mich macht das ohnmächtige Streben dieser Herren nach dem Höchsten nur verdrießlich; und ihre Prätensionen ekeln mich an. Genoveva ist als das Werk eines sich bildenden Genies schätzbar, aber nur als Stufe; denn es ist nichts Gebildetes und voll Geschwätzes, wie alle seine Producte. Es ist schade um dieses Talent, das noch so viel an sich zu thun hätte und schon so viel gethan glaubt; ich erwarte nichts Vollendetes mehr von ihm. Denn mir deucht der Weg zum Vortreflichen geht nie durch die Leerheit und das Hohle; wol aber kann das Gewaltsame, Heftige zur Klarheit und die rohe Kraft zur Bildung gelangen. Tieck besitzt übrigens viel literarische Kenntnisse und sein Geist scheint mir wirklich genährter zu sein, als seine Werke zeigen, wo man das Bedeutende und den Gehalt noch so sehr vermißt.“

Ueber Novalis äußert sich Schiller nicht. Erfreulicher war das Verhältnis zu den Brüdern Humboldt. Zwar über den ältern, Alexander, urteilt Schiller, durch die verstandesmäßige Kälte desselben mehr abgestoßen als angezogen, in den Briefen an Körner auch nicht günstig, doch erkennt er die Tiefe und den Umfang seines Wißens willig an. Es lag aber in der Richtung beider, daß sie sich nicht begegnen konnten. Was Wilhelm v. Humboldt für Schiller gewesen, geht aus dem Briefwechsel beider hervor. Dieser an Kenntnissen Schiller weit überlegene junge Mann, der

die Bescheidenheit besaß, kein poetisches Talent zeigen zu wollen, belebte Schillers Abende in Jena durch eingehende, stets fördernde Unterhaltung über alles, was für Schiller Interesse hatte. Nach Humboldts Abgange von Jena wurde auch dies Verhältnis gelockert; Schillers wachsende Production gestattete die weitläuftigen zersplitternden Briefwechsel nicht mehr; selbst an Körner schrieb er sparsamer; die einst so inhaltreiche und eifrige Correspondenz nach Kopenhagen war ganz aufgegeben. Die Gräfin Schimmelmann scheint darüber geklagt und Schiller über seinen Verkehr Vorwürfe gemacht zu haben. Er antwortete am 23. Nov. 1800 aus Weimar in einem Briefe, dessen Echtheit nicht zu bezweifeln ist: „Ihre gütigen Worte, meine gnädige Gräfin, befreien mich von meiner Verlegenheit und ich darf mich Ihnen mit Vertrauen wieder nähern. Wie konnte ich auch nur einen Augenblick an Ihrer großmütigen Gesinnung zweifeln, die sich so unverkennbar in jeder Zeile Ihres Briefes malt. Aber ich sah nur die Größe meines Unrechts und nicht zugleich auch die Schönheit Ihres Herzens, die über alle beschränkten Rücksichten erhaben ist. — Ja gewis, ich würde mein Schicksal preisen, wenn es mir vergönnt hätte, in Ihrer Nähe zu leben. Sie und der vortrefliche S. würden eine idealische Welt um mich gebildet haben. Was ich Gutes haben mag ist durch einige wenige vortreffliche Menschen in mich gepflanzt worden; ein günstiges Schicksal führte mir dieselben in den entscheidenden Perioden meines Lebens entgegen; meine Bekanntschaften sind auch die Geschichte meines Lebens. Dieses und einige Aeußerungen in Ihrem Briefe führen mich natürlich auf meine Bekanntschaft mit Goethe die ich auch jetzt, nach einem Zeitraum von sechs Jahren, für das wolthätigste Ereignis meines ganzen Lebens halte. Ich brauche Ihnen über den Geist dieses Mannes nichts zu sagen. Sie erkennen seine Verdienste als Dichter, wenn auch nicht in dem Grade an, als ich sie fühle. Nach meiner innigsten Ueberzeugung kommt kein anderer Dichter ihm an Tiefe der Empfindung und

an Zartheit derselben, an Natur und Wahrheit und zugleich an hohem Kunstverdienste auch nur von weitem bei. Die Natur hat ihn reicher ausgestattet, als irgend einen, der nach Shakespeare aufgestanden ist. Und außer diesem was er von der Natur erhalten, hat er sich durch rastloses Nachforschen und Studium mehr gegeben als irgend ein anderer. Er hat es sich seit zwanzig Jahren mit der redlichsten Anstrengung sauer werden laßen, die Natur in allen ihren drei Reichen zu studieren, und ist in die Tiefen dieser Wißenschaften gedrungen. Ueber die Physik des Menschen hat er die wichtigsten Resultate gesammelt und ist auf seinem ruhigen einsamen Wege den Entdeckungen vorausgeeilt, womit jetzt in diesen Wißenschaften so viel Parade gemacht wird. In der Optik werden seine Entdeckungen erst in künftiger Zeit ganz gewürdigt werden, denn das Falsche der newton'schen Farbenlehre hat er bis zur Evidenz demonstriert, und wenn er alt genug wird, um sein Werk darüber zu vollenden, so wird diese Streitfrage unwiderleglich entschieden sein. Auch über den Magnet und die Elektricität hat er sehr neue und schöne Ansichten. So ist er auch in Rücksicht auf den Geschmack in bildenden Künsten dem Zeitgeiste sehr weit voraus und bildende Künstler könnten sehr vieles bei ihm lernen. Welcher von allen Dichtern kommt ihm in solchen gründlichen Kenntnissen auch nur von ferne bei, und doch hat er einen großen Teil seines Lebens in Ministerialgeschäften aufgewendet, die darum, weil das Herzogtum klein ist, nicht klein und unbedeutend sind. Aber diese hohen Vorzüge seines Geistes sind es nicht, die mich an ihn binden. Wenn er nicht als Mensch den größten Wert von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wol sagen, daß ich in den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammenlebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; darum haben sich

Schwätzer und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden. Diese haßen ihn, weil sie ihn fürchten, und weil er das Falsche und Seichte im Leben und in der Wißenschaft herzlich verachtet und den falschen Schein verabscheut, so muß er in der jetzigen bürgerlichen und literarischen Welt notwendig es mit Vielen verderben. — Sie werden nun aber fragen, wie es komme, daß er bei dieser Sinnesart mit solchen Leuten, wie die Schlegelschen Gebrüder sind, in Verhältnis stehen könne. Dieses Verhältnis ist durchaus nur ein literarisches und kein freundschaftliches, wie man es in der Ferne beurteilt. Goethe schätzt alles Gute, wo er es findet, und so läßt er auch dem Sprach- und Verstalent des älteren Schlegel Gerechtigkeit widerfahren. Und darum, weil diese beiden Brüder und ihre Anhänger die Grundsätze der neuen Philosophie und Kunst übertreiben, auf die Spitze stellen und durch schlechte Anwendung lächerlich oder verhaßt machen, darum sind diese Grundsätze an sich selbst, was sie sind, und dürfen durch ihre schlimmen Partisans nicht verlieren. An der lächerlichen Verehrung, welche die beiden Schlegels Goethe erweisen, ist er selbst unschuldig; er hat sie nicht dazu aufgemuntert, er leidet vielmehr dadurch und sieht selbst sehr wol ein, daß die Quelle dieser Verehrung nicht die reinste ist; denn diese eiteln Menschen bedienen sich seines Namens nur als eines Paniers gegen ihre Feinde und es ist ihnen im Grunde nur um sich selbst zu thun. Dieses Urteil, das ich Ihnen hier niederschreibe, ist aus Goethes eigenem Munde, in diesem Tone wird zwischen ihm und mir von den Herren Schlegel gesprochen. — Insofern aber diese Menschen und ihr Anhang sich dem einreißenden Philosophie-Haß und einer gewissen kraftlosen seichten Kunstkritik tapfer entgegensetzen, ob sie gleich in ein anderes Extrem verfallen, insofern kann man sie gegen die andere Partei, die noch schädlicher ist, nicht ganz sinken laßen, und die Klugheit befielt zum Nutzen der Wißenschaft ein gewisses Gleichgewicht zwischen den idealistischen Philosophen und

den Unphilosophen zu beobachten. — Es wäre zu wünschen, daß ich Goethe eben so gut in Rücksicht auf seine häuslichen Verhältnisse rechtfertigen könnte, als ich es in Absicht auf seine literarischen und bürgerlichen mit Zuversicht kann. Aber leider ist er durch einige falsche Begriffe über das häusliche Glück und durch eine unglückliche Eheschen in ein Verhältnis geraten, welches ihn in seinem eigenen häuslichen Kreiße drückt und unglücklich macht, und welches abzuschütteln er leider zu schwach und zu weichherzig ist. Dies ist seine einzige Blöße, die aber niemand verletzt, als ihn selbst, und auch diese hängt mit einem sehr edlen Teil seines Charakters zusammen. — Ich bitte Sie, meine gnädige Gräfin, dieser langen Aeußerung wegen um Verzeihung; sie betrift einen verehrten Freund, den ich liebe und hochschätze und den ich ungern von Ihnen beiden verkannt sehe. Kennten Sie ihn so, wie ich ihn zu kennen und zu studieren Gelegenheit gehabt, Sie würden wenige Menschen Ihrer Achtung und Liebe würdiger finden."

Dieselbe Gesinnung, die Schiller hier in so edler Weise gegen die Gemalin seines Wolthäters kund gibt, kehrt häufig in den Briefen an Körner und an Goethe selbst wieder. Der Freundschaftsbund war ein ächter und probehaltiger. Es ist müßig zu fragen, ob derselbe, wenn Schiller längere Lebensdauer gegönnt gewesen wäre, eine Lockerung erlitten hätte. Beide verstanden freilich die schwere Kunst, alte Freunde zu vergeßen, aber keiner von beiden hatte je einen Freund gefunden wie Goethe an Schiller und Schiller an Goethe; beide waren unerschöpflich im gegenseitigen Geben und dankbaren Empfangen; der Wetteifer ihrer Naturen war über persönliche Nebenbuhlerschaft unbefangen erhaben; beide hatten die höchsten Ziele vor sich, und ihre Wege dahin waren so verschieden wie ihre poetischen und sittlichen Naturen; kreuzen konnten sie sich nie; der Zuwachs den der Eine an Ruhm gewann, konnte dem Andern nie Abbruch thun; beide waren ihres Volkes und ihrer Zukunft sicher; was die Gegenwart etwa verschieden

konnte, muste die Nachwelt wieder ins Gleiche bringen.*) Wer so wie diese beiden weiß, daß die Nachwelt den Einen nicht ohne den Andern gelten läßt, kann die kurze Zeit des irdischen Zusammenlebens nur verwenden, um die Eintracht zu kräftigen. So lange sie neben einander lebten, trübte sich ihr Verhältnis nicht einen Tag. Wer möchte auf Möglichkeiten Folgerungen bauen, für deren Möglichkeit ein fast elfjähriges Zusammenleben nicht den leisesten Schatten von Wahrscheinlichkeit geboten hat? Und dennoch hat es Menschen gegeben, die solche Möglichkeiten für wahrscheinlich, wol gar für notwendig erklärten. Es waren keine Ausländer.

Der Wechsel des Jahrhunderts, der für Schiller natürlich nicht mit dem Beginn sondern mit dem Schluße des Jahres 1800 eintrat, hatte in Weimar allerlei Pläne hervorgerufen. Der Abschnitt sollte lustig gefeiert werden. Im Nov. 1800 meinte Schiller, wenn die Anstalten gelängen, werde wahrscheinlich eine ungeheure Affluenz von Menschen nach Weimar erfolgen. Etwa acht Tage nach Neujahr sollten die Festlichkeiten anfangen und sich vierzehn Tage hinziehen. Leo v. Seckendorf hatte einen förmlichen Plan dazu entworfen und die weimarischen Größen rüsteten sich darauf. Es wurde jedoch nichts daraus, da sich Parteien in der Stadt gebildet hatten und der Herzog den Eclat vermeiden wollte. Was produciert worden, bot überdies wenig Erfreuliches dar. Am Neujahrsabend fand eine Aufführung der Schöpfung von Haydn statt, an der Schiller wenig Freude hatte; er nannte sie ein charakterloses Mischmasch. Dagegen verschaffte ihm Glucks Iphigenie auf Tauris einen unendlichen Genuß; noch nie hatte eine Musik ihn so rein und schön bewegt wie diese; „es ist eine Welt der Harmonie, die gerade zur Seele dringt und in süßer hoher Wehmut auflöst."

*) In seinen mutvollsten Augenblicken versprach sich Schiller, wie er 1796 an W. v. Humboldt schrieb, man werde ihn und Goethe verschieden specificieren, aber ihre Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff einander coordinieren.

Von den mancherlei Plänen, die Schiller faßte und dann liegen ließ, betraf einer die Erneuerung eines chinesischen Romans. Die bequeme Weise, aus einer Uebersetzung eine zweite zu schaffen, hatte er beim Macbeth kennen gelernt. Als ihm die veraltete und vergeßne Uebertragung des Haoh Kjöh (nicht Gaoh Kjöh) von Murr in die Hände fiel*), ein Buch, das ihm so viel Vortrefliches zu enthalten und ein so einziges Product in seiner Art zu sein schien, kam er auf den Gedanken, dasselbe in einer abgekürzten Bearbeitung wieder aufleben zu laßen. Am 29. Aug. 1800 bot er die Bearbeitung dem Buchhändler Unger für dessen Romanjournal (um 30 Carolin) mit der Bemerkung an, daß der Anfang schon gemacht sei und das Ganze noch vor Jahresschluß abgeliefert werden könne. Wie es scheint, gieng Unger darauf ein und erinnerte Schillern später an die Verheißung. Am 7. April 1801 antwortete dieser: „Der chinesische Roman soll auch noch geliefert werden; den Zeitpunkt kann ich nicht genau bestimmen." Die Bearbeitung kam nicht zu Stande; von dem, was angefangen war, scheint sich nichts erhalten zu haben. Schiller war tief in einer neuen Arbeit.

Gleich nach Vollendung des Macbeth, den er kaum für eine Arbeit rechnete, hatte er eine neue Tragödie vorgenommen. Am 26. Juni 1800 war er mit dem Schema noch nicht in Ordnung. Am 13. Juli bat er Körner, ihm einige Hexenprocesse und Schriften über diesen Gegenstand zu verschaffen, da er bei seinem neuen Stücke an diese Materie anstreife und einige Hauptmotive daraus nehmen müße. Dasselbe werde auch durch den Stoff großes Interesse erregen. Hier sei, anders als in den Picolomini, eine Hauptperson, und gegen die, was das Interesse betreffe, alle übrigen Personen, deren keine geringe

*) Haoh Kjöh Tschwen, d. i. die angenehme Geschichte des Haoh Kjöh. Ein chinesischer Roman in vier Büchern. Aus dem Chinesischen in das Englische [von Percy 1761] und aus diesem in das Deutsche übersetzt (von Christoph Gottlieb v. Murr). Mit Zusätzen und einem Versuch einer chines. Sprachlehre für die Deutschen. Leipz. 1766. 8. (Genauer: Chao-kieu-dschuan, die glückliche Vereinigung.)

sei, in keine Betrachtung kommen. Aber der Stoff sei der reinen Tragödie würdig: „wenn ich ihm durch die Behandlung so viel geben kann, als ich der Maria Stuart habe geben können, so werde ich viel Glück damit machen.“ Vierzehn Tage später, 28. Juli, verzichtete er schon auf die Schriften über Hexenwesen, da er sich wenig darauf einlaßen wollte und so weit er es brauchte mit eigener Phantasie auszureichen hofte. „In Schriften findet man beinahe gar nichts was poetisch wäre; auch Goethe sagt mir, daß er zu seinem Faust gar keinen Trost in Büchern gefunden hätte. (Diese Bemerkung Goethes beruhte auf einer erklärlichen Vergeßlichkeit. Ohne Reuchlins Werk de verbo mirifico würde die Scene, in der Faust sich mit dem Logos abmüht, niemals geschrieben sein) Es ist derselbe Fall mit der Astrologie; man erstaunt, wie platt und gemein diese Fratzen sind, womit sich die Menschen so lange beschäftigen konnten.“ Er nannte dem Dresdener Freunde (28. Juli 1800) den Stoff. „Es ist das Mädchen von Orleans; der Plan ist bald fertig; ich hoffe binnen vierzehn Tagen an die Ausführung gehn zu können. Poetisch ist der Stoff in vorzüglichem Grade, so nämlich wie ich mir ihn ausgedacht habe, und in hohem Grade rührend. Mir ist aber angst vor der Ausführung, eben weil ich sehr viel darauf halte und in Furcht bin, meine eigene Idee nicht erreichen zu können. In sechs Wochen muß ich wißen, wie ich mit der Sache daran bin. Die dramatische Handlung hat einen größeren Umfang als die in der Maria Stuart, und bewegt sich mit größerer Kühnheit und Freiheit. Jeder Stoff will seine eigene Form, und die Kunst besteht darin, die ihm anpassende zu finden. Die Idee eines Trauerspiels muß immer beweglich und werdend sein, und nur virtualiter in hundert und tausend möglichen Formen sich darstellen.“ Am 30. Juli war das Schema, wie er an Goethe schreibt, noch in Arbeit; am 13. Sept. meldete er, daß es mit der Arbeit langsam, aber nicht rückwärts gehe. Zwischendurch verfaßte er den Brief für Goethes Propyläen, den einzigen Beitrag, den er lieferte; doch war er an mehren Aufsätzen Goethes mitwirkend thätig (S. 218). Am

26. Sept. verlangte er von Goethe Werke über griechische Metrik, um die Theorie des Trimeters kennen zu lernen, da er von diesem Verse neben den freieren Rhythmen (wie in der Maria) Gebrauch machen wollte. Die Scene, in der dies geschah, wird am 19. Nov. als beendigt genannt. Inzwischen hatte er, schon am 6. Nov., die Tragödie, ohne Titel oder Inhalt zu verraten, dem Buchhändler Unger als Taschenbuch für 100 Carolin zum Verlag auf drei Jahre angeboten.*) Unger gieng, ohne Genaueres zu erforschen, auf das Anerbieten ein. Weihnachten war die Tragödie um einige bedeutende Schritte vorwärts gebracht. Nach Goethes schwerer Krankheit (S. 225) waren am 11. Febr. 1801 drei Acte in Ordnung geschrieben und wurden bei Goethe, der den Plan bis dahin noch nicht genauer hatte kennen lernen, Abends vorgelesen. Eine verbeßerte Ausgabe des Carlos und der niederländischen Geschichte, neben der letzten Durchsicht des Macbeth und der Maria, hielten die Vollendung auf. Zerstreuungen und Tumult verfolgten ihn in Weimar und trieben ihn Anfang März auf vier Wochen nach Jena, wo er in der Stille seines Gartenhauses seine Tragödie zu vollenden suchte. Aber wie sehr er sich hetzte und ängstigte, um zur rechten Zeit fertig zu werden, es wollte nicht recht damit fort. Mitte des Monats hatte er sich schon darin ergeben, wenn er bis Ostern nur die rohe Anlage des Stücks vollends hinwerfen könne, um dann nach seiner Rückkehr in Weimar nur noch zu runden und zu polieren. Die Ausbeute seines Aufenthalts zu Jena war der dort angefangene

*) Körner meldete im October 1801, daß man in Leipzig erzähle, Schiller erhalte von Unger für die Jungfrau von Orleans etliche tausend Thaler, und man wundere sich nicht darüber; überall würden höhere Honorare genannt als Schiller bekomme. Dieser machte sich die Erinnerung zu Nutze und schrieb gleich an Unger, der ihn um Text zu einem neuen Kalender gebeten, daß er sich nur für ein großes Honorar dazu verstehen würde, und er erhielt mit erster Post auch zur Antwort, daß er wol ein tausend Thaler daran wenden wolle. Auch an Cotta schrieb er und verlangte für seine künftigen Stücke dreihundert Ducaten. — Müllner bekam für den Yngurd von den ersten beiden Auflagen (bei Göschen) je 1200 Thlr. Cotta bezahlte für die vierte Auflage der Schuld 1000 Thlr., für die Albaneserin, die er in 10,000 Exemplaren druckte, gar 3000 Thlr.!

vorletzte Act und es war doch immer so viel geschehen als in eben so vieler Zeit in Weimar würde ausgerichtet sein: „Ich habe also zwar nichts in der Lotterie gewonnen, aber im Ganzen doch meinen Einsatz wieder.“ Am 1. April war er wieder in Weimar, und am 3. augurierte er von seinem letzten Acte viel Gutes, weil derselbe den ersten erkläre und so sich die Schlange in den Schwanz beiße. Weil die Heldin darin auf sich allein stehe und im Unglück von den Göttern im Stich gelaßen sei, so zeige sich ihre Selbstständigkeit und ihr Charakteranspruch auf die Prophetenrolle deutlicher. Der Schluß des vorletzten Actes sei sehr theatralisch und der donnernde deus ex machina werde seine Wirkung nicht verfehlen. Am 7. April sandte er die vier ersten Acte an Unger, der nun erst das Geheimnis erfuhr; am 30. April folgte der letzte Act nach, begleitet von einem Minervenkopf, den Meyer nach einer Camee gezeichnet hatte und der der Tragödie als Schmuck beigegeben wurde. Als Goethe am 20. April das fertige Stück gelesen hatte, sandte er es mit der Bemerkung zurück: „Es ist so brav, gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß.“ Leider fand die Arbeit in Weimar da, wo Schiller es am wenigsten vermuten mochte, eine unerwartete Aufnahme. Der Herzog, der von dem Stücke gehört und eine Art voltairischer Pucelle erwartet haben mochte, hatte die Jagemann-Heygendorf, der die Jungfrau zufallen muste, schon ehe er das Stück kannte, zu vermögen gesucht, die Johanna nicht zu spielen. Kaum hatte Goethe das Stück gelesen, als der Herzog das Manuscript verlangte und erhielt. Gegen Schillers Frau und Schwägerin äußerte er, das Stück habe eine unerwartete Wirkung auf ihn gemacht, meinte aber zugleich, es könne nicht gespielt werden. Schiller machte aus der Not eine Tugend und schrieb an Goethe, der Herzog könne Recht haben. „Nach langer Beratung mit mir selbst werde ich die Jungfrau auch nicht aufs Theater bringen, ob mir gleich einige Vorteile dabei entgehen.“ An W. Schlegel schrieb er am 14. Mai, die Jungfrau werde in Weimar nicht aufgeführt. In der That blieb sie zwei Jahre für die weimarische Bühne wie nicht vorhanden und erst im April 1803

gelangte sie hier zur Darstellung und hatte einen ganz ungewöhnlichen Erfolg; alles war davon elektrisiert; in kurzer Zeit fanden mehrfache Wiederholungen statt. Die Titelrolle wurde von einer Schauspielerin gegeben, die sonst nicht im Besitz der großen Rollen war, hier aber durch ein glückliches Zusammentreffen ihrer eigenen Individualität und einer großen Routine dahin kam, etwas Vortrefliches zu leisten. Was den Herzog anfänglich gegen dies Stück, das, wie Schiller an Göschen schrieb, aus dem Herzen geflossen war, so sehr eingenommen, ist rätselhaft. Die Annäherung an die Richtung der romantischen Schule, der sich Schiller hier unfreiwillig aber mit vollem Bewußtsein hingegeben, war wenigstens der Grund nicht. Daß er aber selbst dann noch, als das Stück schon seine Wirkung im deutschen Publikum gemacht hatte, demselben entgegen war und in einer Weise entgegen war, die mit seinem offnen graden Charakter fast unverträglich erscheint, zeigt sich darin, daß seine Freundin, die Jagemann, die Rolle abgelehnt hatte. Einstimmig war das Urteil des Publicums über die Tragödie damals wie jetzt keinesweges. Was daran ausgesetzt wurde und zum Teil noch ausgesetzt wird, beantwortete Schiller wesentlich in einem Briefe vom Jahr 1801, den Döring (Nr. 350) mitteilte. „Die Jungfrau, schreibt er, ist in ihrer Art das einzige Süjet, und ein beneidenswerther Stoff für den Dichter, ungefähr wie die Iphigenie der Griechen. Er konnte nur so erfunden werden; darum haben sich auch von jeher so viele Dichter und Dichterlinge an ihm vergriffen und versündigt, und darum versuchte ich ihre Wiedereinsetzung in die Rechte des romantischen Zeitalters, dem sie angehört. Der Revisionsprozeß schien mir eben so nötig mit den poetischen Acten vorzunehmen, als jener wirkliche, der im Jahr 1455 durch Papst Calixtus III. gegen die sündhaften 12 Artikel verhängt wurde. — Ich hatte anfangs dreierlei Pläne bei der Bearbeitung dieses Stoffes, und gestattete es die Zeit und das kurze, drängende Leben, so würde ich die beiden andern gleichfalls ausführen. Besonders lockend war mir der Gang des Stückes, wo ich ein treues Gemälde der damaligen ruchlosen Sitten und vor

allen der gedankenlosen Ausgelaßenheit am üppigen Hofe des Dauphins mit den Angriffen der Engländer und mit der Entschloßenheit des begeisterten Mädchens ganz anders kontrastiert hätte als jetzt, wo ich den Dauphin nur schwächlich und in dieser Schwächlichkeit liebenswürdig schildern durfte. Dann würde auch die Johanna in Rouen verbrannt worden sein. — Gewiß, es kostete mir keinen geringen Kampf, als ich mit den ersten vier Acten fast ganz fertig war, von der Geschichte in das romantische Feld der Möglichkeit überzuschweifen. Ich reisete deswegen um diese Zeit von Weimar nach Jena, und erst nach einer wochenlangen Ableitung aller Gedanken von meinen bisherigen Arbeiten kam mir der Geist und Entschluß zu derjenigen romantischen Ausführung, wie sie nun ist. — Der König war damals der Schutzgott des dritten Standes, des Bürgers und Landmannes, gegen den Uebermuth und die stolze Gewalt des Adels und der hohen Vasallen. Darum muste er der Schäferin Johanna schon darum im milden Lichte eines Retters erscheinen, und ich glaube darin einen Zug der weiblichen Natur getroffen zu haben, daß Johanna, die sich das Reich als ein Abstractum gar nicht denken kann, bei allen ihren Anstrengungen sich den guten, liebenswürdigen König nur als letzten Zweck dachte. Daraus dürften mehrere Stellen, besonders in den Abschiedsstanzen am Schluße des Prologs gerechtfertigt werden können. — Nenne man es immer eine epische Episode, die Scene mit dem Walliser Montgomery. Sie gehört zur Breite eines historischen Stücks, das die Ketten der Einheit sprengte. Wer seinen Homer kennt, weiß wohl, was mir dabei vorschwebte. (II. 21, 134 ff.) Eben um des Altertümlichen willen wählte ich auch den Senarius des alten Trauerspiels. Dieser ist der Cäsur wegen außerordentlich schwer, aber auch so schön und woltönend, daß es mir schwer wurde, zu den lahmen Fünffüßlern zurückzukehren. — Montgomery sollte auf allen Bühnen durch ein Frauenzimmer gespielt werden. — Das hartnäckige Schweigen der Johanna, als sie vor allem Volk von ihrem Vater der Zauberei bezüchtigt wird, ist in ihrer visionären Schwärmerei vollkommen ge-

gründet. Dazu kommt die Vorstellung, sie dürfe aus Pflicht dem Vater nicht widersprechen. Außer dem allgemeinen Vorurteile der bezauberten Welt im Mittelalter, dem Pfaffenwitz und Eigennutz so viel Vorschub that, wirkt beim Vater die gemeine Natur, in der es überall liegt, bei außerordentlichen Erscheinungen lieber an ein übermenschlich böses, als gutes Principium zu denken, oder überhaupt lieber Böses zu denken, allen Handlungen ein böses Motiv unterzuschieben. Dazu ist Thibaut ein schwarzgalliger Mensch, mit dem auch Johanna früher kein Wort spricht. Doch ist sie seine Tochter, und es ist psychologisch, daß gerade von einem solchen Vater eine solche Seherin und Prophetin erzeugt werden konnte. Der Himmel entsühnt Johannen durch dasselbe Zeichen, wodurch er vorher ihre Schuld bekräftigte. So wie sie es vernimmt, hält sie sich auf einmal wieder für entsündigt und losgesprochen. Es ist noch nicht genug beachtet, wie von jeher der Donner das Augurium der ungebildeten Sinnlichkeit war. — Der schwarze Ritter soll dazu dienen, uns mit einem neuen Bande an die romantische Geisterwelt zu knüpfen, da hier immer zwei Welten mit einander spielen. Sollte es Jemandem, der auf den Gang des Stücks nur einige Aufmerksamkeit richtet, zweifelhaft sein, daß damit der Geist des kurz vorher verschiedenen Talbot gemeint sei, der ja als Atheist der Hölle angehört? Immer sind die Menschen, wenn sie auf der höchsten Spitze standen, ihrem Falle am nächsten gewesen. Das widerfährt von dieser Scene an auch der Johanna. Die Jungfrau muß, da sie ein Wort spricht, das die Nemesis beleidigt, und wobei sie ihren Auftrag vom Himmel weit überschreitet: „Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert, als bis das stolze England untergeht", für solchen Uebermut notwendig büßen. Die Strafe folgt ihr in der Verliebung auf dem Fuße nach. Sie begehrt mit Geistern zu streiten. Ein neuer Frevel gegen die heilige Scheu. Eine einzige Berührung des Geistes lähmt sie. Mehr wollt' ich dadurch nicht ausdrücken noch motivieren. Am Ende ist doch der ganze Handel mit dieser Verliebung, woran sich so viele ärgern, nur eine

Prüfung. Nur die geprüfte Tugend — man erkundige sich nach jedem päpstlichen Prozess von einer Heiligsprechung — erhält die kanonisierende Palme."

Nach der Vollendung der Jungfrau von Orleans war es ihm wieder ganz unbehaglich; er wünschte wieder in einer neuen Arbeit zu stecken, da nur die Thätigkeit nach einem bestimmten Ziel das Leben erträglich mache. Schon im April trug er sich mit zwei neuen dramatischen Sujets, aber Mitte Mai war er noch zu keinem festen Entschluß gekommen. „In meinen Jahren, schrieb er an Körner, und auf meiner jetzigen Stufe des Bewußtseins ist die Wahl eines Gegenstandes weit schwerer: der Leichtsinn ist nicht mehr da, womit man sich in der Jugend so schnell entscheiden kann, und die Liebe, ohne welche keine poetische Thätigkeit zu bestehen vermag, ist schwerer zu erregen. In meiner jetzigen Klarheit über mich selbst und die Kunst, die ich treibe, hätte ich den Wallenstein nicht gewählt." Er hatte große Lust, sich nunmehr in der einfachen Tragödie, nach der strengsten griechischen Form zu versuchen, und unter den Stoffen, die er vorrätig hatte, erschienen ihm einige bequem dazu. Der eine waren die Malteser, zu denen bis auf das punctum saliens alles gefunden war; es fehlte an derjenigen dramatischen That, auf welche die Handlung zueilen und durch welche sie gelöst werden konnte; die übrigen Mittel: der Geist des Ganzen, die Beschäftigung des Chors, der Grund, auf welchem die Handlung vorgieng, alles war reiflich ausgedacht und beisammen. Ein anderes Sujet, welches ganz eigne Erfindung war (die Br. v. M.), war so weit gereift, daß die Ausführung gleich hätte beginnen können. „Es besteht, den Chor mitgerechnet, nur aus zwanzig Scenen und fünf Personen." Goethe billigte den Plan ganz; aber Schiller war noch nicht auf dem Grade der Neigung, den er brauchte, um sich einer poetischen Arbeit hinzugeben. Die Hauptursache glaubte er darin zu finden, weil das Interesse nicht sowol in den handelnden Personen, als in der Handlung lag, so wie im

Oedipus des Sophokles, „welches vielleicht ein Vorzug sein mag, aber doch eine gewisse Kälte erzeugt." Auch Warbeck drängte sich wieder auf, wollte sich aber der Form nach noch nicht unterwerfen. Außer einigen andern, noch mehr embryonischen Stoffen hatte er auch eine Idee zu einer Komödie, fühlte aber, wenn er darüber nachdachte, wie fremd ihm dies Genre war. Zwar glaubte er sich derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charaktere und auf Humor ankomme, gewachsen; aber seine Natur war doch zu ernst gestimmt, und was keine Tiefe hatte, konnte ihn nicht lange anziehen. Zu der Unschlüßigkeit kam noch, daß er in seiner Gesundheit angegriffen war; kaltes Wetter mitten im Sommer hatte ihm geschadet; sein Fleiß war gehemmt; nur Leander und Hero nebst einigen kleineren Gedichten hatte er bis Ende Juni zu Stande gebracht. Da faßte er den Entschluß, sich herauszureißen, um an der Ostsee das Seebad zu besuchen. Er dachte gegen Ende Juli (1801) abzureisen, zwölf Tage in Dobberan, eben so lange in Berlin, sechs Tage in Dresden zu verweilen und am 10. Sept. wieder zurück zu sein. Der Plan modificierte sich bald. Am 9. Juli war der Weg über Dresden aufgegeben; am 20. Juli war auf Dobberan und Berlin Verzicht gethan und nur vier Wochen wurden für Dresden bestimmt. Etwa am 7. Aug. traf Schiller mit seiner Frau und Schwägerin bei Körner ein und blieb bis in die zweite Hälfte des Septembers; am 20. war er wieder in Weimar. Auf der Reise interessirten ihn besonders die Theater. Allein was er davon sah, begeisterte ihn nicht gerade zur Arbeit, und er muste sie eine Weile vergeßen, um etwas Ordentliches zu machen. „Alles zieht zur Prosa hinab, und ich habe mir wirklich im Ernst die Frage aufgeworfen: ob ich bei meinem gegenwärtigen Stücke (Warbeck), so wie bei allen, die auf dem Theater wirken sollen, nicht lieber gleich in Prosa schreiben soll, da die Declamation doch alles thut, um den Bau der Verse zu zerstören und das Publikum nur an die liebe Natur gewöhnt

ist. Wenn ich anders dieselbe Liebe, welche ich für meine Arbeit notwendig haben muß, mit einer Ausführung in Prosa vereinigen kann, so werde ich mich wol noch dazu entschließen. Körner besorgte nach diesen Aeußerungen, daß Schiller den Jamben untreu werde, was gerade er am wenigsten solle. „Auf die Ungeschicklichkeit der jetzigen Schauspieler darf die Kunst nicht Rücksicht nehmen.“ Schiller beruhigte den Freund; er würde den Jamben vielleicht entsagen, wenn er an Erfindungen zu Theaterstücken fruchtbarer und in der Ausführung behender wäre; denn dieser Vers vermehre die theatralische Wirkung nicht und oft geniere er den Ausdruck. Stücke, wie die angedeuteten, gewönnen oft am meisten, wenn sie nur Skizzen seien. Aber er finde sich zu diesem Fache nicht berufen und weder fähig noch geneigt. Er werde daher seinen alten Weg fortsetzen und mit seinen dramatischen Herren Collegen nicht um den erbärmlichen Marktpreis streiten. Als Goethe ihm später einmal den Rat erteilte, sich bei seinen Stücken auf das Dramatischwirkende mehr zu concentrieren, gab ihm Schiller zwar Recht, da dies überhaupt schon, ohne alle Rücksicht auf Theater und Publikum, eine poetische Forderung sei; aber auch nur in so fern es eine solche sei, könne er sich darum bemühen. Solle ihm jemals ein gutes Theaterstück gelingen, so könne es nur auf poetischem Wege sein, denn eine Wirkung ad extra, wie sie zuweilen auch einem gemeinen Talente und einer bloßen Geschicklichkeit gelinge, könne er sich nie zum Ziele machen, noch auch könne er sie, wenn er es auch wollte, erreichen. „Ich glaube selbst, daß unsere Dramen nur kraftvolle und treffend gezeichnete Skizzen sein sollten, aber dazu gehörte dann freilich eine ganz andere Fülle der Erfindung, um die sinnlichen Kräfte ununterbrochen zu reizen und zu beschäftigen. Mir möchte dies Problem schwerer zu lösen sein, als einem andern, denn ohne eine gewisse Innigkeit vermag ich nichts, und diese hält mich gewöhnlich bei meinem Gegenstande fester, als billig ist.“ Die ewigen Katarrhalleiden, die

ihn selten verließen, hatten im Herbst (1801) ihm die freie productive Thätigkeit verwehrt. Um nicht müßig zu gehen, fieng er an, einen alten Vorsatz auszuführen, nämlich die neue Bearbeitung eines Gozzischen Märchens für das Theater. Wie beim Macbeth Eschenburg und Wagner, muste bei Turandot Werthes die Grundlage geben. Am 2. Nov. konnte er Körner schreiben, es rücke mit der Arbeit ganz gut fort, und er hoffe in einem Monat ziemlich damit ins Reine zu kommen. Während der Arbeit (die zunächst durch das Bedürfnis des weimarischen Theaters nach einem neuen Stück aus einer neuen Region bedingt wurde) bekannte er, daß er an der Handlung selbst nichts zu ändern wiße, aber doch durch eine poetische Nachhülfe bei der Ausführung der Tragikomödie einen höheren Wert zu geben hoffe. Sie sei mit dem größten Verstande componiert, aber es fehle an einer gewissen Fülle, an poetischem Leben. „Die Figuren sehen wie Marionetten aus, die am Draht bewegt werden; eine gewisse pedantische Steifigkeit herscht durch das Ganze, die überwunden werden muß. Ich habe also wirklich Gelegenheit, mir einiges Verdienst zu erwerben, und die sechs, sieben Wochen, die auf dies Geschäft gehen mögen, werden nicht verloren sein." Der Decembermonat wurde wieder durch häusliche Leiden (Masern der Kinder und der Frau) getrübt und die Arbeit gieng langsamer von statten. Doch war Turandot am 27. Dec. fertig und trotz eines (eintägigen) Choleraanfalles wurde das Stück so rasch gefördert, daß es am 3. Jan. 1802 zur Aufführung nach Dresden gesandt werden konnte. Dort traf das Stück auf seltsame Bedenklichkeiten. „Ketzereien, schrieb Körner, sind zwar nicht darin; aber ohne Veränderungen wird es doch nicht bleiben können. Ein unglücklicher vertriebener König, fürchte ich, wird schon Contrebande sein; er erinnerte an Frankreich. Ein Canzler Pantalon ist nun gar ein Gräuel, um so mehr, da unglücklicherweise der jetzige Canzler gerade manches Lächerliche hat. Er und Tartaglia werden wol zu ersten Mandarinen werden. So steh' ich auch nicht für die

Köpfe auf dem Thor.“ Dann stieß sich die Aufführung an den Kosten des chinesischen Costüms; der Intendant schlug vor, die Scene in ein anderes asiatisches Reich zu verlegen, womit Schiller sich einverstanden erklärte; auf Gatterers Geographie gestützt schlug er Kirman und Kandahar vor. Dann erregten die italienischen Masken wieder Anstoß und man wünschte für Pantalon, Tartaglia, Brighella und Truffaldin andere Namen nach persischem Costüm, wobei freilich der ganze italienische Spas und der drollige Contrast zwischen dem bekannten Charakter dieser Figuren und ihren Aemtern verloren gieng. Körner, der diese „Dresdener Schwachheiten“ der Nachsicht empfal und die Aenderungen vermittelte, war, was ihn betraf, sehr vergnügt über Turandot, prophezeite aber im Allgemeinen wenig Empfänglichkeit dafür; man werde von Schiller nur Madonnen sehen wollen und es übel nehmen, daß er auch Arabesken male; der leichte Uebergang von Ernst zu Scherz werde von wenigen geschätzt werden, und viele, setzt er schalkhaft hinzu, würden durch langes Nachdenken herausbringen, daß die Jungfrau von Orleans ein weit interessanterer Charakter sei als Turandot. Die Aufführung in Dresden fand erst im Nov. statt, aber, wie sich erwarten ließ, das Publicum konnte sich in diese Gattung nicht finden. In Weimar gieng es rascher mit der Aufführung; am 26. Jan. war die erste, am 28. die Hauptprobe; am Geburtstage der Herzogin (30. Jan.) wurde das Stück gespielt und am 3. Febr. wiederholt. Viel Costümaufwand wurde dabei nicht getrieben; man half sich mit chinesischen Mützen und dergleichen Kleinigkeiten; nur der Anzug des Kaisers, in einem langen schleppenden Gewande von Goldstoff, war kostbar. Doch auch hier war die Wirkung auf das Publicnm keine sonderliche. Nur die Rätsel fanden ungeteilten Beifall. Für die Wiederholung legte Schiller, um den Reiz der Neuheit zu bewahren, andre ein. Goethe schrieb darüber: „Ihre neuen Rätsel haben den schönen Fehler der ersten, besonders des Auges, daß sie entzückte Anschauungen des Gegen-

standes enthalten, worauf man fast eine neue Dichtungsart gründen könnte." Auch beim Publikum machte Turandot, die im Oct. 1802 gedruckt erschien, wenig Glück, obgleich die Nachdrucker sich ihrer bemächtigten.

Während der Vorbereitungen zur Aufführung Turandots in Weimar versuchte Schiller sich an einer Bühnenbearbeitung von Goethes Iphigenie (vgl. S. 230 ff.), die am 15. Mai aufgeführt wurde. Im März richtete er Don Carlos für die Bühne ein; Goethes Egmont wurde ebenso bearbeitet und später auch nach der vossischen Uebersetzung der Othello von Shakespeare. Einige kleine Lieder, die zum Teil für Goethes Club (S. 237) bestimmt waren (darunter das Lied an die Freunde, die vier Weltalter), glückten nebenher; Gita Govinda, Sakontala, Ariost wurden gelesen. Zu einer größeren dramatischen Arbeit wollte sich weder Stoff noch Stimmung finden.

Alle Gedanken an das Wegziehen waren schon längst aufgegeben. Schiller dachte in Weimar zu leben und zu sterben. Seine Verhältnisse waren angenehm und gut und waren es neuerdings noch mehr geworden. Sein Schwager Wolzogen, der die Heirat des Erbprinzen von Weimar mit einer Großfürstin von Rußland negotiiert hatte, war nach seiner Zurückkunft von Petersburg im weimarischen Geh. Conseil angestellt worden, so daß Schiller durch die drei Geh. Räte Goethe, Voigt und seinen Schwager sich in den besten Verhältnissen befand. Unter diesen Umständen war er bedacht, einen alten Wunsch zu verwirklichen, den: ein eignes Haus zu besitzen. Er entschloß sich, das Haus des Engländers Mellish, das bequem und freundlich gelegen war, zu erwerben; noch im Februar wurde der Contract abgeschloßen. Alles was er hatte und „zusammenkratzen" konnte, wurde für die Kaufsumme verwendet; das Honorar für eine neue Auflage des dreißigjährigen Krieges bei Göschen erbat er von diesem auf Himmelfahrt (27. Mai), da die Zahlung auf diesen Tag geleistet werden muste. Freitag

den 30. April zog er ein. Das obere Stockwerk bewohnte er allein; seine Zimmer hatten die Morgen- und Mittagssonne und waren gegen das Grüne gerichtet. „Ein carmoisinseidner Vorhang, erzählt die Schwägerin, war vor dem Fenster angebracht, an dem sein Arbeitstisch stand. Er sagte, daß der rötliche Schimmer belebend auf seine productive Stimmung wirke."*) Indessen wurden ihm die ersten Zeiten seiner Ortsveränderung durch manches verbittert, besonders aber durch die Nachricht von dem schweren Krankenlager und Tod seiner Mutter, die in Cleversulzbach am Tage seines Einzuges gestorben war. Er konnte sich nicht erwehren, von einer solchen Verflechtung des Schicksals schmerzlich angegriffen zu werden.

Die schon erwähnte Nichtbeachtung von Seiten des Hofes (S. 370), die er gegen Frau v. Stein am 2. Februar 1802 betonte, war wol weniger ihm als der Schwägerin unerfreulich, und diese scheint mit den Frauen der weimarischen Gesellschaft auf den Herzog einen bestimmenden Einfluß geübt zu haben, um eine Aenderung herbeizuführen. Schiller wurde durch ein kaiserliches Diplom vom 7. Sept. 1802 in den Adelstand erhoben. Seine Frau schreibt darüber mit der Miene des Gleichmuts und doch mit unverkennbarer Freude am 22. Nov. 1802 an Fritz v. Stein: „Daß Schiller ein prächtiges Adelsdiplom erhalten hat, wißen Sie wol schon? Sie kennen uns, und wißen, was wir davon halten; der Kinder wegen ist man schuldig, es nicht fallen zu

*) Ein Tübinger Landsmann fand Schillers Studierstube so bescheiden und unordentlich wie jedes Gelehrtenzimmer. (Schwab, Sch's. Leben. 1841. 8. S. 583.) Die Darstellungen der Frau v. Wolzogen sind immer bemüht, Schillers einfaches äußeres Leben glänzender erscheinen zu laßen, als es in der Wirklichkeit war. Ein kaum glaubliches Beispiel dieser Verschönerungssucht begegnet da, wo die Frau v. W. über Schillers Begräbnis berichtet: „Das Leichenbegängnis war dem Range des Verstorbenen gemäß angeordnet; aber zwölf junge Männer höheren Standes nahmen die Leiche den gewöhnlichen Trägern ab" u. s. w. Um das wahre Bild dieses trauervollen Begängnisses später durch eine Widerlegung dieser Angabe nicht zu stören, mag sie hier als falsch bezeichnet sein.

laßen, weil es einmal geschehen ist, ob wir gleich ziemlich gleichmütig die Folgen davon einsehen. Wie die Gesellschaft just hier einmal ist, wo man uns einmal kennt, kann es keine wesentliche Veränderung hervorbringen. Aber wenn der junge Hof beginnt, könnte es uns vielleicht nützlicher werden, zu der Gesellschaft des Hofes gerechnet zu werden. Ich laße es ganz ruhig an mich kommen, und thue nur die Schritte, die ich thun muß, um dem Herzog meine Dankbarkeit zu bezeigen, der sich freundschaftlich und artig gezeigt hat, und auch veranlaßt hat, daß das Diplom für Schiller so ehrenvoll als möglich ausgefallen und abgefaßt ist. Es kann jeder daraus sehen, daß Schiller ganz unschuldig daran ist, und dies ist was mich beruhigt. Denn eine Ehre zu suchen, hielte ich unter Schillers Charakter. In zierlich rothem Sammt mit schön vergoldeter Kapsel und schönem Wappen ist das Document geziert und kunstvoll geschrieben." Die Beweggründe, die das kaiserliche Diplom anführt, waren literarische und gesellschaftliche; es wird, nachdem die Abstammung von ehrlichen Eltern erwähnt und Schillers Ausbildung in der Militärakademie zu Stuttgart genannt ist, hervorgehoben, daß er zum ordentlichen Lehrer auf der Akademie zu Jena berufen worden und mit allgemeinem und „seltsamem" Beifall Vorlesungen, besonders über die Geschichte gehalten habe; seine historischen sowol als die in den Umfang der schönen Wißenschaften gehörigen Schriften seien in der gelehrten Welt mit gleichem ungeteilten Wolwollen aufgenommen worden, und unter diesen hätten besonders seine vortreflichen Gedichte dem Geist der deutschen Sprache einen neuen Schwung gegeben; auch würden seine Talente im Auslande hoch geschätzt, so daß er von mehren ausländischen Gelehrtengesellschaften als Ehrenmitglied aufgenommen worden sei. Als gesellschaftliche Motive werden erwähnt, daß Schiller seit einigen Jahren, als herzoglich sächsischer Hofrat und mit einer Gattin aus gutem adeligen Hause verehelicht, sich in des Herzogs Residenz aufhalte und daß es der lebhafte Wunsch

des Herzogs sei, daß gedachter Hofrat sowol wegen dessen in ganz Deutschland und im Auslande anerkannten ausgezeichneten Rufes als auch sonst in verschiedenen auf die Gesellschaft, in welcher derselbe lebe, sich beziehenden Rücksichten, noch einer besondern Ehrenauszeichnung genieße und daß der Kaiser ihn deshalb samt seinen ehelichen Nachkommen in des heiligen röm. Reichs Adelstand mildest erhebe; welche allerhöchste Gnade er lebenslang mit tiefschuldigstem Danke verehren werde, „welches derselbe auch wol thun kann, mag und soll." Schiller selbst berichtet: „Der Herzog (schrieb er an Körner am 29. Nov. 1802) hatte mir schon seit länger her etwas zugedacht, was mir angenehm sein könnte. Nun traf es sich zufällig, daß Herder, der in Baiern ein Gut gekauft, was er nach dem Landesgebrauche als Bürgerlicher nicht besitzen konnte, vom Churfürsten von der Pfalz, der sich das Nobilitationsrecht anmaßt, den Adel geschenkt bekam [1801]. Herder wollte seinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewiesen und obendrein ausgelacht, weil ihm jedermann diese Kränkung gönnte; denn er hatte sich immer als der gröbste Demokrat herausgelaßen und wollte sich nun in den Adel eindrängen. Bei dieser Gelegenheit hat der Herzog gegen jemand erklärt, er wolle mir einen Adel verschaffen, der unwidersprechlich sei. Dazu kommt noch, daß sich Kotzebue, den der Hof auch nicht leiden konnte, zudringlicherweise an den Hof eindrang, welches man ihm, da er und seine Frau Ansprüche hatten, nicht verwehren konnte, obgleich man schwer genug daran gieng. Dies mag den Herzog noch mehr bestärkt haben, mich adeln zu laßen. Daß mein Schwager den ersten Posten am Hof bekleidet, mag auch mitgewirkt haben; denn es hatte was Sonderbares, daß von zwei Schwestern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andre gar keinen Zutritt zu demselben hatte, obgleich meine Frau und ich sonst viele Verhältnisse mit dem Hofe hatten. Dieses alles bringt dieser Adelsbrief nun ins Gleiche, weil meine Frau als eine Adelige von Geburt da-

durch in ihre Rechte, die sie vor unsrer Heirat hatte, restituiert wird; denn sonst würde ihr mein Adel nichts geholfen haben. Für meine Frau hat die Sache einigen Vorteil, für meine Kinder kann sie ihn mit der Zukunft erhalten, für mich freilich ist nicht viel dadurch gewonnen. In einer kleinen Stadt indessen, wie Weimar, ist es immer ein Vorteil, daß man von nichts ausgeschloßen ist; denn das fühlt sich hier doch zuweilen unangenehm, wenn man in einer größeren Stadt gar nichts davon gewahr wird." Später klagte er, daß die „kahle Ehre," die ihm von Wien erwiesen worden, ihm künftig einigen Aufwand verursache, auf den nicht gerechnet gewesen, und er tröstete sich mit der Aussicht, daß der Churfürst von Aschaffenburg (Dalberg) ihm, sobald er selbst etwas haben werde, auch etwas gebe. (Wie sich in der Folge zeigte, gab ihm Dalberg seit 1803 ein Jahrgehalt von 1000 Thalern.)

Der in Schillers Mitteilung an Körner erwähnte A. v. Kotzebue, der als russischer Collegienrat in Weimar lebte und alle übeln Leidenschaften der weimarischen Gesellschaft aufregte, war von Goethe zurückstoßend behandelt worden und sann dafür auf Vergeltung. Die alberne Sucht der Vergleichung zwischen Schiller und Goethe, um den einen über den andern zu stellen, die schon damals sehr weit um sich gefreßen, meinte er, werde ihm dabei zu statten kommen. Er wollte eine Apotheose Schillers veranstalten. Am 5. März 1802 sollte dieser, natürlich imaginär, auf dem weimarischen Stadthause gekrönt werden. Scenen aus Don Carlos und der Jungfrau sollten die Festlichkeit einleiten, Sophie Mereau die Glocke recitieren, Kotzebue selbst, nachdem er als Vater Thibaut geschäfert, als Glockengießer eine Glockenform von Pappdeckel entzweischlagen; mit seinem letzten Streich sollte die Form zerspringen und Schillers sichtbar gewordne Büste von Frauenhänden mit dem Lorber geschmückt werden. Der gefällige Wieland hatte seine Anwesenheit zugesagt, Schiller war eingeladen, hatte aber bei Goethe geäußert, er werde sich wohl krank schreiben. Der Oppositionsplan

scheiterte zuerst an Heinrich Meyers Weigerung, als Conservator die in der Bibliothek aufgestellte kleinere Büste Schillers von Dannecker herzugeben, und noch entschiedener an der Erklärung des Bürgermeisters, den Stadthaussaal nicht zum Theater umschaffen zu wollen.*) Schiller schrieb spottend darüber an Goethe, der fünfte März sei ihm glücklicher vorübergegangen als dem Cäsar der funfzehnte, und fügte dann eine Bemerkung über Wieland hinzu, die Goethe bei der Herausgabe des Briefwechsels zu unterdrücken für zweckmäßig hielt.

Seit der Vollendung der Jungfrau v. Orleans war nun ein volles Jahr verfloßen, ohne daß Schiller zu einer größern selbstständigen Arbeit gelangte; weder Turandot noch die Bühnenbearbeitungen sah er für voll an. Den Warbeck schob er sich immer weiter hinaus, teils weil er des Stoffes sicher war, teils weil die Schwierigkeiten der Behandlung sich in der Arbeit selbst größer zeigten als es den Anschein gehabt. Schon seit Anfang Febr. 1802 war das Interesse an Warbeck einem mächtigeren gewichen, das ihn mit einer Kraft und Innigkeit anzog, wie es ihm lange nicht begegnet war. Sechs Wochen lang kam er freilich nicht über den Moment der Hofnung und der dunkeln Ahnung hinaus, aber der Gegenstand war ihm fruchtbar und viel versprechend und er wuste, daß er sich auf dem rechten Wege befand. Deutlicher verriet er Goethe, dem er dies schrieb, den Stoff nicht, und auch an Körner, gegen den er sich über die Vernachläßigung des Warbeck entschuldigte, gab er (am 17. März 1802) nur allgemeine Andeutungen über das Sujet, das er getrost auf die Jungfrau v. O. könne folgen laßen, das aber Zeit fordre, da es ein gewagtes Unternehmen sei und wert, daß man alles dafür thue. Dem Dresdner Freunde nannte er den Helden, der ihn anzog (Tell) erst im September,

*) Schwab S. 574, wo die Geschichte irrig ins J. 1803 verlegt wird. Vergl. oben S. 238.

als er sich bereits für die frühere Ausarbeitung eines andern Planes entschieden hatte, für die Braut von Messina.

Die alte Fabel des Bruderzwistes um die Geliebte, die seit Leisewitz' Julius von Tarent und Klingers Zwillingen vielfach bearbeitet war und auch den eigentlichen Anstoß zu den Räubern gegeben hatte, war wieder in den Vordergrund getreten und bei Schillers Aufenthalt in Dresden (Sommer 1801) in neuer Gestaltung schon so weit lebendig geworden, daß der Dichter das Sujet der feindlichen Brüder dem Freunde damals erzählen konnte. Ueber dem langen Hin- und Herschwanken von einem Stoffe zum andern griff er zunächst nach diesem, teils weil er damit in Absicht auf den Plan, der sehr einfach war, am weitesten gekommen, teils weil er eines gewissen Stachels von Neuheit in der Form bedurfte und einer solchen Form, die einen Schritt näher zur antiken Tragödie wäre, was ihm hier wirklich der Fall zu sein schien: „denn das Stück läßt sich wirklich zu einer äschyleischen Tragödie an." Auch muste er etwas wählen, das sich nicht lang hinauszog, weil er nach der langen Pause notwendig bedurfte, wieder etwas fertig vor sich zu sehen. Im Sept. 1802 vermaß er sich, auf jeden Fall am Ende des Jahres damit fertig zu sein, weil das Stück zum Geburtstage der Herzogin (30. Jan.) 1803 aufgeführt zu werden bestimmt war. Anfangs gieng die Arbeit fleißig und erfolgreich von statten; am 15. Nov. waren 1500 Verse bereits fertig. Die ganz neue Form hatte ihn verjüngt, oder vielmehr das Antikere hatte ihn selbst altertümlicher gemacht: „denn die wahre Jugend ist doch in der alten Zeit." Körner scheint in einem verlornen Briefe um Neujahr die Vollendung des Stückes, wie Schiller sie verheißen hatte, erwartet zu haben. Schiller antwortete (7. Jan. 1803): „Du hast mir diesmal zu viel zugetraut, wenn du glaubtest, daß ich sobald mit meinem Werke fertig sein würde. Bei mir geht es so rasch nicht, weil ich gar zu oft durch meine unstäte Gesundheit und Schlaflosigkeit unterbrochen werde, und wegen zerstörten Kopfes oft

wochenlang passieren muß. Demohngeachtet bin ich nicht weit mehr vom Ziele, und denke in den ersten Tagen des Februars fertig zu sein. Das Stück ist von der Länge eines gewöhnlichen Fünfacten-Stückes, und wenn ich bedenke, daß ich seit der Mitte August erst an die Ausführung gegangen, so bin ich noch immer mit meinem Fleiße zufrieden. Für das Theater möchte es aber keine Speculation sein und am wenigsten für das Dresdener, weil man da auf das Poetische gar nicht eingerichtet ist. Die Handlung wird zwar theatralisch genug sein, aber die Ausführung ist durchaus zu lyrisch für den gemeinen Zweck, und ich darf mit gutem Gewißen hinzusetzen, für das Talent gemeiner Schauspieler zu antik." Am 27. Jan. hatte er die vielen zurückgelaßnen Lücken in den ersten vier Acten ausgefüllt und sah auf diese Weise wenigstens fünf Sechsteile des Ganzen fertig und säuberlich hinter sich, und das letzte Sechsteil, „welches sonst immer das wahre Festmahl der Tragödiendichter ist", gewann auch einen guten Fortgang. Aber er meinte noch vierzehn Tage Arbeit vor sich zu haben, so gern er auch gewünscht hätte, das Werk noch auf den 8. Febr., „als den Geburtstag des Archichancelier" (Dalberg) fertig zu bringen, um ihm, der sich mit einem schönen Neujahrspräsent eingestellt hatte, seine Aufmerksamkeit zu bezeugen. Bei angestrengtem Willen und glücklicher Gesundheit gelang das kaum Erwartete. Am 31. Jan. konnte der Dichter dem Freunde Humboldt melden, daß die Braut v. M. beendigt. Er hatte sich in der Katastrophe viel kürzer gefaßt, als er erst gewollt. Der Herzog von Meiningen hatte etwas von der Vollendung des Stücks erfahren und den Wunsch geäußert, es zu hören. Da ihm Schiller als seinem Dienstherrn einige Aufmerksamkeit schuldig zu sein fühlte und es sich gerade traf, daß er des Herzogs Geburtstag dadurch feierte, so entschloß er sich, es in einer Gesellschaft von Freunden und Bekannten und Feinden vorzulesen. Dieser „sehr gemischten Gesellschaft von Fürsten, Schauspielern, Damen und Schulmeistern" producierte er es beim am 4. Febr. mit großem

und übereinstimmendem Effecte. Die Furcht und der Schrecken erwiesen sich in ihrer ganzen Kraft, auch die sanftere Rührung gab sich durch schöne Aeußerungen kund; der Chor erfreute allgemein durch seine naiven Motive und begeisterte durch seinen lyrischen Schwung. Dieser Erfolg machte ihm etwas mehr Hofnung, das Stück mit sammt dem Chore auch auf die Bühne bringen zu können. Es schien ihm nichts weiter nötig, als daß er den Chor, ohne an den Worten das Geringste zu verändern, in fünf oder sechs Individuen auflöse, womit er sich gleich nach der Vorlesung beschäftigte. Schon am 8. Febr. hatte sich der Chor in einen Cajetan, Berengar, Manfred, Bohemund, Roger und Hippolyt, so wie die zwei Boten in einen Lanzelot und Olivier verwandelt, so daß das Stück nun von Personen wimmelte. Am 27. Febr. war Leseprobe und am 19. März fand die erste Vorstellung, am 26. die Wiederholung statt. Der Eindruck war bedeutend und ungewöhnlich stark, auch imponierte das Stück dem jüngern Teile des Publikums so sehr, daß man dem Dichter nach der Aufführung am Schauspielhause ein Lebehoch brachte, „welches man sich sonst in Weimar noch niemals herausnahm." Ueber den Chor und das vorwaltend Lyrische in dem Stücke waren die Stimmen sehr geteilt. Schiller fand es natürlich, da noch ein großer Teil des ganzen deutschen Publicums seine prosaischen Begriffe von dem Natürlichen in einem Dichterwerke nicht ablegen könne. Es sei der alte und ewige Streit, den man beizulegen nicht hoffen dürfe. Er selbst habe, erklärte er, in der Vorstellung der Braut von Messina zum erstenmale den Eindruck einer wahren Tragödie bekommen. Der Chor hielt das Ganze treflich zusammen und ein hoher furchtbarer Ernst waltete durch die ganze Handlung; Goethe war es auch so ergangen;*) er meinte,

*) Der Effect ist sehr groß, und Goethe meint, es wäre eine neue Forderung aufgestellt bei Theaterstücken, und man würde sich nach und nach daran gewöhnen. Goethe hat eine unaussprechliche Freude daran. Lotte Schiller an Fritz Stein 31. März 1803. S. 159.

der theatralische Boden sei durch diese Erscheinung zu etwas Höherem eingeweiht worden. Der Schwerpunkt der Tragödie, deren innere Unmöglichkeit Schiller nicht bemerkte und die auch gegenwärtig bei Darstellungen kaum wahrgenommen wird, lag im Chor, oder dem Surrogat des Chors der Tragödie bei den Alten. Im Mai 1803 beschäftigte ihn die Ausarbeitung der Abhandlung über den tragischen Chor, die er an die Spitze des Stücks stellte. Schon früher (10. März 1803) hatte er gegen Körner sich über den Chor herausgelaßen, und zwar, daß er darin einen doppelten Charakter darzustellen hatte, einen allgemeinen menschlichen nämlich, wenn er sich im Zustande der ruhigen Reflexion befindet, und einen specifischen, wenn er in Leidenschaft gerät und zur handelnden Person wird. „In der ersten Qualität ist er gleichsam außer dem Stücke und bezieht sich also mehr auf die Zuschauer. Er hat, als solcher, eine Ueberlegenheit über die handelnden Personen; aber blos diejenige, welche der Ruhige über den Passionierten hat, er steht am sichern Ufer, wenn das Schiff mit den Wellen kämpft. In der zweiten Qualität, als selbsthandelnde Person, soll er die ganze Blindheit, Beschränktheit, dumpfe Leidenschaftlichkeit der Masse darstellen, und so hilft er die Hauptfiguren herausheben.“ Das Ideencostüm, das er sich erlaubte, rechtfertigte er dadurch, daß die Handlung nach Messina versetzt ist, wo sich Christentum, griechische Mythologie und Mahomedanismus wirklich begegnet und vermischt hatten. „Das Christentum war zwar die Basis und die herschende Religion; aber das griechische Fabelwesen wirkte noch in der Sprache, in den alten Denkmälern, in dem Anblick der Städte selbst, welche von Griechen gegründet waren, lebendig fort, und der Märchenglaube, so wie das Zauberwesen schloß sich an die maurische Religion an. Die Vermischung dieser drei Mythologien, die sonst den Charakter aufheben würde, wird also hier selbst zum Charakter. Auch ist sie vorzüglich in den Chor gelegt, welcher einheimisch und ein lebendiges Gefäß der Tradition ist.“ — Die Anwendung des Chores selbst war eine Verirrung, schon deshalb, weil Worte, die von

vielen zu gleicher Zeit gesprochen werden, unverständlich sind. Im Schauspiel, dem ernsten sowol wie dem heitern, die beide vorwiegend durch das Wort wirken und deshalb dem Hörenden überall vor dem Schauenden den größern Genuß gewähren sollen, kann der vielstimmig zugleich gesprochene Laut nur verwirren und das Bild eines Aufruhrs darbieten, wo der Hörende wie der Schauende den Eindruck ruhiger Betrachtung oder förderlicher Teilnahme an der Handlung empfangen sollte. In der Braut v. Messina war äußerlich der genaueste Anschluß an die Tragödie des hellenischen Altertums bezweckt; je vollständiger dieser Zweck erreicht war, desto weiter hatte sich die Form von der heimischen entfernt, und der Schritt, der seiner überraschenden Neuheit wegen als Schritt zur Vollendung angesehen werden konnte, muste bei reiferer Ueberlegung als Fehltritt erkannt werden. Schillers Vorgang hat deshalb niemand verführt; der Chor hat keine Aufnahme gefunden und wird ohne Musik niemals Eingang gewinnen. Schiller selbst war gezwungen seinen Chor zu zerstören, und während er meinte durch Zerlegung desselben in viele einzelne Personen die Schauspieler dahin zu bringen, daß sie den Chor spielen sollten, ohne es zu merken, hatte er selbst nicht gemerkt, daß er durch diese nachgiebige Zersetzung des Ganzen in einzelne Namen die Zwecke aufgegeben hatte, die ihm ursprünglich vor Augen standen. Die Umwandlung des Chors in einen Cajetan, Bohemund u. s. w. machte andere Forderungen rege, die sich nicht befriedigen ließen; jene neu geschaffnen Personen, die Berengare, Hippolyte u. s. w. durften, wenn die schillerschen strengen Anforderungen an das Drama überhaupt gelten sollten, nun nicht blos etwas sprechen was für die Situation geeignet war, sondern jedes Wort muste ihrem individuellen Charakter gemäß sein und keiner von allen hatte einen solchen Charakter; sie traten willkürlich gesondert aus der Allgemeinheit des Chors hervor und konnten deshalb nichts anderes bedeuten als Splitter des Ganzen; im schillerschen Drama aber muste jede redende Person ein organischer Bestandteil des Ganzen sein.

Die schon mehrfach erwähnte Vorliebe des Herzogs Karl August

für französische Theaterstücke (321. 372 f.) war nachhaltig und drängte die weimarischen Freunde von Zeit zu Zeit wieder aus ihrer classischen Region auf das Feld der französischen Dramatik. Schon zu Anfang des Jahres 1803 hatte der Herzog gewünscht, Schiller möge die neuesten französischen Theatralia lesen, um sie für das Bedürfnis des Theaters zu berücksichtigen. Am 27. Jan. beschäftigte sich Schiller damit, hatte aber bis dahin noch nichts darunter gefunden, das ihn erfreut oder das sich nur irgend zu einem Gebrauch qualificiert hätte. Bei dieser Gelegenheit lernte er in einer französischen Uebersetzung den Alfieri kennen, der ihn zwar keineswegs befriedigte (wie alle Bühnenstücke nie einen Dichter befriedigen werden), von dem er aber rühmte, daß er einem den Gegenstand zu einem poetischen Gebrauche zubringe und die Lust erwecke, ihn zu bearbeiten, ein Beweis zwar, daß er selbst nicht genüge, aber doch ein Zeichen, daß er ihn aus der Prosa und Geschichte glücklich herausgewunden habe. — Erst als er die Braut von Messina beendet hatte, nahm er, wahrscheinlich vom Herzoge wieder erinnert, zwei französische Lustspiele genauer durch, teils „zur Erholung", teils „um der theatralischen Novität willen." Am 28. März hatte er schon mit der Uebersetzung begonnen und hofte mit beiden in einigen Wochen fertig zu sein. Dem einen schrieb er viele Verdienste zu und hätte eine ernstliche Bearbeitung für angemeßen gehalten (der Parasit), das andre (den Neffen als Onkel) nannte er ein leichtes Intriguenstück, das unterhalte und sein halbes Dutzend Vorstellungen auf jedem Theater aushalten könne. Bis zum 12. Mai war er mit beiden fertig und beeilte sich, sie an die Theater abzusenden. Am 30. Mai war der Neffe als Onkel in Weimar schon gegeben und hatte das Publicum sehr belustigt, „machte sich auch wirklich recht hübsch." Das Stück war mit vieler guten Laune gespielt worden, ob es gleich nicht zum besten einstudiert war und die weimarischen Schauspieler gern „sudelten", wenn sie nicht durch den Vers in Respect gehalten wurden. Das zweite Stück, von Picard, konnte damals nicht mehr einstudiert werden, da die beiden Hauptdarsteller, Graff

und Becker, in einem andern für Lauchstedt bestimmten Stücke (die Betrogenen, nach dem Franz., von G. A. Chr. Niemeyer) viel zu thun hatten.

Um sich eine Zerstreuung zu gönnen, reiste Schiller allein nach Lauchstedt, wo er am 1. Juli 1803 nach 7 Uhr Abends eintraf. Der Ort machte einen recht angenehmen Eindruck auf ihn; die Allee und alle Anlagen umher waren heiter; auch fand ers sehr volkreich und dabei ganz zwanglos, so daß er sich in der Masse der Menschen gern fortbewegte. Er hatte Mühe, eine Wohnung zu finden, und nur nach vielem Umherfragen fand man eine für ihn aus, zwischen der Allee und dem Komödienhaus, die sehr hübsch gelegen war, zu ebner Erde an einem Garten, wo die andern Hausnachbarn ihm völlig fremd waren und ihn nicht genierten. Er aß in dem großen Salon, den er sehr schön fand; hundert bis hundert und zwanzig Gäste pflegten sich einzufinden und es gieng dabei sehr lustig her. Es waren viele sächsische, auch einige preußische Officiere dort und viele Damen, worunter es recht hübsche Gesichter gab. Alle Abend wurde nach dem Souper getanzt und die Dudelei währte den ganzen Tag. Am 3. Nachmittags kam der Prinz Eugen von Würtemberg an, dem es gefiel, daß er sich in der Masse verlieren konnte und gar keine Rücksicht auf ihn genommen wurde. Von seiner Ankunft an war er stets mit Schiller zusammen und besuchte mit ihm auch das Schauspiel, wo am 3.*) die Braut von Messina vor sehr vielen Zuschauern gegeben wurde. Während des Spiels brach ein schweres Gewitter aus, wobei die Donner-

---

*) Nach dem Briefe Schillers an seine Frau in dem Leben von Karoline v. Wolzogen, 1851. S. 305. Graff gibt im Schilleralbum S. 87 als Tag der Aufführung den 11. Juni (nicht Juli, wie Schwab citiert) 1803 an. Nach Schillers Briefe wurde am folgenden Tage (4. Juli) die Natürliche Tochter gegeben und da diese nach den Briefen an Goethe (6, 201) am 6. Juli als beifällig aufgenommen bezeichnet wird, Schillers Badeaufenthalt im Juni auch allen übrigen Angaben der Correspondenzen widerspricht, so muß Graffs im übrigen glaubwürdige, zum Teil aber wol aus dem Buche der Wolzogen entlehnte Erzählung auf einem Gedächtnisirrtum beruhen.

schläge und besonders der Regen so heftig erschallte, daß eine Stunde lang man fast kein Wort der Schauspieler verstand und die Handlung nur aus der Pantomime erraten muste. Wenn sehr heftige Blitze kamen, so flohen viele Frauenzimmer aus dem Hause; doch wurde zu Ende gespielt und die Schauspieler hielten sich ganz leidlich. Lustig und fürchterlich zugleich war der Effect, wenn bei den gewaltsamen Verwünschungen des Himmels, welche die Isabella im letzten Act ausspricht, der Donner einfiel, und gerade bei den Worten des Chors: Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen, Wenn dumpftosend der Donner hallt, Da, da fühlen sich alle Herzen In des furchtbaren Schicksals Gewalt, fiel der wirkliche Donner mit fürchterlichem Knallen ein, so daß Graff, der den ältern Chorführer spielte, ex tempore eine Geste dabei machte, die das ganze Publicum ergriff. Es war eine beinahe fürchterliche Stille in dem vollen Hause, man hörte keinen Athem und sah nur todbleiche Gesichter. Nach der Vorstellung kam Schiller noch auf die Bühne und begrüßte jeden der Vorstellenden aufs freundlichste; auch auf Graff gieng er zu und sagte in einem liebreichen etwas näselnden Tone: „Diesmal kam Ihnen der Donner recht zu passe; schwerlich wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausdruck gesprochen werden.“ Als er am nächsten Tage das leere Schauspielhaus besichtigte, sah man die häßlichen Spuren des hereingedrungenen Regens an der schön gemalten Decke. — Niemeyers aus Halle, die zur Aufführung der Natürlichen Tochter nach Lauchstedt gekommen waren, nahmen Schiller das Versprechen ab, dorthin zu kommen. Freitag d. 8. Juli machte er den Ausflug, von dem er schon spät Abends zurückkehrte. Montag 11. Juli wohnte er noch einer Aufführung der Jungfrau v. Orleans in Lauchstedt bei und kehrte Donnerstag oder Freitag (15. Juli) nach Weimar zurück, ganz wol zufrieden mit der kleinen Zerstreuung; indessen betrachtete er als die größte Ausbeute, die er zurückbrachte, die Freude, wieder zu Hause zu sein. Im September reiste der König v. Schweden durch Weimar und ließ sich den

Dichter vorstellen. Als ein Zeichen seiner Zufriedenheit wegen der Geschichte des dreißigjährigen Krieges, die der schwedischen Nation so rühmlich sei, überraschte und erfreute er Schiller durch das Geschenk eines Brillantringes. „Wir Poeten, schrieb dieser seinem Schwager Wolzogen nach Petersburg, sind selten so glücklich, daß die Könige uns lesen, und noch seltener geschiehts, daß sich ihre Diamanten zu uns verirren. Ihr Herren Staats- und Geschäftsleute habt eine größere Affinität zu diesen Kostbarkeiten; aber unser Reich ist nicht von dieser Welt." Doch war das Reich des Schwedenköniges auch dem irdischen Wandel unterthan. Der König Gustav IV., der damals den Weltbezwinger bezwingen wollte, hatte nach seiner Entthronung (1809) als Oberst Gustafson keine Brillantringe mehr zu verschenken. (Er starb als Bürger zu Basel im Rößlin am 7. Febr. 1837.)*)

Nach der Vollendung der Braut v. Messina war für Schiller wieder eine Zeit der Unschlüßigkeit und des Schwankens zwischen den Stoffen eingetreten; zuerst wurden die Malteser wieder hervorgesucht, um das Eisen zu erwärmen und zu schmieden; sie blieben aber auch diesmal wieder liegen und diesmal schon deshalb, weil das „Ideencostüm" der Braut hier sehr bequem zur Hand lag und mit Einförmigkeit und Wiederholungen gefährlich werden konnte. Einige Gedichte (Das Siegesfest, zu dem vor anderthalb Jahren Goethes Kränzchen die Idee gegeben, wurde im Mai fertig; etwa gleichzeitig der Graf von Habsburg) stellten sich in der Zwischenzeit ein; hin und wieder erfreute und zerstreute ein Besuch, wie im August der des Strasburgers Arnold, der an dem deutschen Wesen mit Ernst und Liebe hieng und es sich sauer hatte werden laßen, etwas zu lernen. Erst nach der Lauchstedter Reise gieng Schiller mit Eifer

*) Schillers Wunsch, daß diesem ersten Vogel bald andre nachfolgen möchten, gieng im folgenden Jahre in Erfüllung. Wolzogen brachte ihm von der regierenden Kaiserin aus Petersburg einen kostbaren Ring mit; sie hatte viel Geschmack an dem Carlos gefunden. Körner 4, 376.

an eine neue Arbeit, die er schon früher geheimnisvoll angedeutet aber nicht genannt hatte (vgl. S. 402).

Auf der Schweizerreise des Jahres 1797 hatte Goethe den Einfall gehabt, den Tell zum Helden eines epischen Gedichtes zu wählen, ein Einfall, der bei ihm und vollends bei diesem Stoffe in jener Zeit nicht lange andauern konnte und durch die Bemerkungen, die Schiller über die Behandlung machte (vgl. S. 209), vollends verleidet werden muste und wirklich verleidet wurde (vgl. S. 213). Es wäre kaum erforderlich zu sagen, daß Schiller ganz selbstständig den Gegenstand aufnahm, wenn nicht aus dem misgedeuteten Ausdrucke, Goethe habe dem Freunde den Stoff abgetreten, Folgerungen gezogen wären, die Schiller in einer Art von Abhängigkeitsverhältnis zu Goethe erscheinen ließen. Schon im Sommer 1801 muste sich das Gerücht verbreitet haben, daß er einen Wilhelm Tell bearbeite; schon vor seiner Dresdner Reise erhielt er deshalb Anfragen aus Berlin und Hamburg. Was ihm bis dahin niemals in den Sinn gekommen, ließen ihm die immer wiederholten Anfragen nun beinahe als Pflicht erscheinen; er fieng an, Tschudi zu studieren und wurde durch den treuherzigen, herodotischen, ja fast homerischen Geist dieses Schriftstellers poetisch gestimmt. Schon im März 1802 war er von dem Gegenstande lebhaft angezogen; im September desselben Jahres schrieb er Körner, der Tell scheine zwar einer dramatischen Behandlung nichts weniger als günstig, da die Handlung dem Orte und der Zeit nach ganz zerstreut auseinander liege, großenteils eine Staatsaction sei und (das Märchen mit dem Hute und Apfel ausgenommen) der Darstellung widerstrebe; aber er habe doch schon so viel poetische Operationen mit derselben vorgenommen, daß sie aus dem Historischen heraus- und ins Poetische eingetreten sei. Von allen Erwartungen, die das Publicum und das Zeitalter gerade zu diesem Stoff mitbringen mochte, ganz abzusehen, hielt er für billig, aber die Aufgabe blieb dennoch schwer genug, denn es blieb eine sehr hohe poetische Forderung zu er-

füllen, weil hier ein ganzes, localbedingtes Volk, ein ganzes und entferntes Zeitalter und, was die Hauptsache war, ein ganz örtliches, ja beinahe individuelles und einziges Phänomen mit dem Charakter der höchsten Notwendigkeit und Wahrheit zur Anschauung gebracht werden sollte. Indessen standen schon die Seulen des Gebäudes fest und er hofte einen soliden Bau zu Stande zu bringen. Im August des folgenden Jahres bemühte er sich noch immer um den widerstrebenden Stoff, stand er noch immer auf dem alten Fleck, bewegte er sich noch immer um den Waldstettersee. Im September arbeitete er ernstlich daran, fühlte sich aber noch immer bald angezogen, bald abgestoßen. Er bat Körner um Nachweisung guter Schriften über die Schweiz*), da er, bei der großen Bedeutsamkeit des Localen an diesem Stoffe, gern so viel möglich örtliche Motive zu nehmen wünschte. „Wenn mir die Götter günstig sind, fügte er hinzu, so soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern." Sehr zu Hülfe kam ihm für die Stimmung eine Aufführung des Julius Cäsar von Shakespeare, die Goethe am 1. Oct. auch in dem Sinne stattfinden ließ, um des Freundes Arbeit dadurch zu fördern. Im November war er ziemlich in seinem Stück. Dann machte die Anwesenheit der Staël (S. 240)

*) Körner scheint ihm (der Briefwechsel sagt freilich nichts davon) J. G. Ebel's Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz (Appenzell und Glarus) Tübingen, Cotta 1798—1800. II. 8. nachgewiesen zu haben. Goethes Angabe bei Eckermann 1, 305, daß er ihm alles erzählt habe, was von Schweizerlocalität im Tell vorkomme, beruht auf einer Gedächtnisteuschung Goethes oder Eckermanns. In solcher Art ließ sich Schiller nicht belehren, der auf Körners Rat im Gespräch mit J. v. Müller selbst das genauere Eingehen auf den Gegenstand und die schweizerischen Localitäten vermied, um nicht in seinen Vorstellungen gestört zu werden. Wie die Schilderung des wallenden, siedenden, brausenden, zischenden Waßers, die nur von einem Mühlbach hergenommen war, sich beim Schaffhauser Rheinfall probehaltig erwiesen (S. 209), so wurden die idealisch-treffenden Schweizer Localfarben mit Hülfe von Meiners Briefen über die Schweiz (Berl. 1784—91) und Ebels Buche nach kleinen beschränkten von Schiller gesehenen Gebirgsgegenden hergenommen. Die intuitive Phantasie war mächtiger als das eigne Schauen. Goethes Schweizerreisen und Jery und Bätely konnten sich in Treue der Localfarbe nicht mit dem Tell meßen.

mannigfache Unterbrechungen, aber die Arbeit war zu lebhaft in Fluß geraten, um wesentlich gehemmt werden zu können. Er hatte das Stück der Berliner Bühne auf Ende Februar versprochen. Am 15. Jan. 1804 hatte Goethe den ersten Act gelesen: „das ist denn freilich kein erster Act, sondern ein ganzes Stück und zwar ein fürtrefliches," schrieb er, und ihm war seinem ersten Anblick nach alles so recht, worauf es denn doch bei Arbeiten, die auf einen gewissen Effect berechnet seien, wol hauptsächlich ankomme. Wenige Tage darauf war das Rütli im Reinen, das Goethe am 18. Jan. „alles Lobes und Preises wert" zurücksandte; den Gedanken, gleich eine Landesgemeinde zu constituieren, fand er fürtreflich, sowol der Würde wegen als der Breite, die es gewähre. Im Februar, dem Ziele der Arbeit nahe, suchte Sch. sich sorgfältig vor allem zu hüten, was ihm die nötige letzte Stimmung rauben oder verkümmern könnte, besonders aber vor allen französischen Freunden. Er lehnte deshalb eine Einladung Goethes auf die Staël und B. Constant ab und bat den Freund, ihn mit der evangelisch christlichen Liebe zu entschuldigen, die er ihm in ähnlichen Fällen gleichermaßen bereit zu halten versprach. Am 19. Februar übersandte er Goethe das Stück, für das er nichts weiter zu thun wuste. Goethe fand das Werk fürtreflich geraten und hatte einen schönen Abend dabei. Erst am 12. März erhielt Körner eine Abschrift zum raschen Durchlesen und mit der Bitte, sie nicht aus dem Zimmer zu geben, auch nicht dem besten Freunde. In Weimar fand die erste Aufführung am 17. März statt und machte einen größern Effect, als die früheren Stücke. Schiller nahm für die weimarische Bühne eine wesentlich verkürzende Bearbeitung vor; der ganze fünfte Act war weggelaßen, weil man des Kaisermordes nicht erwähnen wollte; auch waren viele Personen in wenige verwandelt, viel schwierige und bedenkliche Stellen weggelaßen.

Als der Dämon im Dec. 1803 die französische Philosophin, Frau v. Staël, von Frankfurt gegen Weimar heranführte, trö-

stete Schiller sich und Goethe damit, wenn sie nur deutsch verstehe, würden sie unzweifelhaft über sie Meister werden; „aber unsre Religion in französischen Phrasen ihr vorzutragen und gegen ihre französische Volubilität aufzukommen, ist eine zu harte Aufgabe.“ Der erste Zusammenstoß wurde dadurch pariert, daß Goethe sich in Jena festklemmte (S. 240). Auf die Dauer war damit nicht geholfen. Als Goethe noch in Jena ausharrte, hatte Schiller schon ins Feuer müssen. Am 15. Dec. geriet er mit ihr über die kantische Philosophie in Dispüt, was der Frau von Stein in den Prachtzimmern im stattlichen Zirkel des Hofes possierlich genug vorkam. Zum Bedauern dieser Dame konnte Schiller nicht genug französisch, um die Französin, die gar kein Deutsch verstand, über Kant zu belehren. Am 16. machten Schiller und Wieland der Philosophin ihren Besuch. Am 21. Dec. schrieb Schiller an Goethe, der noch immer nicht aus Jena herbeizuzaubern war, über die Erscheinung, sie sei ganz aus einem Stück und kein fremder falscher und pathologischer Zug in ihr. Dies mache, daß man sich trotz des immensen Abstandes der Naturen und Denkweisen vollkommen wol bei ihr befinde, alles von ihr hören und ihr alles sagen möge. „Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit und bleibt es trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist beßer als ihre Metaphysik und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will alles erklären, einsehen, ausmeßen; sie statuiert nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und das ist die Stickluft, wo sie umkommt. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und All-

gemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Die Klarheit, Entschiedenheit und Lebhaftigkeit ihrer Natur können daher nicht anders als woltätig wirken. Das einzige Lästige ist, die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können."*) Schiller kam aber, trotz seiner geringen Fertigkeit im Französischsprechen, ganz leidlich mit ihr fort. Allein auf die Dauer wurde dies unter allen lebendigen Wesen beweglichste, streitfertigste und redseligste, trotzdem daß es wirklich interessant war, lästig und überlästig, so daß beide Freunde (und wol ganz Weimar mit ihnen) ihre Abreise nach Berlin zu Anfang März als eine Erleichterung betrachteten. — Kaum größere Befriedigung gewährte der Abgang Böttigers, des geschäftigen Freundes Ubique, zu dessen Acquisition für Dresden zu Anfang des J. 1804 Schiller den Weimarern Glück wünschte. Persönlich hatte Schiller von der Allerweltsgeschäftigkeit dieses Mannes weniger als Andre zu leiden gehabt; nur in Bezug auf seine Theaterstücke, die einmal wenigstens bestimmt durch Böttiger (S. 214) veruntreut wurden, glaubte er sich beschweren zu müßen. Die Anzeigen, die Böttiger für aller Welt Blätter schrieb und in denen er Schillers Dichtungen durch Aushebung s. g. schöner Stellen „zerfetzte," waren besonders Schiller verdrießlich. — Ein wirklicher Verlust für die Welt, der er geistig angehörte, weniger für Weimar, wo die irdischen Anziehungen und Abstoßungen empfindlich wirkten, war es als Herder am 21. Dec. 1803 starb. Schiller hatte niemals zu dem

*) In einem Briefe vom 3. Jan. 1804 berichtet er, „sie belebt durch ihren geistreichen und interessanten Umgang die ganze Societät. Sie ist in der That ein Phänomen in ihrem Geschlecht; an Geist und Beredsamkeit mögen ihr wenige Männer gleich kommen, und bei alledem ist keine Spur von Pedanterie oder Dünkel. Sie hat alle Feinheiten, welche der Umgang der großen Welt gibt und dabei einen seltenen Ernst und Tiefe des Geistes, wie man sonst nur in der Einsamkeit sie erwirbt." Niedersächs. Ztg. (Hannover 23. April 1851) N. 94.

herben Manne ein Herz faßen können; als er zuerst in Weimar auftrat, führte er sich auch bei Herder ein, mehr durch den Ruf desselben als durch persönliche Neigung geleitet; die Verbindung wurde nie fruchtbar und löste sich bald ganz. Später, als Schiller mit Goethe den Freundschaftsbund geschloßen, sah er „den Alten auf dem Topsberge" nur mit Goethes Augen an und Herder seinerseits, in seiner „Vorliebe für das Alte und Vermoderte" gegen alles Neue und Lebendige verbittert und ungerecht, urteilte über Schillers Schöpfungen ebenso spöttisch wegwerfend, wie Schiller über die seinen schonungslos verachtend. Aber die Verbitterung griff tiefer und wurde persönlich. Als Herder im Sept. 1803 in Dresden war und über Körners Erwartung dort bei der vornehmen Classe und selbst der herrnhutischen Partei Glück machte, da er sich mit viel Leichtigkeit und Gewandtheit den Leuten zu accommodieren verstand, ohne gerade zu ihnen niederzusteigen, erkannte Schiller in des Freundes Schilderung den Mann ganz wie er war und fügte hinzu: „er ist zu einem vornehmen katholischen Prälaten geboren, genialisch flach und oratorisch geschmeidig, wo er gefallen will." Nach Herders Tode nannte er (5. Jan. 1804) denselben „einen wahren Verlust nicht nur für Weimar, sondern für die ganze literarische Welt." — Ein anderer Verlust für Schiller fiel in diese Zeit. Am 5. Jan. schrieb er: „Der Tod des guten Herzogs von Meiningen hat uns recht herzlich betrübt. Ich hatte ihn in den letzten Zeiten wahrhaft lieb gewonnen und er verdiente auch als ein guter Mensch Achtung und Liebe." Der Herzog war sein eigentlicher Dienstherr (S. 319. 404), aber der Tod desselben hatte keinen Einfluß auf Schillers Stellung. Als er sich im Frühjahr 1804 auswärts nach einer Verbeßrung seiner Lage umsah, war wenigstens dieser Todesfall dabei nicht mitwirkend.

Iffland hatte Schiller eingeladen, nach Berlin zu kommen, um dort der Vorstellung einiger seiner Stücke beizuwohnen. Schiller entschloß sich rasch und führte den Entschluß rasch aus. Mit sei-

27

ner Frau und den beiden Knaben Karl und Ernst traf er Anfang Mai (1804) in Berlin ein*). Am 4. Mai besuchte er mit seiner Frau Iffland in seinem Hause im Thiergarten, „ordentlich ein Ideal von Gartenwohnung, sehr artig gebaut; die waldige Hecke verbarg den Sand.“ Abends wurde die Braut v. Messina gegeben; die Vorstellung war sehr bedeutend. (Später soll er dann noch den Wallenstein und Tell gesehen haben.) Er wurde der Königin vorgestellt, sah auch den König und lernte Prinz Louis Ferdinand kennen; sein Karl stiftete mit dem fünf Jahre jüngeren Kronprinzen Freundschaft. Ehrende Anerkennung wurde ihm von vielen Seiten zu Teil, auch wurden ihm Anträge gemacht. Wie es damit beschaffen war, lernen wir aus Briefen an Körner, dem er nach der Rückkehr (aus Weimar, 28. Mai) schrieb: „Daß ich bei der Reise nicht bloß mein Vergnügen beabsichtigte, kannst du dir leicht denken; es war um mehr zu thun, und allerdings habe ich es jetzt in der Hand, eine wesentliche Verbeßerung in meiner Existenz vorzunehmen. Zwar wenn ich nicht auf meine Familie reflectieren müßte, würde es mir in Weimar immer am besten gefallen. Aber meine Besoldung ist klein und ich setze ziemlich alles zu, was ich jährlich erwerbe, so daß wenig zurückgelegt wird. Um meinen Kindern einiges Vermögen zu erwerben, muß ich dahin streben, daß der Ertrag meiner Schriftstellerei zum Capital kann geschlagen werden, und dazu bietet man mir in Berlin die Hände.

---

*) Die Geschichte der Berliner Reise und ihrer Folgen ist nicht bis ins Einzelne deutlich und sicher zu ermitteln. Hier sind Schillers Angaben und die seiner Frau zusammengestellt, die der Schwägerin (K. v. Wolzogen) vorsichtig benutzt und die übrigen Mitteilungen von Beime (Allg. Lit. Ztg. 1830. Intellbl. Nr. 29), Goethe (an Varnhagen, in Mundt's Zodiakus 279) und Dorows Denkwürdigkeiten und Briefe 3, 208 ebenso unberücksichtigt gelaßen, wie die Vorwürfe Börne's, Heine's, und Andrer. Die letzteren sind ohne alle Kenntnis der Verhältnisse erhoben, die ersteren erst nach Jahren niedergeschrieben, wo die Dinge leicht in verschwommnem Lichte erscheinen konnten. Es soll damit nicht gesagt sein, daß Goethes oder Beimes Angaben etwas anderes als die Wahrheit gewollt haben. Daß auf die Biographen keine Rücksicht genommen ist, wird niemand verübeln, da sie nur aus den auch mir zugänglichen Quellen schöpfen konnten.

Ich habe nichts da gesucht, man hat die ersten Schritte gegen mich gethan, und ich bin aufgefordert, selbst meine Bedingungen zu machen. Es ist aber kostbar in Berlin zu leben; ohne Equipage ist es für mich ganz und gar nicht möglich, weil jeder Besuch oder Ausgang eine kleine Reise ist. Auch sind andre Artikel sehr theuer, und unter sechshundert Friedrichsd'or könnte ich gar nicht mit Bequemlichkeit leben; ja diese würden nicht einmal hinreichen. In einer großen Stadt kann man sich weniger behelfen, als in einer kleinen. — Es steht also bei den Göttern, ob die Forderung, die ich zu machen genötigt bin, wenn ich mich nicht verschlimmern will, nicht zu hoch wird gefunden werden. — Berlin gefällt mir und meiner Frau beßer als wir erwarteten. Es ist dort eine große persönliche Freiheit und eine Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben. Musik und Theater bieten mancherlei Genüße an, obgleich beide bei weitem das nicht leisten, was sie kosten. Auch kann ich in Berlin eher Aussichten für meine Kinder finden und mich vielleicht, wenn ich erst dort bin, auf manche Art verbeßern. — Auf der andern Seite zerreiße ich höchst ungern alte Verhältnisse, und in neue mich zu begeben schreckt meine Bequemlichkeit. Hier in Weimar bin ich freilich absolut frei und im eigentlichsten Sinne zu Hause. Gegen den Herzog habe ich Verbindlichkeiten, und ob ich gleich mit ganz guter Art mich loszumachen hoffen kann, so würde mir's doch wehe thun zu gehn. Wenn er mir also einen nur etwas bedeutenden Ersatz anbietet, so habe ich doch Lust zu bleiben. So stehen die Sachen." Nicht ganz standen sie so. Wenigstens was Schillers Frau betraf, so war er über ihr Wolgefallen an Berlin im Irrtum. Der Gedanke, nach Berlin übersiedeln zu sollen, machte ihr viele Unruhe. Sie wollte und durfte nicht Nein sagen, denn sie wollte Schiller seine ganze Freiheit laßen und nichts für sich selbst wünschen, da es die Existenz ihrer Familie betraf; aber sie wäre recht unglücklich in Berlin gewesen. Die Natur dort hätte sie zur Verzweif-

lung gebracht. Obwol es um Weimar auch nicht gerade schön war, weinte sie doch fast, als sie die erste Bergspitze wieder erblickte; sie hatte Fieber aus Angst; sie wollte gefaßt scheinen und Schiller durch ihre Wünsche nicht beschränken. Schiller hatte seine Vorschläge nach Berlin mitgeteilt und — blieb ohne Antwort. Am 3. Juli war in Bezug auf die Angelegenheit so viel entschieden, daß Schiller auf keinen Fall aus seinen Verhältnissen in Weimar treten würde. „Der Herzog hat sich sehr generös gegen mich betragen und mir meine Besoldung auf achthundert Thaler erhöht, auch versprochen, bei ehester Gelegenheit das Tausend voll zu machen.“ Doch war die Negotiation in Berlin nicht abgebrochen und er hofte beide Verhältnisse vereinigen zu können; der Herzog hatte es erlaubt, wenn man in Berlin zufrieden sei, daß er nicht ganz hinziehe, sondern nur gewisse Zeiten im Jahre dort zubringe. Er teilte das nach Berlin mit und — blieb ohne Antwort. Am 11. Oct. 1804 schrieb er an Körner: „Von Berlin habe ich noch nichts weiter vernommen, vermutlich will man die Sache fallen laßen, weil ich auf einem fixen Aufenthalt in Weimar und der Fortdauer meiner hiesigen Verhältnisse bestanden habe.“ Schiller hat seitdem nichts wieder darüber geäußert und am 9. Dec. schreibt seine Frau an Fritz Stein, das Schicksal habe ihnen beigestanden, Schiller könne mit gutem Gewißen seine alte Lage behalten, da sie (in der angegebenen Weise) verbeßert sei. Daß die ganze Angelegenheit in Berlin mit wirklichem Ernste behandelt wäre, konnte vor der Veröffentlichung der Briefe an Körner allenfalls mit einem Scheine von Glaubwürdigkeit behauptet werden; nach den Briefen wird es schwer, daran zu glauben.

Im Juli 1804 gieng Schiller mit seiner Frau, die wegen ihrer Entbindung in der Nähe des Arztes Starke zu sein wünschte, nach Jena. Dort wurde die jüngste Tochter Emilie geboren. Bei einer Abendfahrt durch das Dornburger Thal war Schiller zu leicht gekleidet und zog sich eine Erkältung zu, die ihn hart angriff.

Obgleich die eigentliche Krankheit nur drei bis vier Tage dauerte, so spürte er doch sechs Wochen nachher (4. Sept.) noch kaum eine Zunahme der Kräfte. Besonders war der Kopf angegriffen und das Schreiben kurzer Briefchen wurde ihm sauer. Lesen konnte er ohne Beschwerde, auch hatte er einigen Reiz zur Arbeit, muste aber gleich wieder aufhören. Nach der schwersten Krankheit war ihm nicht so übel zu Mute gewesen, wenigstens hatte es nie so lange gedauert. Erst im October fieng er nach und nach an, sich wieder zu erholen und einen Glauben an seine Genesung zu bekommen, den er beinahe ganz verloren hatte. Auch zur Thätigkeit fanden sich wieder Neigung und Kräfte, und diese, hofte er, werde das gute Werk vollenden; denn wenn er sich beschäftigen könne, schrieb er an Körner, so sei ihm wol. Dieser Nachlaß der Krankheit stellte sich zur gelegensten Zeit ein, da gerade in den November die Ankunft der Großfürstin, Gemalin des Erbprinzen, fiel, um die fast vierzehen Tage lang Weimar von Festaufzügen, Bällen, Illuminationen, Musik, Komödie und dergleichen belebt wurde. Auf dem Theater wollte man sich anfangs eben nicht in Unkosten setzen, sie zu becomplimentieren. Aber etliche Tage vor ihrem Anzuge wurde Goethe angst, daß er allein sich auf nichts versehen habe; und die ganze Welt erwartete etwas von den beiden Freunden. In dieser Not setzte man Schiller zu, noch etwas Dramatisches zu erfinden, und da Goethe seine Erfindungskraft umsonst anstrengte, so muste Schiller endlich mit der seinigen noch aushelfen. Er arbeitete also in vier Tagen ein kleines Vorspiel aus [Die Huldigung der Künste], das frischweg eingelernt und am 12. November gegeben wurde. „Es reussierte, schreibt er, über alle meine Hofnung, und ich hätte vielleicht Monate lang mich anstrengen können, ohne es dem ganzen Publicum so zu Danke zu machen, als es mir durch diese flüchtige Arbeit gelungen ist." Die Erbprinzessin konnte die Thränen ihrer Rührung und Freude nicht bergen.

Gleich nach den Festen klagte Schiller über einen Catarrh, den

er sich geholt, glaubte aber, da man sich bei solchen Gelegenheiten niemals schonen könne, so sei er noch leidlich weggekommen. Aber drei Wochen später klagte er noch, daß ihn der heftige Katarrh wochenlang hart mitgenommen habe: „Leider ist meine Gesundheit so hinfällig, daß ich jeden freien Lebensgenuß gleich mit wochenlangem Leiden büßen muß. Und so stockt denn auch meine Thätigkeit, trotz meinem besten Willen.“ Am 20. Jan. 1805 heißt es immer noch: „So lange der Winter nun dauert, bin ich unaufhörlich vom Katarrh geplagt, der mich in der That sehr angreift und fast allen Lebensmut ertödtet. An eine glückliche freie Thätigkeit war bei solchen Umständen gar nicht zu denken;“ und vier Tage später schreibt er an Rochlitz; „Fast alles ist krank, wo ich anklopfe, und leider bin ich es selbst mit meinem ganzen Hause.“ Bei der Lähmung des freien Schaffens hatte er sich entschlossen, um nicht ganz müßig zu sein, eine Uebersetzung zu arbeiten. Er wählte dazu die Phädra von Racine, die er (uneingedenk seiner früheren Ausführung über die Wesentlichkeit des Alexandriners) in den gewöhnlichen reimlosen Jamben wiedergab, wobei er sich gewißenhafte Treue vorsetzte und sich keine Abänderungen erlaubte. „So ist doch aus diesen Tagen des Elends wenigstens etwas entsprungen, und ich habe indessen doch gelebt und gehandelt.“ Die nächsten acht Tage wollte er daran wagen, ob er sich zu seinem Demetrius in die gehörige Stimmung setzen könne. Er selbst zweifelte daran. Wenn es nicht gelinge, so werde er eine neue halb mechanische Arbeit hervorsuchen müßen. Es gelang, nur mit Unterbrechungen den Demetrius zu fördern. Inzwischen war die Phädra am 30. Jan. zum Geburtstage der Herzogin gespielt. Schiller war wol nicht dabei. Seine Gesundheit wurde immer hinfälliger. Beim Anblick eines Briefes von der Hand Goethes (22. Jan.), der selbst krank und deshalb stumm gewesen, fühlte er seinen Glauben wieder belebt, daß die alten Zeiten zurückkommen könnten, woran er oft ganz verzagte. „Die zwei harten Stöße,

fügte er hinzu, die ich nun in einem Zeitraume von sieben Monaten auszustehen gehabt, haben mich bis auf die Wurzeln erschüttert, und ich werde Mühe haben, mich zu erholen. Zwar mein jetziger Anfall scheint nur die allgemeine epidemische Ursache gehabt zu haben, aber das Fieber war so stark und hat mich in einem so geschwächten Zustande überfallen, daß mir eben so zu Mute ist, als wenn ich aus der schwersten Krankheit erstünde, und besonders habe ich Mühe, eine gewisse Mutlosigkeit zu bekämpfen, die das schlimmste Uebel in meinen Umständen ist. Möge es sich täglich und stündlich mit Ihnen beßern und mit mir auch, daß wir uns bald mit Freuden wieder sehen." In keinem Winter hatte er noch so viel ausgestanden, als in diesem und noch so wenig gethan. Am 5. März konnte er Körner schreiben, die Krankheit sei vorbei und er sei schneller, als er habe hoffen können, wieder zu Kräften gekommen, so daß er auch wieder frisch zu arbeiten angefangen. Am 27. März schreibt er Goethe, der krank war: „Ich habe mich mit ganzem Ernst endlich an meine Arbeit [Demetrius] angeklammert und denke nun nicht mehr so leicht zerstreut zu werden. Es hat schwer gehalten, nach so langen Pausen und unglücklichen Zwischenfällen wieder Posto zu faßen, und ich muste mir Gewalt anthun. Jetzt aber bin ich im Zuge." Einen Brief an Goethe, für den er die Verhandlungen mit Göschen bei der Herausgabe von Rameaus Neffen führte, schloß er mit der Bitte um Mitteilung des Elpenor (S. 88) und dem Wunsche: „Leben Sie recht wol und immer beßer!" Er hat an Goethe nicht wieder geschrieben. An Körner sandte er den letzten Brief am 25. April 1805. Er freute sich, daß die beßre Jahreszeit sich endlich fühlen laße und Mut und Stimmung wiederbringe. „Aber ich werde Mühe haben, die harten Stöße seit neun Monaten zu verwinden, und ich fürchte, daß doch etwas davon zurückbleibt. Die Natur hilft sich zwischen vierzig und funfzig nicht mehr so als im dreißigsten Jahre. Indessen will ich mich ganz zufrieden geben, wenn

mir nur Leben und leibliche Gesundheit bis zum funfzigsten Jahre aushält." Es war anders über ihn verhängt. Als er das letztemal mit seiner Schwägerin ins Theater fuhr oder vielmehr gieng [29. Apr. vgl. S. 242], äußerte er, sein Zustand sei ganz seltsam; in der linken Seite, wo er seit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, fühle er nun gar nichts mehr. — Am 1. Mai befiel ihn wieder ein Katarrhfieber. Er schien nicht bedenklich, empfieng Freunde und den durchreisenden Cotta, mit dem er einig wurde, die Geschäfte bei dessen Rückkehr von Leipzig abzumachen. Der Husten mehrte sich. Die Frauen suchten ihn ruhig zu erhalten. Der gewohnte Arzt Starke war mit der Großfürstin und Wolzogen in Leipzig. Schiller sehnte sich mehr nach dem Schwager als nach Starke. Am Abend des 6. Mai fieng er an, abgebrochen zu sprechen, doch nicht besinnungslos. Als seine Schwägerin am 7. Abends kam, wollte er, wie gewöhnlich, ein Gespräch anknüpfen, über Stoffe zu Tragödien, über die Art wie man die höhern Kräfte im Menschen erregen müße. Karoline antwortete weniger lebhaft als gewöhnlich, weil sie ihn ruhig halten wollte. Er sagte: „Nun, wenn mich niemand mehr versteht, und ich mich selbst nicht mehr verstehe, will ich lieber schweigen." Er schlummerte bald darauf ein, sprach aber viel im Schlafe. „Ist das eure Hölle, ist das euer Himmel?" rief er vor dem Erwachen. Am 8. Mai phantasierte er viel. Als Karoline Abends an sein Bett trat und fragte, wie es gienge, sagte er: „heitrer, immer heitrer." Es waren die letzten Worte, die sie von ihm hörte. Am neunten früh trat Besinnungslosigkeit ein; er sprach nur unzusammenhängende Worte. Als seine hohe Natur unterlag, als der Krampf sein Gesicht verstellte, hob seine Frau den gesunkenen Kopf auf, ihn in eine beßre Lage zu bringen. Er lächelte sie freundlich an und sein Auge hatte den Ausdruck der Verklärung. Sie sank an seinen Kopf; er küßte sie. Dies war das letzte Zeichen seiner Besinnung. Seine Frau schöpfte Hofnung daraus. Indem sie mit ihrer Schwe-

ster Karoline im Nebenzimmer saß und sagte, daß sie diesmal doch seiner guten Natur traue, rief der Bediente die Frauen. Der letzte Augenblick nahte. Vergebens wollte Lotte seine Hand erwärmen. Es war umsonst. Es fuhr wie ein elektrischer Schlag über seine Züge; dann sank sein Haupt zurück und die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz; seine Züge waren die eines sanft Schlafenden.

Der Eindruck, den die Todeskunde in Weimar machte, war gering. Goethe war krank und hielt sich zurück (S. 243). Schillers Angehörige waren zu tief gebeugt, um die Lage mit voller Fassung zu beherschen; es scheint selbst an Mitteln gefehlt zu haben, dem Verstorbnen eine angemeßne Leichenfeier zu bereiten. Nach einer Bekanntmachung vom 10. Mai wurde „bei der traurigen Stimmung, welche durch das unvermutete Ableben des allgemein geschätzten und um das Theater so sehr verdienten Herrn Hofrat von Schiller in Weimar, besonders bei dem Personal des fürstlichen Hoftheaters erregt worden, auf Ansuchen desselben die Sonnabendsvorstellung mit gnädigster Zustimmung ausgesetzt,“ bis dahin scheint also gespielt zu sein. Wie es heißt, war das „Ansuchen“ vorzugsweise von der Schauspielerin Jagemann ausgegangen, die sich entschieden geweigert habe zu spielen. Das Begräbnis fand Sonnabend 11. Mai spät Abends statt. Die Schneiderinnung würde die Leiche zu Grabe getragen haben, wenn nicht der Bürgermeister Schwabe Freunde und Verehrer des Dichters versammelt hätte, um dem entseelten Körper die letzte Ehre zu erweisen. Außer ihm nahmen daran Teil: Stephan Schütze, Heinrich Voß d. J., der Schauspieler Jagemann, der Bildhauer Klauer, der (spätere) Hofrat Helbig. Prof. L. F. v. Froriep aus Halle folgte dem Sarge. Die Nacht war hell, kalt und unfreundlich; die Straßen leer und öde. Als der Zug auf dem Markte, um mit den Trägern zu wechseln, anhielt, schloß sich der eben noch auf die in Naumburg empfangne Trauerkunde herbeigeeilte Schwager

Schillers, W. v. Wolzogen, dem Sarge an. Außer ihm und Froriep folgte niemand. Der Sarg wurde auf dem Jacobikirchhofe im alten Cassengewölbe, einer großen feuchten Gruft, zu zehn andern beigesetzt. — Als die Söhne Schillers zwanzig Jahre später die von Dannecker auf eigne Hand vollendete colossale Marmorbüste ihres Vaters an die Bibliothek zu Weimar schenkten, wurde die Gruft geöfnet und Schillers Gebein zusammengesucht, der Schädel aber (wenigstens ein Schädel, den man für Schillers erklärte) im Postamente der Büste verwahrt. Erst König Ludwig von Baiern setzte es durch, daß Schädel und Gebeine wieder vereinigt und beides am 16. Sept. 1827 in der Fürstengruft neben Goethe und Karl August beigesetzt wurde. Im J. 1838 wurde dem Andenken Schillers eine Statue in Stuttgart gesetzt, am 3. Sept. 1857 wurde die Doppelstatue in Weimar enthüllt, die ihn und Goethe im Bildwerk zusammenstellt, wie sie im Leben zusammengestanden, Beide Träger eines Kranzes.

Register.

Goethe's Schriften.

Schiller's Schriften.

Berichtigung. S. 19 Z. 8. v. o. l. 1773 (für 1774).

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

